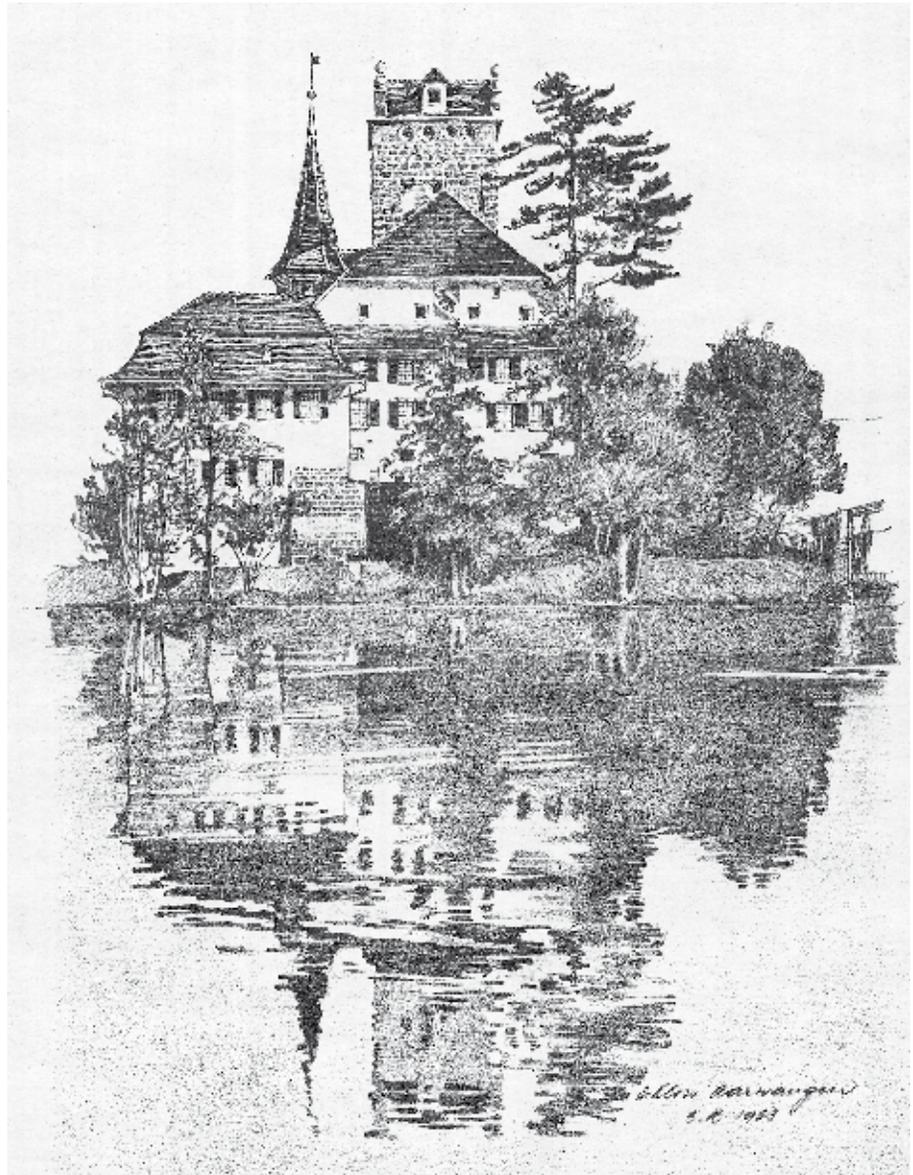


# Jahrbuch des Oberaargaus 2004







Schloss Aarwangen. Zeichnung von Carl Rechsteiner, 1963  
(zu den Beiträgen über Schloss Aarwangen und die Rechsteiner-Häuser)

Jahrbuch des Oberaargaus  
2004

Hauptsponsor dieses Jahrbuches: Merkur Druck AG, Langenthal

47. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau  
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlagbild: Fred Baumann: Winter im Bärkli, Rohrbachgraben. Öl

Geschäftsstelle: Mina Anderegg, 3380 Wangen a. A.  
Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Ein aktualisiertes Sachverzeichnis sämtlicher Jahrbücher ist im Internet unter [www.oberaargau.ch/jahrbuch](http://www.oberaargau.ch/jahrbuch) zu finden oder kann bei der Geschäftsstelle zum Selbstkostenpreis bezogen werden.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	7
(Simon Kuert, Langenthal)	
Ja, ein Mann zu sein, das wäre Freiheit! – Christoph Marthalers Theaterstück «Lina Böglis Reise» am Zürcher Schauspielhaus . . . . . (Ein Gespräch mit Catriona Guggenbühl, Zürich)	11
«Auch ich ging in die Kirche oder war wandernd schon darin» – Robert Walser wandert von Bern nach Huttwil . . . . . (Andres Meyer, Huttwil)	19
Zur Frage der Kategorie des Ewigen im Werke Jeremias Gotthelfs. . . . . (Thomas Multerer, Langenthal)	32
Das Kunsthaus Langenthal – Auch im Alter von 13 Jahren noch ein Abenteuer (Marianne Burki, Langenthal)	53
Schnipsel aus dem Papierkorb – Erinnerungen aus den Anfängen des Kunsthauses Langenthal . . . . . (Katharina Nyffenegger, Langenthal)	61
Haus und Land im Oberaargau – Rechsteiner-Häuser und ihre Landschaft. . . . . (Valentin Binggeli, Bleienbach)	67
Zwischenland – Eine mentale Topografie des Oberaargaus . . . . . (Michael Hermann, Zürich)	93
Die Lische (Carex brizoides) – Eine im Oberaargau verbreitete Waldpflanze. . . . . (Samuel Wegmüller, Mattstetten)	101
Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau, Teil 3 und Schluss: Das Bipperamt . . . . . (Ernst Rohrbach, Lotzwil)	111

Auf den Spuren der Eiszeit im Raum Wangen a. A. – Neue Erkenntnisse auf Grund von bodenkundlichen Untersuchungen im Endmoränengebiet des Rhonegletschers . . . . .	135
(Ueli Reinmann, Thunstetten)	
Zur Baugeschichte des Schlosses Aarwangen . . . . .	153
(Daniel Möri, Aarwangen)	
Die reformierte Kirche Huttwil nach der Innenrestaurierung von 2003/2004 . . .	173
(Jürg Rettenmund, Huttwil, und Hans Peter Würsten, Bremgarten b. B.)	
1817 erdrosselt und gerädert: Liebe, Leid und Mord in Langenthal. . . . .	185
(Ruedi Bärtschi, Langenthal)	
Hermann Bürgi aus Wangen a. A., 1864–1937 – Vom Zimmermann zum Gaswerkdirektor in New York . . . . .	198
(Max Gygax, Bern)	
Marie Rosa Götzold-Haudenschild, 1886–1969 – eine Oberaargauerin in Sachsen. . . . .	212
(Anna Katharina Heiniger, Thun)	
Goldener Nagel und Monsterkräne – Im Oberaargau wird die Bahn 2000 gebaut (Teil 4) . . . . .	232
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)	
Neuerscheinungen. . . . .	245
Organisation der Jahrbuchvereinigung. . . . .	253

# Vorwort

«Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise, mag lähmender Gewöhnung sich entrafen» – so schreibt Hermann Hesse in seinem berühmten Stufengedicht. Die Bereitschaft zu diesem stetigen Aufbruch hat uns zur 47. Ausgabe des Jahrbuchs geführt, die Sie in den Händen halten. Zum zweiten Mal ist es im neuen Format. Die guten Rückmeldungen von Leserinnen und Lesern auf den ersten Band im neuen Gewand haben uns Recht gegeben: Nur wer bereit ist, Gewohntes aufzubrechen und sich Neuem zu öffnen, kann im Computerzeitalter einer Buchreihe wie dem Jahrbuch Beständigkeit sichern.

Treue Leser werden sich erinnern: Vor einem Jahr schrieb Hans-Otto Mühleisen über die Beziehung des Klosters St. Peter im Schwarzwald zu den Orten Herzogenbuchsee, Huttwil und Seeberg. Dieser Aufsatz führte auch zu einem Aufbruch und zu einer Reise: Verfasser Hans-Otto Mühleisen lud die Freunde des Jahrbuchs zu einem Besuch ein. Die Jahrbuchvereinigung reiste nach St. Peter und konnte in der barocken Klosteranlage einen Teil der Abbildungen aus dem Buch im Original besichtigen. Der Kloster-Kenner Mühleisen führte durch die Kirche, die Bibliothek (Bild S. 9) und den Festsaal und sorgte dafür, dass die Jahrbuchvereinigung erstmals ihre Hauptversammlung jenseits der Landesgrenze durchführen konnte.

Von Aufbrüchen und Reisen ist auch im neuen Jahrbuch zu lesen. Zunächst in den literarischen Beiträgen. Einige Redaktionsmitglieder reisten nach Zürich und besuchten am Zürcher Schauspielhaus Christoph Marthalers Theaterstück «Lina Böglis Reise». In einem Gespräch mit der Hauptdarstellerin Catriona Guggenbühl versuchen sie zu ergründen, warum die «Bodenlina aus den Buchsibergen» mit ihrem Tagebuch Christoph Marthaler zu seiner viel beachteten Inszenierung inspirierte.

Von einer Reise Robert Walsers, dem wichtigen Deutschschweizer Autor zu Beginn des 20. Jahrhunderts, berichtet Andres Meyer. Es ist eine Wanderung von Bern nach Huttwil und handelt von den Eindrücken, die Walser auf ihr gewinnt.

Einen Aufbruch wagt Thomas Multerer mit seinem Versuch, einen neuen Zugang zu Gotthelfs Werk zu finden. Er sieht in der Kategorie des Ewigen ein konstituierendes Moment in Gotthelfs Dichtung. Dass wir im Gotthelf-Gedenkjahr (150. Todestag) in unserem Jahrbuch dem Emmentaler Pfarrer und Dichter einen Aufsatz widmen, hat seinen Grund auch im Wirken Gotthelfs im Oberaargau und seiner dichterischen Verarbeitung der Erfahrungen mit den Menschen und der Landschaft in diesem Landesteil. Eine Reise durch diese Landschaft, vorbei an den Häusern, die Carl Rechsteiner gezeichnet hat, ermöglicht uns Valentin Binggeli in seinem Beitrag: «Haus und Land im Oberaargau – Rechsteiner-Häuser und ihre Landschaft».

Einen besonderen Aufbruch in der historischen Literatur wagte vor drei Jahren der Schriftsteller Pirmin Meier mit dem Buch «Mord, Philosophie und die Liebe der Männer». Darin wird auch der Mord des Geliebten des Langenthaler Anwaltes Abraham Desgouttes beschrieben. Ruedi Bärtschi nimmt dieses Verbrechen auf und stellt es in einem Aufsatz in das Langenthaler Umfeld des Jahres 1817.

Aufbruch, Reise – Stichworte aber auch für die weiteren Jahrbuchbeiträge: Ein wagemutiger Aufbruch war vor 13 Jahren die erste Ausstellung im neu gegründeten Langenthaler Kunsthaus. Sie war Ferdinand Hodler gewidmet. Seither hat das Kunsthaus eine nationale Bedeutung erlangt und wurde 2003 für den erfolgreichen, heute 13-jährigen Weg mit dem kantonalen und städtischen Kulturpreis geehrt. «Auch im Alter von 13 Jahren noch ein Abenteuer» nennt Marianne Burki ihren Beitrag, und Katharina Nyfenegger nimmt «Schnipsel aus dem Papierkorb» und erinnert sich an die Anfänge des Langenthaler Kunsthauses.

Schon früher brach die Niederbipperin Marie Rosa Haudenschild zu neuen Ufern auf und verheiratete sich 1913 in Planitz (Sachsen). Das Dorf gehörte in den Jahren 1945–1989 zur DDR. Anna Katharina Heiniger hat in ihrer Maturarbeit die Briefe analysiert, welche die Oberaargauerin in der DDR-Zeit in die Heimat schrieb. Sie hat für das Jahrbuch die Arbeit zusammengefasst. Ein anderes Auswandererschicksal beschreibt Max Gygax mit dem Porträt von Hermann Bürgi aus Wangen,

Die Mitglieder der Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau mit Hans-Otto Mühleisen (2. v. links) in der Bibliothek des ehemaligen Klosters St. Peter im Schwarzwald.  
Foto Jürg Rettenmund



der es in der Weltstadt New York bis zum allseits geschätzten Leiter des Gaswerks brachte.

Ein Atlas ist eine Sammlung geografischer Karten in Buchform. Er lädt ein zu Reisen mit dem Zeigefinger, über Länder, Kontinente, Ozeane. Auf eine ganz besondere Reise nimmt uns Michael Hermann mit, der einen Atlas der politischen Landschaften der Schweiz verfasst hat und uns hier aus seiner Forschungsarbeit eine «mentale Topografie des Oberaargaus» präsentiert.

Zu einer Waldwanderung brechen wir mit Samuel Wegmüller auf. Er erzählt uns von der Lische, einer im Oberaargau verbreiteten Waldpflanze, und Ernst Rohrbach führt uns in seiner Serie über bemerkenswerte Bäume im Oberaargau hinüber ins Bipperramt.

Auf eine Reise zurück in die Eiszeit führt der Aufsatz von Ueli Reinmann. Er berichtet von neuen Erkenntnissen auf Grund von bodenkundlichen Untersuchungen im Raum Wangen a. A. Weniger weit zurück liegt der Baubeginn des Wahrzeichens des Amtes Aarwangen, des Schlosses an der Aare. Daniel Möri stellt die Baugeschichte aus dem Blickwinkel eines Wanderers dar, der zu verschiedenen Zeiten von der Eyhalde zum Schloss und seiner Brücke blickt.

«Auch ich ging in die Kirche oder war wandernd schon darin» – schreibt

Robert Walser. Wie sich die Huttwiler Kirche nach der Innenrestaurierung von 2003/2004 präsentiert, erfahren wir von Jürg Rettenmund und von Hans Peter Würsten. Mit Reisen hat auch der Beitrag von Herbert Rentsch zu tun. Er berichtet über die Bahn 2000 im Oberaargau. Der Leser wird in diesem Jahrbuch Beiträge über das wirtschaftliche Geschehen im Oberaargau vermissen. Das hat seinen Grund. Gleichzeitig mit dem Jahrbuch erscheinen die Langenthaler Heimatblätter. Es ist 2004 ein Buch über die Langenthaler Wirtschaftsgeschichte mit dem verheissungsvollen Titel: «Metall – Textil – Porzellan – Frites und Chips». Wir hoffen, dass die wirtschaftlich interessierten Jahrbuchleserinnen und -leser in den Aufsätzen der Heimatblätter, die in verschiedener Hinsicht von wirtschaftlichen Aufbrüchen im Oberaargau handeln, eine hilfreiche Ergänzung unseres Jahrbuchs finden werden.

Langenthal, im August 2004

Simon Kuert

Redaktion

Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident

Valentin Binggeli, Bleienbach

Martin Fischer, Herzogenbuchsee

Simon Kuert, Langenthal

Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee

Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee

Fredi Salvisberg, Wiedlisbach

Daniel Schärer, Schwarzenbach-Huttwil

Renate Wüthrich, Langenthal

## Ja, ein Mann zu sein, das wäre Freiheit!

Christoph Marthalers Theaterstück «Lina Böglis Reise»  
am Zürcher Schauspielhaus

Ein Gespräch mit Catriona Guggenbühl



Christoph Marthaler. Aus dem Programmheft des Théâtre Vidy-Lausanne 1998. Foto David Baltzer

**Ein Abend von Christoph Marthaler  
nach Texten von Lina Bögli**

Catriona Guggenbühl  
Michael von der Heide  
Albi Klieber  
Clemens Sienknecht  
Graham F. Valentine

Regie . . . . . Christoph Marthaler  
Ausstattung . . . . . Franziska Rast  
Musikalische Leitung . . . Clemens Sienknecht  
Dramaturgie . . . . . Andrea Schwietter  
Licht . . . . . Torsten König

Besetzung des Stücks.  
Aus der Einladung zur Berliner  
Premiere von «Lina Böglis Reise»  
am 21. November 1996

Vor einem Jahr besuchten Mitglieder der Jahrbuch-Redaktion im Zürcher Schiffbau eine Aufführung von «Lina Böglis Reise». Sie waren nach der Aufführung derart begeistert und berührt, dass spontan die Idee aufkam: Da muss etwas ins Jahrbuch. Immerhin ist doch beachtenswert, dass einer einfachen Oberaargauerin – war sie auch vor hundert Jahren weltberühmt geworden durch ihr Reisebuch – ein Theaterstück gewidmet ist, aufgeführt unter anderem in Basel (Uraufführung 1996 am Internationalen Theaterfestival), in Berlin auf der Volksbühne am Rosa Luxemburg-Platz und schliesslich in Zürich wochenlang.

Im Programmheft des Stücks steht auf der Titelseite: «Ein Abend von Christoph Marthaler nach Texten von Lina Bögli.» Die Aufführungen gehen zurück auf Lina Böglis Reise-Tagebuch «Vorwärts», das nach seinem Erscheinen 1904 weltweit eine begeisterte Aufnahme fand und in der Folge Übersetzungen in neun Sprachen erlebte.

Der Wagemut der kleinen Frau von der Oschwand war schon seinerzeit bewundert worden. Doch sie war nicht alle Tage guten Muts. Sie hatte gegen manche Widerstände anzukämpfen, auch solche in sich selbst. Einem frühen Tagebuch vertraute sie den Seufzer an: «Uns Frauen sind die Schranken eng gezogen, dass man sich nicht gehörig rühren kann ohne anzuprallen. Ja, ein Mann zu sein, das wäre Freiheit!»

In einem Gespräch, das Valentin Binggeli, Daniel Schärer und Christine Wächli am 15. April 2004 im Zürcher Schiffbau führten, gab Catriona Guggenbühl Auskunft über die moderne Adaption für die Bühne. Sie ist die Hauptdarstellerin des Stücks in der Rolle der Lina Bögli.

*Jahrbuch des Oberaargaus: Wie kam das «Bodenlina» aus den Buchsibergen zur Ehre einer Aufführung im Zürcher Schauspielhaus?*

Catriona Guggenbühl: Das fing damit an, dass ich um 1995 angefragt

### Die Person

Carolina Bögli wird am 15. April 1858 auf der Oschwand im Kanton Bern als jüngstes Kind eines Kleinbauern geboren. Sie wächst in einfachen Verhältnissen auf, muss schon als Kind hart arbeiten. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter wird sie im Alter von zwölf Jahren für ein Jahr in den Berner Jura geschickt, um Französisch zu lernen. Es folgt eine Anstellung bei einer Schweizer Familie in Neapel.

1883 bis 1886 arbeitet Lina Bögli als Kindermädchen bei einer polnischen Familie und wird zusammen mit der Tochter des Hauses in Literatur, Geschichte und Sprache unterrichtet.

Mit 28 Jahren tritt Lina Bögli als weitem älteste Schülerin in die «Ecole supérieure» in Neuenburg ein. Diplomabschluss 1888. Es folgen Aufenthalte als Erzieherin in England und Polen.

Ab 1914 lebt Lina Bögli in Herzogenbuchsee im «Kreuz», dem ersten schweizerischen Gemeindehaus mit Pensionszimmern und einem alkoholfreien Restaurant. Bis zu ihrem Lebensende erteilt sie Sprachstunden und hält Vorträge über ihre Weltreisen. Kurz vor Weihnachten 1941 stirbt Lina Bögli im Alter von 83 Jahren. Sowohl ihren Grabstein wie auch das Leichenmahl hatte sie schon im Voraus bestimmt und bezahlt und damit ihre Unabhängigkeit bis in den Tod bewiesen.



wurde für eine Lesung am Theater am Neumarkt. Thema der Lesung: Frauen auf Reisen. Man gab mir das Buch von Lina Bögli, ich solle daraus vorlesen. Das machte ich. Ich empfand Lina Bögli als lustige, als spannende Person, dazu mit diesem unfreiwilligen Humor. Und fand: Das wäre doch ein Stoff! Als Schauspieler denkt man natürlich gleich: auf die Bühne bringen.

Ich dachte erst an eine Lesung. Dachte, Michael von der Heide, mit dem ich schon lange befreundet bin, könnte dazu Lieder singen. Das erzählte ich Christoph Marthaler. Als dieser später vom «Theater der Welt» in Basel angefragt wurde, ob er etwas Kleines machen würde, so einen «kleinen Marthaler», kam ihm wieder in den Sinn, dass ich einmal von Lina Bögli und ihrem Buch erzählt hatte. Ich las ihm vor – und er fand: Ja, das ist in der Tat interessant, da kann man etwas machen draus, die Figur ist spannend. So fing alles an.

Bald begannen die Proben für Basel. Dann kam noch die Idee von einem Radiosprecher auf, der immer wieder aus dem Leben von Lina berichten sollte. Weiter kam so eine Figur wie ein Tourist dazu – gespielt von Graham Valentine – der Texte liest, zum Teil in Englisch, was doch passt zu Lina Bögli, die derart in der Welt herum gekommen ist und die ihr Buch ja zuerst englisch geschrieben hatte.

Bild S. 12:  
Schauspielhaus Zürich.  
Premiere von «Lina Böglis Reise»  
am 4. November 2002.  
Catriona Guggenbühl als  
Lina Bögli.  
Foto Leonard Zubler, Adliswil

*War es sozusagen Liebe auf den ersten Blick?*

Ja, das war schon so etwas. Ich weiss noch, als ich es zum ersten Mal las, hat es mich sehr angesprochen; ich fand, diese Person ist so besonders, so einmalig. Man kann sie ja nicht unbedingt ein Flaggschiff der Emanzipation nennen. Aber sie hat so etwas Eigenes, hat einen besonderen Witz, dieses «Persönli», das sich einfach vornimmt, in die Welt zu reisen, und das immer recht schweizerisch bleibt. Schon beim ersten Lesen des Buches dachte ich: Oh, das könnte etwas geben fürs Theater! Ja, es war schon ein wenig Liebe auf den ersten Blick.

*Fühlen Sie sich Lina Bögli nahe? Oder steht hinter der Rolle «normale» schauspielerische Interpretation?*

Ich kann nicht sagen, dass ich mich ihr nahe fühle. Es ist mir etwa wieder gesagt worden: Die Rolle ist dir auf den Leib geschrieben. Das finde ich überhaupt nicht. Natürlich, wenn man sich dann vertieft beschäftigt mit der Person und ihre Texte liest und auswendig lernt, macht man sich mit der Zeit ein Bild, macht sich schon Einiges zu eigen. Aber ich würde nie sagen, ich verkörpere Lina Bögli. Wenn jemand sie kannte, würde er wohl sagen: So wie ich sie spiele war sie überhaupt nicht. Wir haben halt von ihr und ihrem Buch genommen, was uns wichtig war, was für die Bühne richtig war.

Und immerhin, sie hat ja durchaus etwas Unsympathisches an sich: So dies Strenge, dies Lehrgottenhafte, dies Selbstkasteiende: das liegt mir fern. Ich bewundere an ihr, dass sie so alleine reisen ging. Ich könnte das nie, ich hätte viel zu viel Angst. Ich bin nicht so eine «Reiserin». Aussergewöhnlich finde ich, dass sie diesen Aufbruch wagte, ich finde ihre Neugier schön und ihren Humor, diesen bestimmten Witz. Ob sie das überhaupt gehabt hat? Es gibt immerhin Fotos von ihr, da schaut sie schön streng drein, so mit ihrem Mäulchen. – Ich bin Lina Bögli im Buch und auf der Bühne nahe gekommen.

Am Anfang war es sicher «normale schauspielerische Interpretation». Das Ungewöhnliche war, dass ich sie «entdeckt» hatte und mit ihr zu Christoph Marthaler ging: Schau, das finde ich interessant. Oft ist es ja umgekehrt, hat der Regisseur eine Faszination und fragt: Würdest du das gerne spielen? Das ist für mich das Besondere, ich hatte es sozusagen herausgefunden, ich empfand es irgendwie als meins. Und hat man ein Stück so oft gespielt – es sind jetzt hundert Mal – wird mit der

Page quatrième. Ce livret est de 32 pages.

**Signalement. — Connotati.**

Age: Né le *Baare 1858*  
 Alter: geb. der *Baare 1858*  
 Età: nato il *Baare 1858*

Stature  
 Gestalt  
 Corporatura

Taille *148* Centimètres  
 Höhe *148* Centimètres  
 Statura *148* Centimetri

Cheveux *blonds*  
 Haare *blond*  
 Capelli *blondi*

Front  
 Stirne  
 Fronte

Sourcil  
 Augenbrauen  
 Sopracciglia *blonde*

Yeux *bleus*  
 Augen *blau*  
 Occhi *blau*

Bouche  
 Mund  
 Bocca

Vierge  
 Gesicht  
 Viso

Signes particuliers  
 Besondere Kennzeichen  
 Segni particolari

Signature du porteur:  
 Unterschrift des Inhabers: — Firma del titolare:  
*Carolina Bögli*

Vierte Seite. Dieses Büchlein umfasst 32 Seiten.  
 Pagina quarta. Questo libretto consta di 32 pagine.

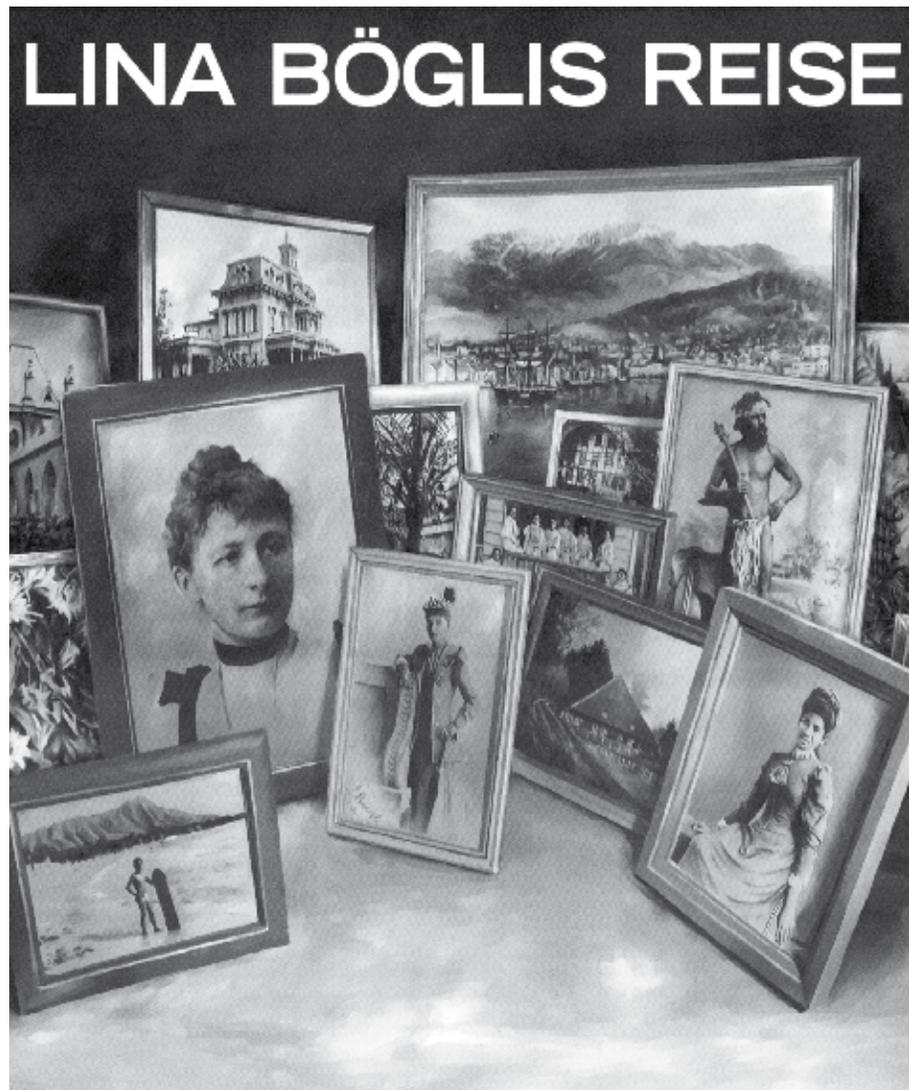
Seite 4 mit dem Signalement  
in Lina Böglis Reisepass von 1928

### Die Reise

«Meine liebe Elisabeth! Höre und staune! Ich bin auf dem Punkt, eine Reise um die Welt zu unternehmen, ganz allein und sozusagen ohne Geld!» – Auf den Tag genau zehn Jahre sollte die Reise dauern, die Lina Bögli am 12. Juli 1892 antrat. Mutterseelenallein und völlig mittellos fuhr sie zunächst für mehrere Jahre nach Australien, wo sie sich ihren Unterhalt als Lehrerin in Privatschulen verdiente. Später führte sie die Reise nach Neuseeland, Samoa, Hawaii, in die USA und nach Kanada.

Es war jedoch nicht etwa pure Abenteuerlust, die sie zu dieser Weltreise veranlasste – sie begab sich vielmehr in eine Art freiwilliges Exil, nachdem sie in einem polnischen Offizier die Liebe ihres Lebens gefunden hatte. Da sie jedoch fürchtete, seine Karriere durch die Annahme seines Heiratsantrages zu zerstören, wählte sie pflichtbewusst die räumliche Distanz als Flucht vor ihrer Liebe. Der polnische Offizier stand pünktlich nach zehn Jahren am Krakauer Bahnhof, um Lina Bögli abzuholen. Er wiederholt seinen Antrag – sie aber entsagt erneut und zog ihre Unabhängigkeit vor. Sie zog sich zu polnischen Freunden zurück und begann ihre Reiseerlebnisse niederzuschreiben. Den wahren Grund für ihre Reise verrät sie darin jedoch nicht.

Einladungskarte Zürich 1998.  
Collage von Reisefotos. Links Porträt von Lina Bögli 1892, rechts davon Lina Bögli in Sydney 1894



# LINA BÖGLIS REISE

Ein Abend von  
**Christoph Marthaler**  
nach Texten von Lina Bögli

SEV-Halle Zürich, 4.-8. Februar 1998, 20 Uhr

Schauspielhaus Zürich.  
Premiere von «Lina Böglis Reise»  
am 4. November 2002.  
Catriona Guggenbühl  
als Lina Bögli und Michael von  
der Heide «in Marthalers  
vielleicht schönster Arbeit»  
(Urs Strässle in TA 1.6.2004).  
Foto Leonard Zubler, Adliswil



Grabstein von Lina Bögli  
auf dem Friedhof Oschwand.  
Foto Ruedi Flückiger

Zeit schon etwas mehr als nur schauspielerische Interpretation daraus, da wird es so etwas wie Heimat, so vertraut.

*Haben Sie einen Bezug zum Oberaargau, zur Herkunftslandschaft von Lina Bögli?*

Wir waren auf der Oschwand, bei Ruedi Flückiger; vor diesem Besuch hatte ich noch keine Beziehung zum Gebiet. An den Besuch aber denke ich gern zurück. Es war Frühling, wir sassen im Zimmer mit dem grossen Ausblick, lasen in Lina Böglis Tagebüchern, schauten hinaus in die Hügel, tranken Holundersirup. Das gab eine Verbindung. Dann waren wir auch in Herzogenbuchsee, im «Kreuz», wo sie im Alter wohnte, gingen in ihr Zimmer. Doch heute ist Lina Bögli für mich die Gestalt auf der Bühne.

Übrigens kommt auch im Stück die Oschwand immer wieder vor und «s Bodelina» und wie es aufwuchs. Das ist schon etwas Aussergewöhnliches, wie so ein Bauernmädchen auf eine solche Reise geht. Es gab ja viele reisende Frauen, doch das waren reiche oder gebildete. Und sie, sie kam aus einfachsten Verhältnissen, hatte den grossen Traum, Lehrerin zu werden – und reiste in die Welt hinaus. Insofern ist ein Bezug schon

*Das Tagebuch*

Ihre Erlebnisse, die Eindrücke, die ihr exotische Sitten und Gebräuche hinterlassen, beschreibt Lina Bögli in Briefen an eine fiktive Freundin. 1904 erscheinen diese zunächst in Philadelphia und London auf englisch unter dem Titel «Forward». Dem Buch ist von Anfang an ein durchschlagender Erfolg beschieden. 1906 erscheint die deutsche Übersetzung, betitelt «Vorwärts» (Huber Frauenfeld). Es folgen Übersetzungen in insgesamt neun Sprachen. Das Spannende an diesem Reisebericht, der lange Zeit vergriffen war und 1990 beim Zürcher eFeF-Verlag unter dem Titel «Talofa» neu aufgelegt wurde, ist seine eigentümliche Mischung aus entdeckerrischer Neugierde und Vorurteilen, aus bewundernswertem Wagemut und rigider Selbstdisziplin. Trotz aller Entdeckerfreude sucht Lina Bögli bis zum Ende ihrer Reise die Schweiz im exotischen Ausland: «Und mag man Ceylon hundertmal das Paradies der Welt nennen, ich würde dennoch behaupten, dass es in der Heimat schöner ist. Ich gestehe ganz offen, dass ich noch immer eine schöne Schweizer Tanne oder Eiche diesen himmelragenden Palmen vorziehe.» Eine zweite grosse Reise führt Lina Bögli 1910 bis 1913 nach China und Japan. Ihre Erlebnisse beschreibt sie in ihrem zweiten Buch, «Immer Vorwärts», das 1915 bei Huber in Frauenfeld erscheint.

da, nicht direkt zur Oschwand als Ort, sondern indirekt über sie, die herkam von der Oschwand. Für mich hat Lina Bögli etwas Heimatliches, Schweizerisches. Sie geht in die Fremde, und vergleicht stets alles mit daheim, und immer einseitig. So sagte sie sinngemäss in der Südsee: Die Früchte hier sind wunderbar, doch geht mir nichts über einen Apfel aus der Schweiz.

*Sagt Ihnen das Stück besonders zu?*

Ja, das ist klar, ich habe es ja ausgewählt, es ist mir sehr gelegen. Und: Man merkt, dass es die Leute berührt, einerseits durch die Figur der Bögli, andererseits durch Marthalers Inszenierung und natürlich auch durch die Lieder. Es spricht die Besucher an, junge wie alte. Es kamen zahlreiche Leute zu mir, nicht nur ältere, die sagten: Das Stück gab mir Mut – das könnte ich doch auch einmal probieren.

Ein ander Mal kam eine junge Frau und erzählte mir zwei, drei Wochen nach der Aufführung: «Als ich «Lina Bögli» gesehen hatte, sagte ich zu mir: Ja, ja, das ist ja ganz okay. In der nächsten Nacht aber hatte ich einen Traum. Ich sah Lina Bögli auf einem Felsen am Meer, in der Brandung, die Wellen schlugen hart ans Ufer. Doch Lina, sie stand ganz gerade da. Dadurch kam ich zur Einsicht: Ja, eigentlich war es doch ein ganz besonderer Abend.» – Sehen Sie, so wirkt es nach. Solches und Ähnliches bekomme ich immer wieder zu hören.

*Wer hat die Text-Vorlage erarbeitet? Wie weit war Team-Arbeit dabei?*

Vorerst wählte ich mit Andrea Schwieter, der Dramaturgin, und mit Christoph Marthaler aus Bögli's Reisebuch einzelne Textpassagen aus. Das waren anfangs sehr viele. Wir dachten oft: O Gott, das möchte ich auch drin haben. Doch wir hatten uns zu beschränken. Andererseits wurden auch Stellen aus der Biografie von Elisa Strub aufgenommen. Das liest zum Teil der Radiosprecher. Schliesslich schlug Graham Valentine gewisse Lieder und ein, zwei Gedichte vor. Es entstand gewissermassen eine Collage. Ja, es war recht ausgeprägt das Werk eines Teams.

*Ist Ihre Rolle überdurchschnittlich anspruchsvoll?*

Nein, das kann man so nicht sagen. Nein, es ist eine übliche Rolle. Zudem wird das Stück stark mitgetragen von meinen Kollegen, von Graham Valentine, von Michael von der Heide, von Albi Klieber – seit sei-

Schauspielhaus Zürich.  
Premiere von «Lina Böglis Reise»  
am 4. November 2002.  
Graham F. Valentine,  
Catriona Guggenbühl,  
Clemens Sienknecht,  
Michael von der Heide.  
Foto Leonard Zubler, Adliswil



nem Tode von Ueli Jäggi. Dazu kommt der Pianist Clemens Sienknecht. Alles harmoniert sehr schön. Jeder einzelne ist super und trägt zu einem Ganzen bei und ebenso zur Stimmung. Zudem wird sehr präzise gearbeitet. Das trägt mich sehr, das macht es leichter für mich. Natürlich ist es ein Stück von Marthaler, aber es ist wesentlich mit geprägt von allen Spielern.

Ja, gewiss gelingt nicht jeder Abend gleich. Aber wir spielen es jetzt schon hundert Mal und «es faht nie a gwaggle, es verhebet». Und was immerhin interessant ist: es wurde auch im Ausland gut aufgenommen. Von Basel aus ging «Lina Böglis Reise» an die Volksbühne Berlin. Dort ist ein ganz anderes Publikum, ich hatte anfangs Bedenken: Lina Bögli wird diese Deutschen wohl kaum interessieren. Erstaunlicherweise kam das Stück extrem gut an – ähnlich wie hier in Zürich; gerade auch die Ostdeutschen haben das gut verstanden. Entgegen unsern Befürchtungen hatte Lina Bögli auch in Frankreich Erfolg. Einzig in Budapest konnte man etwas weniger anfangen damit. Einer erklärte mir, gewisse Zeichen, die wir gleich erkennen, seien in Ungarn schwer verständlich. Etwa Details wie jenes vom Teebeutelchen, das Lina mehrmals benützt.

*Irgendwo auf der Welt gibt's ein  
kleines bisschen Glück*

Ich hab' so Sehnsucht,  
ich träum so oft:  
einst wird das Glück mir nah' sein.  
Ich hab' so Sehnsucht,  
ich hab' gehofft,  
bald wird die Stunde da sein!  
Tage und Nächte wart' ich darauf,  
ich geb' die Hoffnung niemals auf!

Irgendwo auf der Welt  
gibt's ein kleines bisschen Glück,  
und ich träum' davon  
in jedem Augenblick.

Irgendwo auf der Welt  
gibt's ein bisschen Seligkeit,  
und ich träum' davon  
schon lange, lange Zeit.

Wenn ich wüsst', wo das ist,  
ging' ich in die Welt hinein,  
denn ich möcht' einmal  
recht so von Herzen glücklich sein.  
Irgendwo auf der Welt  
fängt der Weg zum Himmel an.  
Irgendwo, irgendwie, irgendwann.

Von all' den Sternen  
in dunkler Nacht  
muss auch für mich ein Stern sein.  
Wenn er aus Fernen  
mir tröstend lacht,  
dann kann mein Tag nicht fern sein.  
Wenn mich das Schicksal  
einmal verwöhnt,  
hab' ich mich nicht umsonst geseht.

Irgendwo auf der Welt  
gibt's ein kleines bisschen Glück,  
und ich träum' davon  
in jedem Augenblick.

Irgendwo auf der Welt  
gibt's ein bisschen Seligkeit,  
und ich träum' davon  
schon lange lange Zeit.

Wenn ich wüsst', wo das ist,  
ging ich in die Welt hinein,  
denn ich möcht' einmal  
recht so von Herzen glücklich sein.  
Irgendwo auf der Welt  
fängt der Weg zum Himmel an.  
Irgendwo, irgendwie, irgendwann!

Ein abschliessendes Wort zu einem aktuellen Projekt: In Polen wird an einem biografischen Roman über Lina Bögli gearbeitet. Zudem ist im Landgut der Familie Sczaniecki in Krakau, wo Lina Bögli von 1889 bis 1892 als Lehrerin wirkte, ein Lina Bögli-Museum im Entstehen. In Verbindung damit soll in Polen auch unser Stück gespielt werden. So wird die Lina Bögli also nach über hundert Jahren nochmals nach Polen reisen. Doch sind das vorerst Zukunftspläne, aber spannende.

*Das Oberaargauer Jahrbuch dankt Catriona Guggenbühl ganz herzlich  
für das aufschlussreiche Gespräch.*

### *Quellenhinweis*

Die Texte des Theaterstücks sind den folgenden Schriften, bzw. Quellen, entnommen:

Lina Böglis Buch «Talofa» (eFeF Verlag, Wettingen 1990)

Elisa Strubs Würdigung «Lina Bögli – ein reiches Frauenleben» (Schweizer Spiegel, Zürich, 1949)

Lina Böglis unveröffentlichten Reise-Tagebüchern und weiteren handschriftlichen Dokumenten (Nachlass bei Ruedi Flückiger, Neuhaus/Oschwand)

Für unsern Beitrag benützten wir neben den eben genannten Quellen weitere Nachlass-Akten – für die wir ebenfalls Ruedi Flückiger zu herzlichem Dank verpflichtet sind –, ferner vor allem das Programmheft 2002/2003 des Zürcher Schauspielhauses, gestaltet von Dramaturgin Andrea Schwieter (diesem sind insbesondere die Texte über die Person Lina Böglis, ihre Reise und ihr Tagebuch entnommen, ebenso das Lied «Irgendwo auf der Welt»).

Verwiesen sei endlich auf frühere Beiträge über Lina Bögli im Jahrbuch des Oberaargaus:

1987 von Werner Staub über Leben und Wirken

1996 von Ruedi Flückiger zur Frage der «Realität» der Reisen

In all den genannten Unterlagen sind weitere bibliografische Hinweise zu finden.

## «Auch ich ging in die Kirche oder war wandernd schon darin»

Robert Walser wandert von Bern nach Huttwil

Andres Meyer

In einem Brief vom 17. April 1921 schreibt der Dichter Robert Walser an Frieda Mermet: «Ich bin jeden Samstag lebhaft spazieren gegangen und habe Bern's Umgebung genau kennen gelernt. So war ich auch im Emmenthal, in Sumiswald, und Huttwil und Burgdorf ...»<sup>1</sup>

Noch im gleichen Jahr hat er darüber unter dem Titel «Reise ins Emmental» im «Leipziger Tagblatt» folgenden Text veröffentlicht:

*Da es früher Tag und zudem Sonntag war, so beschloss ich, ins Emmental zu wandern. Das Gehen liess sich gut an; mich freute es, mich leistungsfähig zu sehen. Mit dem schimmernd hellen Wetter war ich überdies sehr zufrieden.*

*Leute begegneten mir, die zur Kirche gingen; ich hatte in einem fort zu grüssen und tat es gern. Auch ich ging in die Kirche oder war wandernd schon darin, denn die Natur war für mich ja göttlich.*

*Im Gehen ass ich ein Stück Schokolade. Einer, der nicht recht reden konnte, fragte mich um Auskunft; ich sprach mit dem Armen wie ein Vater. Wie hübsch ist's, einmal so recht herablassend zu tun; man kommt sich dabei gross vor.*

*Vor mir ging ein Braut- oder Ehepaar, der Mann trug einen Rucksack, der voll Nahrungsmittel sein mochte. Bald grüsste ich einen Menschen, bald ein Haus, bald ein Stückchen Wald. Ich liebe nie bloss ein einzelnes; bei mir ist's womöglich immer ein Mannigfaltiges.*

*Autos fahren heran, ferner Velos und Fuhrwerke; ich will aber en gros verfahren und derlei détail weglassen.*

*Immerhin sei mitgeteilt, dass ich in einer Gegend ging, wo ein Tal ins andere führt, viele schöne Bauernhöfe abseits auf luftiger Anhöhe liegen. Die Erde stellte sich hier in aller Eigentümlichkeit dar, nahm die ungezwungensten Formen an. Red' ich nicht schier im Hochschulton?*



Robert Walser 1878–1956

*Um so zuversichtlicher fahr' ich fort und berichte von einem Mädchen mit Goldlocken und blauen Augen, das dem Wanderer von einem geschnitzten Balkönchen herab gute Reise wünschte; sowie von einem Schloss mit bemalter Fassade. Wie schön ist ein solches vom sinnenden, bildenden Kunstfleiss belebtes Gebäude.*

*Ich kam ins Dorf Lützelflüh, wo Jeremias Gotthelfs Denkmal steht. Fast hatte ich Lust, den Hut zu lüften, liess es aber lieber bleiben.*

*Eine Schar junger Mädchen stand um das Monument; die wurden samt dem Landschaftshintergrund und dem Mahnen an einen grossen Geist friedlich photographiert. Auf der Strasse spazierten Menschen, und über das warme, sonnige Land tönten die Glocken.*

*Ein junger Herr ging neben mir, der einen Kuchen trug. Ich liess den Träger sanft hinter mir; dachte nicht, dass ich ihn bald wiedersähe. Aus Ortskenntnis machte ich einen Umweg und traf daher zum zweiten Mal mit dem Zuckerbäckerprodukt zusammen.*

*Zwischenhindurch könnte ein Blumenmätteli erwähnt sein, ich tue es nur flüchtig. Dafür schlägt es jetzt zwölf Uhr; der Ausflügler langte in Sumiswald an und trat in den «Bären», um zu speisen. Es gab Forelle, dann eine Bernerplatte, worauf Creme folgte. Das ganze begleitete ein vortrefflicher Wein.*

*Die Tischgesellschaft bestand aus zwei Herren, wovon einer nach Schluss der Tafel mit mir weiterzog, indem es zu zweien unterhaltender wäre, womit ich übereinstimmte.*

*Mein neuer Bekannter war Bauführer, der zu Huttwil wohnte, auf das auch ich hinzielte. Unter allerhand Gespräch kamen wir zu einem Berggasthaus. Die Stube war dicht voll Gäste. Einer rühmte den Wirt Weiermann in Affoltern. Derselbe stehe weithin im besten Ruf.*

*Abends kamen uns in einem Walde Mädchen entgegen, die so gut sangen, dass auf ihre Lieder lauter Loblieder hätten erklingen sollen. Dann wäre die Gegend ein einziges freudiges Tönen gewesen.*

*Sollte es nicht mit allem Menschlichen so sein? Freude und Vergnügen gingen dann miteinander. Jede Zufriedenheit sähe sich mit jeder andern verbunden, alles Handeln gewänne den Beifall aller – Phantasien, die auf einem anheimelnden Spaziergang und an wohligh vorbeistreichendem Sonntagabend erlaubt sein mögen. Inzwischen erreichten beide Fussgänger obgenanntes Städtchen, suchten einige Restaurants ab und traten hernach in den «Mohren», um zu soupieren.*



Vermutlich ging Walser 1921 am Berggasthof im Oberwald vorbei. Foto Verfasser

*Im Schlafgemach, das mir angewiesen wurde, erblickte ich eine Kollektion Bilder. Eines hiess «Treue», das andere «Unschuld», ein drittes «Die Blumen der Tugend» usw.*

*«Unschuld» hielt ihr Fingerchen am Mund. Was für allerliebste Lippen! Welch reizender Blick! Unwillkürlich vernahm ich Musik, doch spielte niemand.*

*Ich ging ins Bett und schlief prächtig; folgenden Tags trat ich den Rückweg an. Ach, herrlicher Morgen! Mehr will ich nicht ausrufen, darf aber vielleicht beifügen, dass mich die goldig-blaue Luft, der Sonnenschein, der Wind und die Wolken entzückten.*

*Das Glück ging mir mit Tänzerschritten voran. Solch schönen Tag dachte ich nie erlebt zu haben. Sind wir guter Dinge, so ist's uns, als wären wir es nie zuvor so sehr gewesen. Liebenswürdige und schöne Täuschung! Fleissig schritt ich hin und kam nach Affoltern, wo ich bedauerte, auf Weiermann verzichten zu müssen, da es noch zu früh war, doch spräch ich gewiss später einmal gern vor.*

*In Windungen ging es sachte den Berg hinauf; in den Äckern arbeiteten Männer und Frauen. Schön sah es aus, wie einer auf erhobenem Felde Samen auswarf, die Gestalt sich von der hellen Luft anschaulich abhob. Unten im Lande lagen Dörfer und Städte. Einige Zeit nachher war ich in Burgdorf. Auf dem dortigen Schloss herrschte einst das Geschlecht der Kyburger.*

*Der Nachmittag verlief gelinde und angenehm, und wie schön war daraufhin die gestirnte Nacht.<sup>2</sup>*

### *Ein Wanderbuch als Vergleich*

Etwa gleichzeitig wie Robert Walser hat Robert Schedler Huttwil besucht. In seinem «Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmenthal», 1925 in Bern bei Francke erschienen, ist zu lesen:

«Huttwil (646 m ü. M.)

Von Langenthal aus fahren wir durch das liebliche, fruchtbare Langetental aufwärts nach der 14 km entfernten alten Zähringerstadt Huttwil, die von allen Ortschaften unseres Gebietes wohl die bewegteste und wechselvollste Geschichte hinter sich hat.

Am Bahnhof herrscht reger Verkehr, denn hier münden die Schienen-

Huttwil 1922  
Oben: Hotel Mohren  
Unten: Rössliplatz  
Fotos Sammlung Beat Lanz



stränge von 4 Bahnlinien ein: 1. Langenthal–Huttwil, 2. Huttwil–Wolhusen–Luzern, 3. Huttwil–Sumiswald–Ramsei, 4. Huttwil–Eriswil. Vom neuen, prächtig gebauten Bahnhofquartier geht die Landstrasse sanft aufwärts gegen das Städtchen, das aus drei Häuserreihen längs der Hauptstrasse und der Hintergasse besteht. Tore und Stadtmauern sind

längst abgebrochen, aber der Charakter der alten Landstadt ist erhalten geblieben. Vor der stilvoll renovierten Kirche, an deren Turmfront ein prächtiges Soldatendenkmal angebracht ist, liegt der weite Kirchplatz mit schönem Brunnen, umgeben von stattlichen Häusern. Die zahlreichen Kaufläden und grossen Gasthäuser zeigen deutlich an, dass Huttwil auf den Handelsverkehr eingestellt ist. Seine günstige Lage sichert ihm ein grosses Einzugsgebiet, denn hier stossen 5 Talschaften zusammen, deren kaufkräftige Bevölkerung im Mittelpunkt Huttwil regelmässig sich zu den grossen Märkten einfindet (Mittwoch Wochenmarkt und 7 Jahreshmärke). Ein aufblühendes, regsames Gemeinwesen, das zielbewusst für Hebung des Verkehrs und Handels sorgt, geht Huttwil einer erfreulichen Entwicklung entgegen. Leinwandwebereien, mechanische Strickerei, Baugeschäfte, Möbelfabrikation, Gerbereien, Müllerei, Brennerei, Essenz- und Senffabrik, Käsereien, Handel mit Vieh, Kolonialwaren, Tuch, Eisen, Holz usw. geben lohnenden Verdienst. Eine Druckerei gibt den «Untere menthaler» und den «Amtsanzeiger für den Amtsbezirk Trachselwald» heraus.»

Der «Mohren», wo Robert Walser übernachtete, ist wohl das beeindruckendste Gasthaus in Huttwil. In einem Hotelprospekt ist zu lesen: «Die Taverne zum Mohren wurde schon Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt und gehört somit zu den ältesten Gasthäusern im Kanton Bern. Durch den Rat zu Bern kam 1469 ein Fischrecht auf das Hotel Mohren, welches heute, nach über 520 Jahren, noch seine Gültigkeit hat. Erwähnt wird der Gasthof zum Mohren von Jeremias Gotthelf in «Michels Brautschau».»

Robert Walsers «Reise ins Emmental», die Texte aus dem Wanderführer und dem Hotelprospekt beschreiben im Prinzip das Gleiche und sind doch so unterschiedlich ausgefallen. Worin liegt dies begründet? Diesen Fragen gehen die beiden nächsten Kapitel nach, die sich mit der Bedeutung des Wanderns für Robert Walser und seinen Lebensumständen in den 1920er-Jahren befassen.

### *Robert Walser und das Wandern*

Was und wie viel das Wandern Robert Walser bedeutet, hebt er in einer grossen Zahl seiner Gedichte, Geschichten und Romane hervor. Schon allein eine Auswahl von Titeln weist darauf hin: «Der Wanderbursche»,



Postkarte Verlag J. Rufli, Bern, vor 1920. Sammlung Lanz-Flückiger

«Der Wanderer», «Der Spaziergang», «Fusswanderung», «Ich wanderte in ein Städtchen», «Kleine Wanderung», «Sonntagsspaziergang», «Spaziergang im Park», «Wanderschaft»...

Ein paar Textausschnitte mögen das verdeutlichen:

«Denken und Gehen, Sinnen und Schreiten, Dichten und Laufen waren verwandt miteinander.»<sup>3</sup>

«O das Gehen in die weite, saubere, stille Welt ist eine Königslust.»<sup>4</sup>

«Das Nahe kam ihm bedeutender vor als das bedeutende und wichtige Ferne. Demnach also kam ihm das Unbedeutende bedeutend vor.»<sup>5</sup>

«O was für eine gesunde, gute Freude ist das Wandern.»<sup>6</sup>

«Obschon Himmel und Erde absolut finster waren, bereitete mir das Gehen durch all die weiche, schöne Dunkelheit die grösste Freude.»<sup>7</sup>

«Die zarte, schöne Landstrasse strahlte blau, weiss und goldig.»<sup>8</sup>

Das Wandern bedeutet dem Dichter Walser mehr als nur körperliche Ertüchtigung oder Freizeitspass. In seiner längeren Erzählung «Der Spaziergang» steht:

«Spazieren muss ich unbedingt, damit ich mich belebe und die Verbindung mit der Welt aufrechterhalte, ohne deren Empfinden ich weder einen halben Buchstaben mehr, noch ein Gedicht in Vers oder Prosa hervorbringen könnte. Ohne Spazieren wäre ich tot, und meinen Beruf, den ich leidenschaftlich liebe, hätte ich längst preisgeben müssen.»<sup>9</sup>

Und ein paar Zeilen weiter ist zu lesen: «Auf weitschweifigem Spaziergang fallen mir tausend brauchbare Gedanken ein, während ich zu Hause eingeschlossen jämmerlich verdorren, vertrocknen würde. Spazieren ist für mich nicht nur gesund, sondern auch dienlich, und nicht nur schön, sondern auch nützlich. Ein Spaziergang fördert mich beruflich, macht mir zugleich aber auch persönlichen Spass.»<sup>10</sup>

Gelegentlich verunsichern Gewissensbisse den Wanderer: «Bei dieser Gelegenheit schäme ich mich aufrichtig, dass ich nur so wandere, wo viele andere schufteten und schaffen. Allerdings schufte und arbeite dann ich vielleicht zu einer Stunde, wo alle diese fleissigen Arbeiter ihrerseits Feierabend haben und ausruhen.»<sup>11</sup>

Walser war ein Aussenseiter und fühlte sich ein Leben lang als solcher. Sein Wandern erhält eine weitere wichtige Bedeutung, wenn wir ganz zu Anfang der oben erwähnten Geschichte lesen: «Eines Vormittags, da mich die Lust, einen Spaziergang zu machen, ankam, setzte ich den Hut auf, lief aus dem Schreib- oder Geisterzimmer weg und die Treppe hin-

*Verwandtschaftliche Bezüge zum Oberaargau*

Walser durchquerte nicht nur wandernd den Oberaargau mehrmals, es gibt weitere – verwandtschaftliche – Bezüge zu dieser Landschaft: Walsers Mutter, Elisa Marti, wohnte eine Zeit auf einem Bauernhof des Weilers Eggerdingen bei Affoltern im Emmental. 1868 heiratete sie Adolf Walser in der Kirche von Herzogenbuchsee, wo später einer von Walsers Brüdern an der Sekundarschule unterrichtete.

Der 90-jährige Kunstmaler Heini Waser berichtet am Telefon, seine Mutter, Maria Waser, gleich alt wie Walser und selber Schriftstellerin, habe den Dichter gut gekannt und immer wieder ermuntert und gefördert. Eine ihrer älteren Schwestern habe eine ganz innige Beziehung zu Walser gepflegt. Man habe sogar von einer heimlichen Verlobung gesprochen. Die junge Frau habe dann aber die Beziehung abgebrochen wegen Walsers Schwermut.

unter, um auf die Strasse zu eilen. (...) Rasch vergass ich, dass ich oben in meiner Stube soeben noch düster über ein leeres Blatt Papier gebrütet hatte. Trauer, Schmerz und alle schweren Gedanken waren wie verschwunden. (...) Freudig war ich auf alles gespannt, was mir etwa begegnen oder entgegentreten könnte.»<sup>12</sup>

Das Gehen unter freiem Himmel erlöst ihn, regt sein Denken an und geleitet den Ruhelosen immer wieder zu grosser Stille: «Welch zarte Ruhe herrscht nicht schon am Waldesrand. Sobald du in die edle Tempelhalle, ins feierliche Kircheninnere eintrittst, haucht dich von allen Seiten willkommene Stummheit an. (...) Wie Könige stehen die Tannen da. Fragend betrachten sie mich.»<sup>13</sup>

In der «Reise ins Emmental» schliesslich steht: «Auch ich ging in die Kirche oder war wandernd schon darin, denn die Natur war für mich ja göttlich.»<sup>14</sup>

Als berufliche Pflicht und Balsam gegen düsteres Grübeln und Vereinsamung, als demütige Ehrfurcht erlebt Walser das Wandern. Manchmal aber und immer wieder wird aus dem gemächlichen Spazieren ein rasender, Erschöpfung fordernder, betäubender Marsch.

«Einmal wanderte ich um zwei Uhr nachts von Bern nach Thun, wo ich am Morgen um sechs Uhr ankam. Mittags war ich auf dem Niesen, wo ich vergnügt ein Stück Brot und eine Büchse Sardinen vertilgte. Abends war ich wieder in Thun und um Mitternacht in Bern; natürlich alles zu Fuss.»<sup>15</sup>

Mehrere Male marschiert er von Bern nach Zürich, um dort aus seinen Texten zu lesen. In der Geschichte «Genf» beschreibt er sehr eindrücklich, wie er in zwei Tagen von Bern nach Genf hetzt, getrieben, gejagt, ein Ruheloser, vielleicht ein Flüchtender. Wenn er dann wieder zur Ruhe kommt, kann das so klingen: «Ich hatte viel Lust, mich mit den Bäumen zu vergleichen, die stumm sind, die ganz und gar nicht nachdenklich zu sein brauchen, die still dastehen und so den Wald bilden, die leben können, ohne dass sie nötig haben, sich Rechenschaft hierüber abzuverlangen, die wachsen dürfen, ohne sich freuen oder grämen zu müssen, oder Ursache zu haben, sich vielerlei Fragen vorzulegen, wie die armen unruhigen, bald übermütigen, bald niedergeschlagenen, schwachen, ängstlichen Menschen tun, die immer eilig sind und dennoch in ihren wichtigsten Geschäften nicht vorwärts kommen, weil sie trotz hochentwickelter Intelligenz an Trübheiten und Voreingenommenheiten kläglich kleben bleiben, trauriger Eigenschaften bange Sklaven sind.»<sup>16</sup>

Tönt das nicht überraschend oder gar erschreckend? Diese Sätze wurden 1916 geschrieben.

Walser begibt sich immer wieder in die Welt, und wer sich bewegt, macht Erfahrungen. Das war wohl so, lange bevor sich Fahren mit der Vorstellung von Rädern verband. Fast handgreiflich wird Walser mit seinen Wörtern, wenn dem Spazierenden Autos begegnen. 1917 gelingt es ihm nur halb, seinen Zorn zu mässigen, wenn er in «Der Spaziergang» wettert: «Leuten, die im sausenden Automobil sitzen, zeige ich stets ein hartes Gesicht. (...) Finster schaue ich auf die Räder, auf das Ganze, nie jedoch auf die Insassen, die ich zwar keineswegs persönlich, aber rein grundsätzlich verachte, da ich nimmermehr begreife, wie man es ein Vergnügen nennen kann, so an allen Gebilden, Gegenständen, die unsere schöne Erde aufweist, vorüberzurasen, als sei man toll geworden und müsse rennen, um nicht zu verzweifeln.»<sup>17</sup>

Wie weitsichtig solche Gedanken anmuten noch nach fast neunzig Jahren!

Wer die Welt entdecken will, sammelt Erfahrungen, indem er sich Gefahren aussetzt; und das zu Fuss, findet Walser. Und wie sind wohl die folgenden Sätze auszulegen? «Alles schien mit dem Wanderer zu wandern: Wiesen, Felder, Wälder, Äcker, Berge und schliesslich noch die Landstrasse selber.»<sup>18</sup>

### *Die Zeit vor der Emmental-Wanderung im Leben von Robert Walser*

1921 ist ein wichtiges Jahr für Robert Walser. Verschiedene Aufenthalte in Berlin, einer von mehreren Jahren, liegen für ihn bereits längere Zeit zurück. Vielen Persönlichkeiten aus der Welt der Kunst ist er dort begegnet: Paul und Bruno Cassierer, Walther Ratenau, Alfred Kubin, Max Liebermann, Frank Wedekind, Tilla Durieux, Max Brod, Christian Morgenstern, Kurt Wolff... Insgesamt sieben Bücher sind in dieser Zeit erschienen, darunter die drei Romane «Geschwister Tanner», «Der Gehülfe» und «Jakob von Gunten», sowie ein von seinem Bruder Karl illustrierter Band mit Gedichten. Über tausend Aufsätze und Geschichten konnte Walser in allen namhaften Zeitungen und Zeitschriften des deutschsprachigen Raumes bis nach Prag veröffentlichen. Dort soll der fünf Jahre jüngere Kafka Walsers Texte mit vergnügtem Schmunzeln gelesen haben, wie

Max Brod berichtet. Ein bescheidener Erfolg hat sich angekündigt. Drei weitere Romane hat Walser in dieser Zeit vernichtet oder sie sind verloren gegangen.

1913, kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, war Walser in die Schweiz zurückgekehrt. Für sieben Jahre wird er in Biel, im Hotel zum blauen Kreuz, wohnen. 1917 äussert er sich dazu: «Ich bin vor einiger Zeit aus kalten, ungünstigen Verhältnissen, ohne jegliche Zuversicht, ohne Glauben, krank im Innern, gänzlich ohne Zutrauen hierher gekommen. Mit der Welt und mit mir selber war ich verfremdet, verfeindet. Misstrauen und Ängstlichkeit begleiteten jeden meiner Schritte. Stück um Stück verlor ich dann das traurige, aus allerlei Beengung stammende unedle Vorurteil, atmete wieder leichter, ruhiger und freier und wurde nach und nach wieder ein wärmerer, schönerer, glücklicherer Mensch.»<sup>19</sup> Regelmässig wandert er von Biel nach Bellelay, um seine Schwester Lisa zu besuchen, die dort als Lehrerin arbeitet. Bei einem dieser Besuche lernt er Frieda Mermet kennen. Sie ist die Leiterin der Anstaltswäscherei. Bis zum Ende seines Lebens wird er ihr schreiben, wird sie ihn unterstützen in grosser Freundschaft und Treue.

Während des Krieges und kurz danach erscheinen sieben weitere Bücher mit Texten von Walser. Trotz zahlreicher Veröffentlichungen – sein «Prosastückliches» führt zu mehreren hundert Publikationen – und nicht geringer Anerkennung lebt Walser in grosser Armut, ja in Not.

1919 hatten sich Walsers Selbstzweifel verstärkt. Unter dem Titel «Das letzte Prosastück» lässt er sich so vernehmen: «Wahrscheinlich ist dies mein letztes Prosastück. Allerlei Erwägungen lassen mich glauben, es sei für mich Hirtenknaben höchste Zeit, mit Abfassen und Fortschicken von Prosastücken aufzuhören und von offenbar zu schwieriger Beschäftigung zurückzutreten.»<sup>20</sup>

1921 wird Robert Walser 43 Jahre alt. Seine Mutter und zwei seiner Brüder sind gestorben, alle an Schwermut, der eine, Hermann, Geographieprofessor an der Universität Bern, durch eigene Hand. Zu Beginn des Jahres zieht Robert Walser von Biel nach Bern. Seine erste Adresse lautet Murifeldstrasse 14, die erste von insgesamt fünfzehn in den kommenden sieben Jahren. Ein paar Monate nur arbeitet er als zweiter Bibliothekar im Staatsarchiv, bis er sich mit seinem Vorgesetzten verkracht. In dieser Zeit durchwandert Walser die Umgebung von Bern, zu der er auch Orte wie Thun, Burgdorf und eben Huttwil zählt.

Immer wieder gelingt es Walser, seine düsteren Stimmungen aufzubrechen, einen Neuanfang zu wagen. So schreibt er 1921 an Frieda Mermet: «Ich habe auch letzten Sommer hindurch weitaus die besten Sachen gedichtet, ich hoffe sie dies Jahr herausgeben zu können.»<sup>21</sup> Die Hoffnungen zerschlagen sich. Im Rückblick, aus einer Distanz von beinahe zwanzig Jahren, berichtet er Carl Seelig während einer Wanderung im Appenzellerland: «Ich kam mausarm nach Bern, da die paar tausend Mark, die ich auf meiner Bank angelegt hatte, durch die Inflation in Deutschland futsch gegangen waren. Ja, da lebte ich nun ziemlich einsam und wechselte oft meine Bude. Sicher über ein Dutzend Mal. Manchmal waren es recht schäbige. Meine häufigsten Bekanntschaften waren Saaltöchter.» Mit wem er in Bern verkehrt habe, fragt ihn Seelig. «Er wendet mir den Kopf zu und sagt etwas leiser: mit mir selber. (...) Ich war total ausgeschrieben. Totgebrannt wie ein Ofen.»<sup>22</sup>

### *Die weiteren Jahre*

Was bleibt? 1924 erscheint Walsers letztes Buch «Die Rose», eine Sammlung kurzer Prosa.

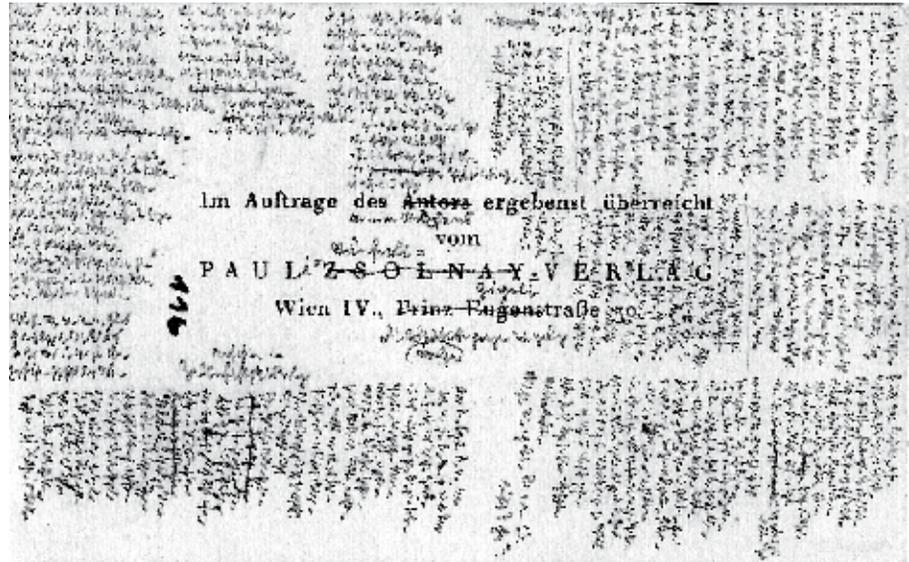
Walser zieht sich immer mehr zurück. Er legt seine Schreibfeder beiseite und füllt die Rückseiten verschiedenster Zettel mit Bleistift in winziger Schrift. Die so genannten Mikrogramme entstehen. 526 solche Blätter werden nach seinem Tod in einer Schuhschachtel gefunden. Während neunzehn Jahren beschäftigen sich Bernhard Echte und Werner Morlang in mühsamster Arbeit damit, diese Texte zu entziffern und in eine lesbare Form zu übertragen. 1997 ist die Arbeit abgeschlossen. Sie erscheinen unter dem Titel «Aus dem Bleistiftgebiet. Mikrogramme 1924–1932» bei Suhrkamp in sechs Bänden, 2412 Seiten bisher unbekannte, wunderbare Walser-Geschichten voller Überraschungen.

1929 begibt sich Walser – begleitet von seiner Schwester Lisa – freiwillig in die psychiatrische Klinik Waldau, wo er vier Jahre lang ein gleichförmiges, unauffälliges Leben führt.

«In den letzten Berner Jahren quälten mich wüste Träume: Donner, Geschrei, würgende Halsgriffe, halluzinatorische Stimmen, so dass ich oft laut rufend erwachte.»<sup>23</sup>

An Therese Breitbach, eine junge Verehrerin, schreibt er sehr offen und

«Aus dem Bleistiftgebiet».  
Mikrogramm.  
Carl Seelig-Stiftung, Zürich



klar: «Meine Krankheit ist eine Kopfkrankheit, die schwer zu definieren ist. Sie soll unheilbar sein, aber sie hindert mich nicht, zu denken, an was ich Lust habe. (...) Ich bin vollständig gesund und zugleich sehr ernstlich oder erheblich krank.»<sup>24</sup>

1933 wird er gegen seinen Willen in die psychiatrische Klinik in Herisau verlegt. Er verstummt, schreibt nicht mehr. 1936 besucht ihn Carl Seelig, Mäzen und Schriftsteller aus Zürich. Er wird Walsers Vormund, Förderer seiner Schriften, Freund, der ihn regelmässig auf ausgedehnten Wanderungen begleitet.

Am Weihnachtstag 1956 stirbt Walser im Schnee auf einer einsamen Wanderung.

Zehn Jahre später erinnert sich Frieda Mermet: «Wenn er Geld gehabt hätte, wenn er reich gewesen wäre und irgendwo daheim, dann wäre alles anders gekommen. Er war ein armer Mensch, er war einsam, sehr einsam. Es war seine Schuld, er war immer ablehnend. Wie gerne hätte er Erfolg gehabt, es kränkte ihn sehr, wenn er Absagebriefe bekam und nicht ernst genommen wurde. – Ich hatte immer die Idee, er sei wie eine Delikatesse, nicht für alle, nicht für den Hunger. Es war eine Begabung, ein grosses Talent, das nicht verstanden wurde. – Er war oft verträumt, und das hatten die Leute nicht gern an ihm. Ein Schweizer muss mit beiden Beinen auf dem Boden stehen, und das tat er nicht.»<sup>25</sup>

Und Huttwil? Vieles hat sich verändert seit Walsers Wanderung. Mit seiner Umgebung würde das Städtchen am Rande des Emmentals den Dichter aber bestimmt auch heute noch entzücken und ihn zu ausgedehnten Wanderungen einladen. Und vielleicht würden ihm dazu weitere Sätze wie die folgenden zufallen: «Auf der hellen, feinen Anhöhe, die dicht über der Stadt liegt, war es an sonnigen Vormittagen so schön, wie ich Mühe hätte zu sagen. (...) Die grünlichgelben Frühlingswiesen, die mich wie Gedichte andufteten und anmuteten, lagen im süßen, warmen Sonnenhauch, eigens wie für glückliches, beschauliches Spazieren und wonniges Schauen ausgebreitet.»<sup>26</sup>

### *Verwendete Literatur*

- Robert Walser. Das Gesamtwerk. Kossodo, 1971  
Robert Walser. Das Gesamtwerk. Briefe. Kossodo, 1975  
Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Kossodo, 1966  
Elio Fröhlich, Peter Hamm: Robert Walser. Leben und Werk in Daten und Bildern. Insel, 1980  
Catherine Sauvat. Vergessene Weiten. Bruckner und Thünker, 1989  
Robert Walser. Kleine Auslese. Schläpfer und Co., 1962  
Pro Helvetia Dossier. Literatur 3: Robert Walser. Zytglogge, 1984  
Werner Morlang: Robert Walser in Bern. Haupt, 1995  
Carl Seelig. Wanderungen mit Robert Walser. Suhrkamp, 1977  
Du – Die Zeitschrift der Kultur. Oktober 2002  
Robert Schedler. Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental. Francke, 1925

### *Anmerkungen*

- 1 Das Gesamtwerk, Brief 206, Band 12-2
- 2 Das Gesamtwerk, Reise ins Emmental, Band 12-1
- 3 Das Gesamtwerk, Der Student, Band 2
- 4 Das Gesamtwerk, Der Ausflug, Band 2
- 5 Das Gesamtwerk, Spazieren, Band 2
- 6 Das Gesamtwerk, Wanderung, Band 3
- 7 Das Gesamtwerk, Reisebericht, Band 3
- 8 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 9 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 10 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 11 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 12 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 13 Das Gesamtwerk, Naturstudie, Band 3

- 14 Das Gesamtwerk, Reise ins Emmental, Band 12-1
- 15 Carl Seelig. Wanderungen mit Robert Walser
- 16 Das Gesamtwerk, Naturstudie, Band 3
- 17 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 18 Das Gesamtwerk, Wanderung, Band 3
- 19 Das Gesamtwerk, Der Spaziergang, Band 3
- 20 Das Gesamtwerk, Das letzte Prosastück, Band 7
- 21 Das Gesamtwerk, Brief 206, Band 12-2
- 22 Carl Seelig. Wanderungen mit Robert Walser
- 23 Carl Seelig. Wanderungen mit Robert Walser
- 24 Das Gesamtwerk, Brief 365, Band 12-2
- 25 Gespräch zwischen Frieda Mermet und Elli Muschg in der Zeitschrift «Neutralität»,  
1967
- 26 Das Gesamtwerk, Naturstudie, Band 3

## Zur Frage der Kategorie des Ewigen im Werke Jeremias Gotthelfs

Thomas Multerer

*Aber für was ist me uf dr Wält, als für si z'bessere?*

Geld und Geist

Mit dem vorliegenden Aufsatz habe ich mir zum Ziel gesetzt zu zeigen, zu analysieren und darzustellen, dass das Ewige in Gotthelfs Werk eine notwendige Denkform sei, die dazu dienen soll, das sinnliche oder literarische Material zur Einheit der gegenständlichen Erkenntnis zu formen, oder einfacher gesagt, das Ewige soll Bedingung sein, Möglichkeit zur Erfahrung zu schaffen. In Kant'schem Sinne also wäre das Ewige – wenn es denn eine Kategorie sein soll – eine apriorische Denk- und Verstandesform, nach der Gotthelf das sinnliche Material, aus welchem sein Werk besteht, ordnet. Es soll eine konstituierende Grundfunktion in der Gestaltung des Werkes sein. Ewigkeit kann nicht durch Erfahrung begründet werden, sie wäre dann keine Kategorie, sondern sie ist eine Denkformel, welche die Einheit der Erkenntnisse und Erfahrungen gewährleistet. Sie ist a priori da, vor aller Erfahrung. Das Ganze noch einmal ganz einfach: Ich meine, dass das Ewige in Gotthelfs Werk etwas ist, was dieses Werk konstituiert. Gotthelf, das wird zu zeigen sein, hatte einen Begriff vom Ewigen, – ob bewusst oder unbewusst spielt keine Rolle – nach dessen Massgabe er sein Werk gestaltet, seine Welt der Erzählung aufgebaut, seine Figuren als Menschen geschaffen hat.

Es geht also in diesem Aufsatz nicht um die Frage, ob Gotthelf von der Ewigkeit rede, von der Ewigkeit als etwas Religiösem etwa, sondern darum, das Ewige als ein konstituierendes Moment seiner Dichtung festzumachen. Es geht auch nicht darum, das Ewige gleichsam als diffuses Qualitätsmerkmal seines Werkes zu postulieren und Gotthelf da-

mit einer sachlichen Beurteilung zu entziehen, ihn in ewige Regionen zu heben, in denen er nur noch von ganz ferne bewundert werden kann. Formeln wie «der ewige Gotthelf» oder «Mensch und Welt im Lichte des Ewigen» – um nur zwei Buchtitel zu nennen – bringen uns Gotthelf kaum näher. Obwohl – ich erlaube mir diese Abschweifung – die Formel «der ewige Gotthelf» uns leicht und überzeugend von den Lippen geht; irgendetwas ist am «ewigen Gotthelf». Niemand käme auf die Idee – trotz seiner grossen Bedeutung – etwa vom «ewigen Thomas Mann» zu sprechen. Doch das nur nebenbei. Das Ewige soll hier auch nicht in erster Linie als eine religiös-christliche Kategorie verstanden werden.

Mein Aufsatz ist ein Versuch einer Annäherung, einer vielleicht neuen Annäherung an den grossen Dichter. Vieles ist noch nicht fertig durchdacht, vieles ist auch noch nicht in seiner Ganzheit am Text geprüft. Es geht mir darum, essayhaft einen neuen Weg zu Gotthelfs Werk zu suchen.

Wir müssen uns zuerst also bemühen, einen Begriff des Ewigen zu entwickeln, die Frage zu beantworten suchen, was Ewiges sein kann, was Ewigkeit ist. In einem zweiten Teil werden wir versuchen, die Denkform «Ewiges» auf das Werk von Gotthelf anzuwenden und zu zeigen, dass sie sein ganzes Werk durchzieht und konstituiert.

### *Der Begriff des Ewigen*

Man könnte Ewigkeit in einem sehr allgemeinen Sinne bestimmen als die Negation oder das Gegenteil von Zeit. Nun ist Zeit in einem physikalischen Sinne allerdings etwas, das kein Gegenteil haben und auch nicht negiert werden kann. Wir glauben Zeit immer als systemimmanent zu erleben, eine Negation ihrer ist nicht vorstellbar. Zeit «an sich» ist nicht negierbar, sie ist ein «natürliches Mysterium».

Negierbar ist sie allerdings dann, wenn wir uns unter Zeit nicht etwas Physikalisches vorstellen, sondern darunter einen vom Menschen geschaffenen Begriff verstehen. Wir können uns die Zeit als endlich denken, dann ergibt sich plötzlich eine Negation und damit eine Vorstellung von Ewigkeit. Ewigkeit ist dann das Unendliche. Denken wir uns Zeit als linear fortschreitend, als etwas, das Anfang und Ende hat, dann wäre

Ewigkeit in der Negation kreisförmig-wiederkehrend; ist Zeit bewegt, dann ist Ewigkeit Ruhe. Es wären unzählig weitere Dualismen möglich, Ewigkeit zu bestimmen.

Wichtig ist eines: Es ist nur möglich, einen Ewigkeitsbegriff zu finden innerhalb eines kulturellen Rahmens. Zeit- und Ewigkeitsbegriff sind abhängig vom kulturellen Denken; oder einfacher gesagt, jede Kultur hat einen anderen Zeit- und damit auch einen anderen Ewigkeitsbegriff. Die christliche Ewigkeit ist eine völlig andere als etwa die ägyptische. Kulturen entfalten sich nicht in der physikalischen oder globalen Zeit, sondern in einer Zeit, die von ihnen recht eigentlich erst hervorgebracht und gedeutet wird. Wenn wir vom Ewigen bei Gotthelf sprechen, gilt es dies zu bedenken. Das Ewige in Gotthelfs Werk ist eine Funktion seines kulturellen Hintergrundes, eine Funktion seines kulturellen Denkens, das zwar natürlich in der abendländisch-christlichen Kultur steht, aber nicht nur. Wir werden darauf kommen.

Für das Abendland ist der Zeitbegriff des heiligen Augustins konstitutiv geworden. Augustin entwickelt in der «Civitas dei» einen Zeitbegriff, der sich radikal vom griechischen Zeitbegriff unterscheidet. Für den heiligen Augustin ist Zeit etwas klar Gerichtetes. Der Kreuzestod Christi ist das einmalige und irreversible Ereignis, das die Zeit zu einer Linie formt. «Denn einmal nur ist Christus gestorben um unserer Sünden willen, auferstanden aber von den Toten stirbt er nicht wieder und der Tod wird nicht mehr herrschen über ihn.» Zeit ist einmalig, sie beginnt mit der Schöpfung, es gibt die Offenbarung, und Zeit endet mit dem Jüngsten Gericht.

Zeit ist linear, ein Pfeil, der von einem Punkt ausgeht, einen einmaligen Flug unternimmt, der enden wird. Der Ewigkeitsbegriff, der aus diesem Zeitbegriff folgt, ist die Negation der Gerichtetheit. Lehnen wir die Vorstellung, dass Zeit einen Anfang und ein Ende habe, ab, dann wird Zeit zu dem, was immer wiederkehrt, kreisförmig. Was aber immer wiederkehrt, das ist ewig.

Der Zeitbegriff des Augustin war für das Abendland konstitutiv. Für Platons Ewigkeitsbegriff kann das Gleiche gelten. Plato bestimmt im Timaios die Ewigkeit als Negation der Gerichtetheit der Zeit. Ewigkeit negiert die Direktionalität der Zeit: in der Ewigkeit ist das «war – ist – wird sein» aufgehoben. In der Ewigkeit ist gleichsam alles entweder punktiert enthalten, was die Zeit in ihrer Gerichtetheit in einem Nach-

einander entfaltet, alles bleibt also stehen, oder es wiederholt sich alles kreisförmig immer wieder, das «wird sein» wird zu einem neuen «war», Vergangenheit ist nicht vergangen, sie ist ebenso zukünftig wie die Zukunft, welche ihrerseits ebenso Vergangenheit ist.

Für Augustin nun ist dieser platonische Ewigkeitsbegriff heidnisch. Er legt seinen Zeitbegriff im «Gottesstaat» nieder, jener grossen Apologie «contra paganos», wider die Heiden. Und von hier aus geht letztlich jene Unterscheidung von einer linearen, und nach Augustin, christlichen Zeit versus kreisförmiger oder eben heidnischer Zeit. Die lineare Zeit ist christlich, die zyklische Zeit ist heidnisch, zyklische Zeit ist Ewigkeit, weil in ihr die Linearität aufgehoben ist.

Es gibt also im Abendland zwei Zeitauffassungen, die einander scheinbar widersprechen, die aber, bei näherem Zusehen, einander bedingen werden. Die christliche lineare Zeit, die Geschichte, mit einem Anfang und einem Ende, und die kreisförmige, für Augustin heidnische Zeit, die alles Sein in einem Kreislauf erlebt, einer ewigen Wiederkehr.

Ich folge hier der Ausfaltung der augustinischen Zeitauffassung durch den Religionswissenschaftler Mircea Eliade, der in seinem Buch «Kosmos und Geschichte – der Mythos von der ewigen Wiederkehr» die These vertritt, dass das mythische Denken die Zeit kreisförmig konstruiert, und alle Ereignisse als Wiederkehr urgeprägter Muster erfährt. Dieses mythische Denken steht im Gegensatz zum geschichtlichen Denken des Zeitenpfeils, der alles Geschehen als Linie und gerichteten Pfeil auffasst. Ereignisse sind auf dem Zeitenpfeil Brüche, Innovationen oder Veränderungen, mit einem Wort Einmaligkeiten. Für Eliade ist die zyklische Zeit die heilige Zeit – die lineare Zeit die profane, in Umkehrung der Begrifflichkeit des Heiligen Augustins.

Der Strukturalist Lévi-Strauss unterscheidet gleichermassen zwischen «kalten» und «heissen» Gesellschaften. Die kalten Gesellschaften sind jene, die geschichtliches Denken bewusst vermeiden und ausklammern, ihm keine Chance geben, ihr Leben und ihre Kultur zu beeinflussen. Die heissen Gesellschaften dagegen widmen ihre Aufmerksamkeit voll und ganz der Geschichte und ihrer Kraft der Veränderung. Die Einmaligkeit der Geschichte ist der Motor ihrer Entwicklung. «Kalt» zu sein als Gesellschaft ist für Lévi-Strauss also nicht ein Mangel und eine Abwesenheit von Kultur, sondern eine besondere Form der Weisheit, «Kälte» muss immer neu erzeugt werden. Sie wird erzeugt durch eine rituelle Zyklisie-

nung der Zeit, durch die peinliche Beobachtung und Einhaltung der natürlichen Zyklen. Der Kosmos mit seinen Kreisläufigkeiten der astronomischen, meteorologischen und vegetativen Zyklen ist dabei das ewige Vorbild, das es ermöglicht, das Leben des Menschen mit den grossen Vorgängen in Übereinstimmung zu bringen mit der grossen kosmischen Ordnung. Daneben stehen die «heissen» Gesellschaften, die sich an der Geschichtsschreibung, an der Erinnerung an die strukturierende Kraft der Vergangenheit orientieren, am einmaligen Wandel und an der Planung der Zukunft. Die «heisse» Gesellschaft erzeugt die lineare Zeit, konsolidiert Herrschaft und sucht sozio-politische Identität. Staat und Schrift sind Erfindungen der heissen Gesellschaft.

Es wäre nun nicht richtig anzunehmen, dass eine Kultur entweder heiss oder kalt sei, entweder in einer zyklischen oder in einer linearen Zeit lebe. Beide Formen vermischen sich, auch in unserer Gesellschaft, die wir ohne Zögern eine heisse Gesellschaft nennen würden, gibt es das Kalte, das Zyklische. Die Frage, ob eine Kultur im Entweder-Oder von heiss oder kalt lebt, ist nur für den Heiligen Augustin wichtig gewesen, für den kalte Kulturen heidnisch waren. Die einzig heisse Kultur war für ihn die christliche. Kulturen und Gesellschaften haben Räume eigener Zeitlichkeit, in der die Zeit nach eigenen Zeiten und Gesetzen abläuft. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Die katholische Kirche stellt oder stellte mit der täglich identischen Wiederkehr der Messe dem Fortschreiten der linearen Zeit ein rituelles Gegengewicht des Zyklischen entgegen. Oder: Feste wie die Fasnacht, Weihnacht, Silvester ordnen in ihrer jährlichen Wiederkehr den Jahreslauf, machen ihn bewusst und stellen sich einem einmalig linearen Ablauf der Zeit entgegen.

Der russische Literaturwissenschaftler Bahtin hat diesen Räumen, in denen lineare und zyklische Zeit sich mischen und dem Raum sein besonderes Gepräge geben, den Begriff des «Chronotops» zugeordnet. Literatur als Kulturäusserung gestaltet nun solche Räume. In der Literatur als der Gestaltung der Reflexion über die Kultur findet sich das Chronotop, als die Beschreibung des kulturellen Denkens. Das bekannteste Beispiel für ein Chronotop ist wohl Thomas Manns Zeitroman «Der Zauberberg». Im Davoser Sanatorium bewegt sich die europäische Welt einerseits rasant und unausweichlich auf den Ersten Weltkrieg zu, während andererseits das Leben im Sanatorium im «nunc stans» täglich die gleichen Vorgänge wiederholt und zelebriert.

### *Das Ewige im Roman «Geld und Geist»*

Der Roman «Geld und Geist», mit dem ich den Versuch einer Anwendung auf Gotthelf beginnen möchte, spielt in einem Chronotop. In einem Raum also, der zyklische und lineare Zeit verbindet. Und dies zu einem bestimmten Zweck. Interessant in diesem Zusammenhang ist schon die Entstehungsgeschichte dieses Romans. Sein vollständiger Titel lautet: «Geld und Geist – oder die Versöhnung». Dem aufmerksamen Leser entgeht aber nicht, dass die Versöhnung, die eigentlich angezeigt wäre, nämlich diejenige zwischen Liebiwyl und dem Dorngrütt, gar nicht erzählt wird; kaum angedeutet wird sie. Zwar gibt es in der Mitte des Romans eine Versöhnung, innerhalb der Familie von Liebiwyl. Aber die reicht nicht hin, den Roman so zu nennen. Gotthelf schrieb ihn in zwei Teilen, für Jent und Gassmann in Solothurn, für die «Bilder und Sagen aus der Schweiz». Geplant war nur der erste Teil, eben mit jener Versöhnung am Schluss. Es hat sich aber Gotthelf offenbar gezeigt, dass der Roman damit nicht fertig war. Die immanente Dynamik der Erzählung ist über diesen Schluss hinausgegangen, brauchte eine Fortsetzung. Ich suche die Gründe für diese Eigendynamik im Begriffe des Chronotops und entwickle daran gleichzeitig eine Theorie der Ewigkeit, die auf Gotthelfs ganzes Werk anzuwenden ist.

Noch einmal: Was zyklisch verläuft, das ist ewig, es hebt die Abfolge von «war – ist – wird sein» auf. Was gerichtet ist, ist nicht ewig, es hat einen Anfang und ein Ende. In der Verbindung von Ewigkeit und Zeitlichkeit, von Kreis und Pfeil, wird die Romanwelt organisiert und strukturiert.

Der erste Teil des Romans gestaltet einen Entwicklungszyklus, wie Gotthelf ihn oft gestaltet, wie er auch in der deutschen Literatur seit Wolframs Parzival immer wieder gestaltet wird. Ich erkläre: Die Familie in Liebiwyl lebt zu Beginn des Romans in einem paradiesischen Zustand, Hofmannsthal würde ihn einen Zustand der Präexistenz nennen. Es ist ein Urzustand, ein Leben im goldenen Zeitalter.

*Wenn Abend ist, so sieht der Besucher neben der Türe auf einer Bank einen Mann sitzen, der ein Pfeifchen raucht, und dem man es nicht ansieht, dass er tief in den sechziger Jahren steht. Unter der Türe sieht er zuweilen eine lange Gestalt mit freundlichem Gesichte und reinlichem Wesen, welche dem Mann etwas zu sagen oder ihn etwas zu fragen hat, das ist des Mannes Frau. Hinten im Schopf trinkt ein hübscher Junge,*

*schlank und keck, die schönen Braunen, während ein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt sich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein lustiges Meitschigesicht. [...] Diensten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem anderen geht z'Sädel, während der Tauber seinem Täubchen noch gar emsig den Hof macht.*

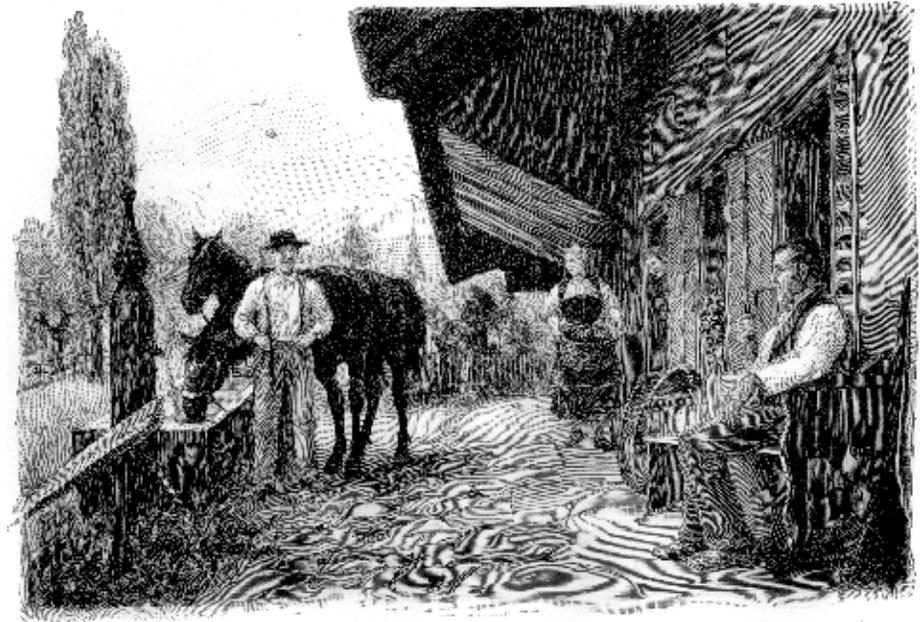
Es ist die mythische Welt des Urzustands, die Gotthelf erzählt. Personifiziert erscheint dieser Urzustand in der Schwiegermutter, die als grosse Mutter den Frieden stiftet und aufrechterhält. Das abendliche Gebet garantiert gleichsam diesen Frieden, stellt ihn wieder her, der Frieden erscheint als Paradiesgarten, die Eheleute ruhen nicht, bis sie sich am Abend wieder in diesem Paradiesgarten fühlen, im Paradiese des Friedens und der Harmonie.

Das goldene Zeitalter ist schön, aber ohne Entwicklungsmöglichkeit. Man muss aus dem Paradies verstossen werden, sich in der Welt verwickeln, wenn man sich wieder entwickeln will. Der Verstoss aus dem Paradies geschieht durch den Tod der grossen Mutter und durch eine Geldangelegenheit. Geld ist hier klar als Metapher für Weltgetriebe, für Umgang mit der Realität zu verstehen. Die Summe ist nicht gross, auch nicht ruinös, aber ihr Verlust schickt die Familie von Liebiwyl auf einen grossen Entwicklungsweg, hinaus aus dem Paradiesgarten, auf die Weltfahrt, ohne die keine Entwicklung möglich ist.

Der Verstoss aus dem Paradies wird in der deutschen Literatur immer wieder gestaltet: Schillers Tell beginnt in der Idylle der Bergwelt, im ewigen Kreislauf der Natur, der Hirte besingt den herbstlichen Alpabzug, dem wieder ein Aufzug folgen wird. Das Paradies wird aufgelöst durch das Gewitter, als Metapher für den Machtmissbrauch der Habsburger, der in der Flucht Baumgartens auf der Bühne erscheint. Oder Wolframs Parzival: Parzival lebt im künstlich geschaffenen Paradies des Waldes von Soltane, seine Mutter Herzeloide kann das Paradies nicht erhalten, Parzival bricht auf, die Weltfahrt beginnt.

Die Familie von Liebiwyl macht nun die Weltfahrt, lernt umzugehen mit den Menschen, mit dem Geld mit der Welt. Es ist ein harter Weg der Zwietracht, des Entzweitseins, ein Weg, der dem Abgrund entlang führt, in den die Familie mehrfach zu stürzen droht. Ziel dieser Entwicklung ist es letztlich, den Zustand des Paradieses wiederzufinden, gleichsam erlöst zu werden; aber nicht mehr das unbewusste Paradies, das einfach da ist,

Illustrationen von H. Bachmann  
zum Roman «Geld und Geist» aus  
der illustrierten Prachtausgabe  
des Verlags F. Zahn,  
La Chaux-de-Fonds, um 1900



unerkannt, sondern es geht darum, das bewusste Paradies zu finden, das Paradies, das erarbeitet wird. Die höhere Form.

Es ist ein grosser Kreislauf, der durchschritten werden muss: Aus dem Paradies durch die Welt, zurück in eine höhere Form des Paradieses. Und es ist ein Zyklus, den wir alle zu durchschreiten haben, immer wieder, im grossen unseres ganzen Lebens; wir werden einmal aus dem Paradies der Kindheit verjagt, manche früher, andere später, müssen durch die Welt gehen, uns entwickeln, unsere bitteren und schönen Erfahrungen machen und wir werden vielleicht am Schluss der Erlösung teilhaftig, was immer sie auch ist. Erlösung kann überall sein, sie liegt wohl in der Freiheit, im bewussten Sich-frei-Machen von der Welt und ihren Anforderungen. Entwicklung ist etwas Zyklisches, nicht etwas Lineares, sie führt dorthin zurück, von wo sie ausgegangen ist, nur finden wir uns an diesem Ort in einem höheren Bewusstsein wieder. Gotthelf gestaltet diesen Zyklus immer wieder, wir werden darauf zurückkommen.

Änneli schaut diesen Zyklus ganz unmittelbar:

*Änneli setzte sich nieder, sah über das reiche Land hinweg, sah, wie alles im reichsten Segen prangte, vom Tale weg bis hinauf zu den Gipfeln der*

*Vorberge, sah, soweit das Auge reichte, den Himmel rundum sich senken den Spitzen der Berge zu, sah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermass, sah wie dass eins ward der Himmel und die Erde, und von dieser Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnisreiche Tau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben schafft im Schoss der Erde. Es ward dem Änneli ganz eigen ums Herz, als sie diese Einigung zwischen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deswegen alles so schön und herrlich sei und so wunderbar anzuschauen, weil Friede sei zwischen Himmel und Erde, der Himmel seine Fülle spende, die Erde den Himmel preise. Und sie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden sollte, nicht bloss die Erde, sondern auch des Menschen Leben, so dass, wenn die Jahre ihn drängen an der Erde äussersten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. [...] Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für sich, sollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heissen Tag lang gewandert sind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, sollten wir nicht Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Englein auf- und niedersteigen und Wache halten über dem schlafenden Pilgrim, der im Herrn entschlafen ist, damit, wenn die Sonne wiederkömmt, er wohlbewahret im Herrn erwache, gekräftiget in himmlischer Ruhe zu irdischer Geschäftigkeit?*

Jeder Tag des Lebens sollte im Himmel beginnen und im Himmel enden, jeder Tag ist, wie das Leben selbst ein Zyklus der Entwicklung. Jeder Tag jedes Menschen, jeden Lebens. In diesem Sinne ist der Zyklus ewig. Er wiederholt sich jeden Tag in jedem Leben.

Ich glaube an dieser Stelle ist es an der Zeit, eine erste Schlussfolgerung zu ziehen, auch wenn sie erst durch ein Beispiel gestützt wird. Gotthelf denkt und gestaltet Entwicklung zyklisch. Die Entwicklung, Verstoß aus dem Paradies und Weltfahrt und das Gewinnen einer höheren Form des Paradieses ist ihm ein Zyklus, der sich abhebt von der linearen Zeit, vom Zeitpfeil. Dieser Zyklus der Entwicklung ist ewig, weil er sich, in tausend Gestalten zwar, immer wieder und in jedem Menschen und in jedem Leben wiederholt. Entwicklung in der Welt ist aber für Gotthelfs Werk etwas schlechthin Konstituierendes, wie wir noch sehen werden. Dass sie zyklisch und nicht linear geschieht, macht sie gleichsam ewig, der Zyklus der menschlichen Entwicklung ist eine Form von Ewigkeit. Sie findet statt ohne den einzelnen Menschen, sie ist als ewiges Grund-



schema da, dem der Mensch in tausenderlei Form und Gestalt unterworfen ist. In diesem Sinne ist diese Form von Ewigkeit eben eine Kategorie im Kant'schen Sinn. Die Menschen, die dieser Entwicklung teilhaftig werden, sind in der Lage, den Kreislauf ihrer Entfaltung zu sehen. Sie können die Vergangenheit in Beziehung zu ihrer Gegenwart und zu ihrer Situation setzen, sie können aber auch die Endlichkeit ihres Daseins erfahren als zum Leben gehörig.

Gotthelf bettet die Versöhnung, welche die Erlösung und damit das Ende des Entwicklungsweges ist, ein in das christliche Jahr. Am Sonntag vor Pfingsten erkennt Änneli in der Predigt, dass sie den Schritt zur Versöhnung machen muss, dass der Weg in eine höhere Form des Daseins möglich ist. Die Versöhnung liegt in der Woche vor Pfingsten, am Pfingstsonntag erscheint die Familie versöhnt in der Kirche, die Ausgießung des Heiligen Geistes zu empfangen, gleichsam im Sinne eines Abschlusses ihres Weges durch die Welt. Pfingsten ist aber nicht nur ein christliches Fest, Pfingsten ist auch ein Frühlingsfest, das den Menschen einbindet in den Zyklus der Natur.

Hier hätte Gotthelfs Roman also enden sollen. Die Familie hat den Zyklus ihrer Entwicklung durchlaufen. Aber Gotthelf hat einen zweiten Teil angefügt, notwendigerweise. Ich habe oben gesagt, dass der Roman «Geld und Geist» ein Chronotop sei, ein literarischer Raum also, in dem sich die beiden Zeit- und Ewigkeitsformen verbinden, einander bedingen.

Entwicklung muss Anwendung finden in der Welt. Wer die Welt durchfahren hat, seinen Entwicklungszyklus erfüllt hat, ist aufgerufen, sein Können, sein höheres Sein in die Welt hineinzutragen. Zu wirken in der Welt. Weltwirkung ist aber – um zur Terminologie von Lévy-Strauss zurückzukehren – das Feld der heißen Gesellschaft. Entwicklungszyklen sind kalt, ihre Anwendungen in der Welt sind heiss. Weltwirkung ist linear, nicht mehr zyklisch, sie schafft – aufgrund der Entwicklung – nun das Einmalige, das Zielgerichtete. Dieses Zielgerichtete, Einmalige greift seinerseits wieder in das Zyklische der Entwicklung anderer Menschen ein, ist Erlebnis und Formendes im ewigen Entwicklungszyklus anderer Menschen.

In dieser Verbindung von Ewigkeit und Zeitlichkeit, von Zyklus und Pfeil entsteht die Romanwelt, in dieser Verbindung wird sie aber erst überzeugend. Der Kreislauf der Entwicklung, der Zyklus, ist dialektisch auf den Zeitenpfeil bezogen. Geschichtliche Entwicklung, gerichtete Zeit des Anfangs und des Endes, vollzieht sich auf der Folie des zyklischen Kreislaufes. Gerichtete Zeit braucht eine Vorstellung von zyklischer Ewigkeit, damit sie überhaupt gedacht werden kann, Anfang und Ende kann nur von einem festen Punkt eines ausserhalb Stehenden erkannt werden. Zeit braucht ihre Aufhebung, um überhaupt gedacht werden zu können.

Der Mensch kann deswegen nur aufgrund des Bewusstseins der zyklischen Ewigkeit das Geschichtlich-Gerichtete reflektieren. Oder einfacher: Nur wer die Entwicklung durchlaufen hat, wird das bewusst wahrnehmen können, was ihm an geschichtlicher Einmaligkeit entgentritt. Und nur wer die Entwicklung im Zyklus durchlaufen hat, wird als ein Überlegener handeln können, als einer der das Geschehen einzuordnen weiss, in die Dialektik von Zeit und Ewigkeit. Aus Entwicklung und ihrer Anwendung in der Welt entsteht, nun auf der Ebene der Literatur, die Handlung. Die beiden Elemente des Heissen und des Kalten organisieren Handlung, sie organisieren auch Kultur.

Der Mensch, der sich entwickelt hat, ist nun aufgerufen, sein höheres, gleichsam in der Ewigkeit gewonnenes Sein in die Welt der Gerichtetheit hineinzutragen. Indem er dies tut, entsteht die Verbindung von zyklischer Ewigkeit und gerichteter Zeit, entsteht das Chronotop Roman, welches erst durch diese Verbindung überzeugend wird.

Die Feuerglocke ruft die Familie in Liebiwyl, die sich wieder gefunden hat im Abendmahl an Pfingsten, in die Welt und das Geschehen hinein. Die



Feuersbrunst stiftet jene Verbindung zum Dorngrütt, zur Gegenwelt, zur Habgier und zum Sklaventum, das ohne Entwicklung geblieben ist. Am deutlichsten zeigen sich die Gegensätze, auf die es hier ankommt, in der Haltung der beiden Familien zum Sterben. Änneli gelingt es, schon während des Streites den Tod als etwas Lebenszugehöriges zu empfinden, indem es ihn in seinem Zusammenhang mit der notwendigen Versöhnung begreift. Sie begreift, dass das Sterben den Menschen einbindet in den Lebens- und Entwicklungszyklus. Diese Erkenntnis lässt sie auch die Kraft zur Selbstüberwindung finden, den Anfang zur Versöhnung zu leisten. Im Abendmahl, der rituellen Repräsentation der Erlösung, die täglich wiederkehrt, kann sie und ihre Familie die Entwicklung vollenden.

Ganz anders die Bäuerin im Dorngrütt – sie hat bezeichnenderweise gar keinen Namen: Für sie ist das Sterben Ende, Auflösung und damit nur entsetzlich:

*He ja, sagte die Frau, ich habe auch schon manchmal daran gesinnet, wenn mein Alter so gehustet hat, dass es mich duechte, er sött s'Härz a d'Diele ueche sprengge, es wär guet, wenn ich ein Gebetbuech zweg lege. [...] Und dann könnst z'spät werde, un das chönnt mer doch de gruuse, vo wege, es könnte etwas bleiben hangen, wo besser wär, es*

*bliebe hier, un dass de sone armi Seel müesst umecho, und selb wär doch de neue grüslig; wes einist het müesse sy, so wärs doch de besser, es blyb derby.*

Ännelis Tod wird als Apotheose gestaltet. Als höchster Ausdruck der Vergeistigung. Änneli erklimmt im Tod und ihrem hilfreichen Handeln die letzte Stufe der ununterbrochenen Entwicklung und Verbesserung, die den Lebenszyklus abschliesst. Auf dieser Stufe ist es ihr möglich, in matri-linearer Deszendenz den Hof an Anne-Mareili weiterzugeben und so für die Kontinuität in der Entwicklung zu sorgen. Das weitere Schicksal des Dorngrüttbauern und seiner Frau wird nicht erzählt. Wer sich nicht entwickelt, ist in der gerichteten Zeit, findet irgendwo und irgendwann sein Ende, es wird nicht einmal mehr erzählt.

Gotthelfs Gestaltung dieser Zeitebenen ist nun gerade nicht diejenige des Heiligen Augustins. Dort sind es die Heiden, die sich ewig im Kreise drehen. Der Christ ist in der Gerichtetheit der Zeit. Bei Gotthelf ist es umgekehrt. Der Christ ist eingebunden in die zyklische Ewigkeit, sie gibt ihm Sicherheit und Rückhalt.

Es ist interessant, dass in «Geld und Geist» auch Anne-Mareili in einen Entwicklungszyklus eingebunden wird. Gotthelf wiederholt für Resli und Anne-Mareili die zyklische Erzählweise: Die Tanzveranstaltung, an der Resli und Anne-Mareili sich näher kommen, ist jener paradisische Raum, den beide bald darauf verlassen müssen, sie treten ihre Weltfahrt an, sie erreichen die höhere Form am Schluss, am Totenbett von Änneli.

Gotthelf gestaltet zweierlei Menschen: Solche, die sich eben entwickeln und damit der Ewigkeit teilhaftig werden, und solche, die sich nicht entwickeln und damit ihrem Leben keinen Sinn als den des Geldes und der Macht zu geben wissen. Aus der dialektischen Verbundenheit dieser Menschen und ihrer Möglichkeiten ergibt sich immer wieder die Handlung.

### *Das geschriebene Buch und das Buch des Lebens*

Ich möchte diesen Gedanken einer kreisförmigen Ewigkeit und einer gerichteten Zeitlichkeit noch einmal klar umreissen. Alle Werke Gotthelfs gestalten immer wieder den Kampf zwischen dem Göttlichen und dem Weltlichen. Gut und Böse, Licht und Dunkel, Gott und Welt stehen gegeneinander. Welt ist die Summe alles dessen, was der Mensch selbst

denkt, tut und schafft, Welt ist all das, was nicht durch göttliche Ordnung bestimmt ist, was nicht von Gott eingegeben ist. In der Welt herrscht der brutale Kampf ums Dasein, das Recht des Stärkeren. Welt ist nicht zyklisch, daher auch nicht ewig. Im Gegensatz dazu steht das Göttliche, das aber von der Welt nicht getrennt ist. Gott offenbart sich einerseits in der Bibel, im geschriebenen Wort, er offenbart sich aber auch in der Natur.

*So ist der Mensch glücklich zu preisen, welcher ein Auge hat, denn was ist der Mensch, wenn er kein Auge hätte! Aber schöner und besser als ein Auge sind zwei, und zwei hat Gott dem Menschen gegeben, und halbblind ist und bleibt der immer, der nur eines hat. Und wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat, so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben, das heilige alte Buch, das nicht bloss ein Vikari soll exegisieren können, sondern jeder Christ verstehen, aber auch das wunderbare Buch, das alt ist und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch, das aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom genährt wird, durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Atem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen.*

Göttliches offenbart sich dem Menschen also nicht nur in der Bibel, sondern auch in einem Buch, nota bene, «das alt ist und doch jeden Tag neu wird»! Wir können es als das Buch des Lebens oder der Natur deuten. Gott redet nicht nur durch das geschriebene Wort – also durch die Bibel – zu uns, sondern auch durch die Natur; die Natur, das Leben und die Geschichte sind das ungeschriebene Wort Gottes. Gotthelf geht hier also einen wesentlichen Schritt weiter als Augustin. Er integriert dasjenige, was Augustin heidnisch nennt, den Kreislauf, bewusst und explizit in sein Gottesbild. Integration des Heidnischen in das christliche Gottesbild: Diesen Sachverhalt hat bereits Walter Muschg in seiner grossartigen aber umstrittenen Monografie 1931 aufgegriffen und umfassend dargestellt. Beide Bücher müssen für Gotthelf die gemeinsame Basis des Lebens sein, der Mensch muss – will er ein ganzer Mensch sein – in beiden Büchern lesen können: *Kann er [der Mensch] nur lesen in der alten, lieben Bibel, so kömmt er wohl zur Erkenntnis dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist; er erkennt wohl, was Gott ist, wie er aber waltet, das bleibt ihm verborgen, zur Rechtgläubigkeit kömmt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht.*



Derjenige, der nur in der Bibel lesen kann, entwickelt sich nicht, er weiss zwar, was gewesen ist, aber was er kann, ist noch rein formal, hat keinen Bezug zum Leben. Es ist nichts Ewiges darin. Die fatalen Folgen der rein formalen Rechtgläubigkeit werden im «Anne-Bäbi» am Handeln des Vikars vor Augen geführt. Ewigkeit muss erfahren werden. Nur durch die Erfahrung kann sie Früchte tragen.

Wer ein wahrhafter Mensch werden will, muss in beiden Büchern lesen können. Er muss Gott auch erfahren lernen in der Natur und in der Welt. Er muss durch die Welt fahren, den Kreislauf erfahren, auf dass die geschriebene Offenbarung Früchte trägt. Er muss Welterfahrung und göttliche Offenbarung, Zyklus und Pfeil zusammenbringen.

*Wer aber nur im Leben [in der Welt] lesen kann, liest und liest und kömmt nie zum Verständnis, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht und darum findet er das Heil nicht.*

Wer also nur im Zeitenpfeil vorwärts geht, ohne Ewigkeit im Sinne der Entwicklung in sich zu tragen, der meistert das wahre Leben nicht. Es fehlt ihm das Wissen um eine höhere Form. Der Dorngrützbauer und seine Frau sind Figuren, die so leben. Sie werden von Habgier und Machtstreben geleitet. Die Familie von Liebiwyl steht in der Gefahr, nach ihrer Weltfahrt wieder in der Idylle des neu gewonnenen Paradieses zu verharren.

Änneli aber gelingt es, in beiden Büchern zu lesen, sie führt die Familie dazu, das im Buch des Lebens Gelernte anzuwenden auf das christliche Handeln, und so dem alten heiligen Buch und dem christlichen Handeln das nur Formale zu nehmen und aus ihm ein echtes menschliches Handeln zu machen, das die Kreisläufigkeit der Ewigkeit einzubinden vermag.

*Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen, Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig.*

Heilige, kreisförmige, ewige Zeit und gerichtete, weltzugewandte, profane Zeit, Seele und Leib, Entwicklung und ihre Anwendung werden zur Einheit. Ich glaube, damit haben wir jenen Punkt erreicht in unseren Erörterungen, der die Formulierung einer gültigen These erlaubt.

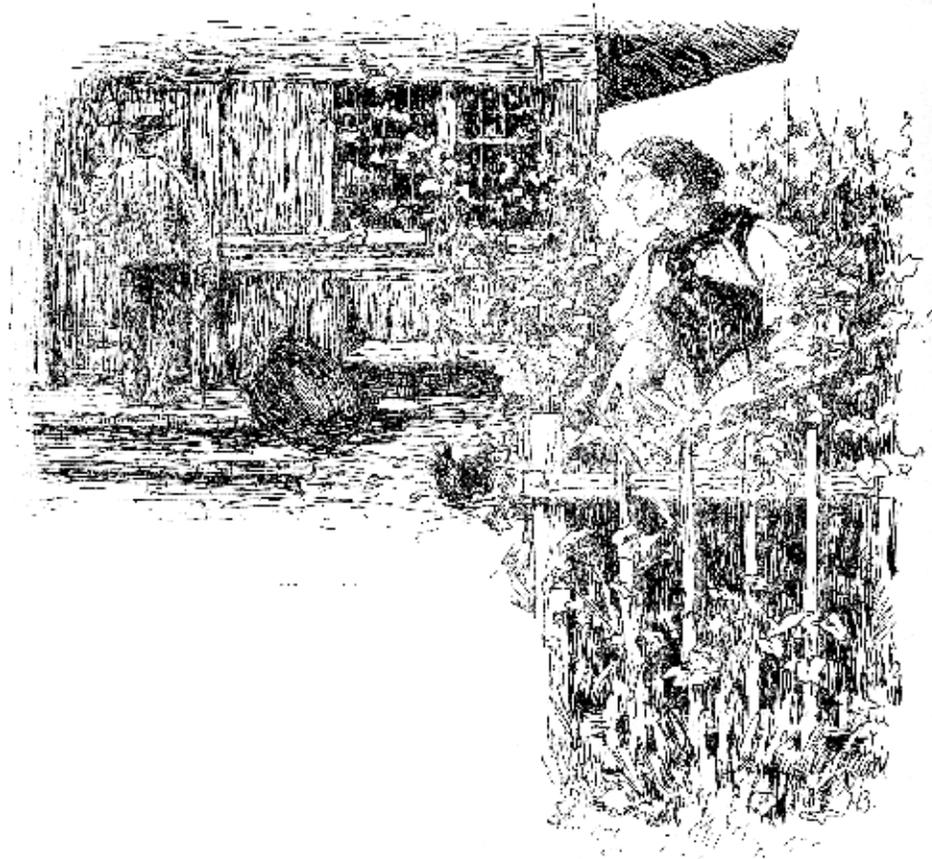


### *Die Entwicklung in die Welt und die Geschichte hineinragen*

Das Ewige in Gotthelfs Werk ist der kreisförmige, immer wiederkehrende, jeden Tag und jedes Jahr, in jedem Leben neu werdende, wieder beginnende Zyklus, in welchem sich der Mensch entwickelt, in welchem er eine Basis findet, einen festen Grund. Im Zyklus der Ewigkeit ist er verbunden mit der Natur, mit ihrem Werden und Sterben, mit den Jahreszeiten, mit dem Lauf der Sonne, er kann – wie Änneli im Pflanzblätz – Einheit von Himmel und Erde wahrnehmen. Er ist aufgehoben in dieser Ewigkeit, sie gibt ihm Halt und Sicherheit. Das Wissen um Ewigkeit und Zyklus erlaubt dem Menschen nun aber, etwas anderes als Ewigkeit zu denken. Ewigkeit ist nur denkbar, wenn es etwas anderes als sie gibt. Erst das Heraustreten-Können aus dem Zyklus lässt diesen erkennen. Der Mensch, der Ewigkeit erkennt, erkennt auf dieser Folie auch das Nicht-Zyklische, was ihn zur Anwendung des Ewigen in der Geschichte befähigt und ermächtigt.

Gotthelf – und darauf will ich letztlich hinaus – gestaltet nun in seinem ganzen Werk diese Menschen. Er gestaltet Figuren, die im Zyklus der Ewigkeit verharren, die es nicht schaffen, ihre Entwicklung in die Geschichtlichkeit hineinzutragen und damit auf der Welt nicht tätig werden können. Es gibt auch Figuren, die von Anfang an jenseits der Dialektik von Gott und Welt stehen und keiner Weltfahrt bedürfen. Er gestaltet auch Figuren, wie wir gesehen haben, die ohne den Hintergrund der Ewigkeit leben und die in der Welt verkommen, der Habgier und dem Augenblick ergeben. Und er gestaltet letztlich Menschen, die in der Lage sind, die Entwicklung, die sie in der zyklischen Vorstellung von Ewigkeit gewonnen haben, in die Welt und in die Geschichte hineinzutragen. Versuchen wir anhand einiger Werke, diesen Gedankengang zu konsolidieren und anzuwenden.

Mias im «Bauernspiegel» lebt in einer Welt, die von Menschen bestimmt ist, die von der Ewigkeit in unserem Sinne nicht berührt sind. Es sind Menschen, die von Habgier und Bosheit leben. Mias ist der Mensch, der in dieser Welt Ewigkeit im Sinne der Entwicklung erlebt, er entwickelt sich über die Niederungen seiner Mitmenschen hinaus, in äusserst schmerzlichen Schritten. Allerdings ist er nach seiner Rückkehr aus Frankreich noch nicht in der Lage, die Ewigkeit, die er in sich trägt, in die Geschichte und in die Zeit hineinzutragen. Seine Tätigkeit als freier Volks-



hochschullehrer in den Gaststätten bewirkt manches, aber er bleibt ein Aussenseiter, ein wirkliches Wirken in der Welt bleibt ihm versagt.

Peter Käser, der Schulmeister, geht auch durch den Zyklus der Entwicklung. Er erfährt diesen ewigen Kreislauf ebenso schmerzhaft wie Mias an seiner Person. Er ist jedoch in der Lage, vor allem dann durch seine Frau, ein passabler und geachteter Lehrer zu werden. Es gelingt ihm, das, was er gelernt und vor allem erfahren hat, auf den Boden seiner persönlichen Zeit zu stellen, es als bernischer Primarlehrer anzuwenden.

Es ist an dieser Stelle von grosser Bedeutung, das Frauen- bzw. Männerbild Gotthelfs im Lichte des Gesagten zu analysieren. In «Geld und Geist» sagt Gotthelf, als er von der Kleidung von Mann und Frau redet: *Es ist, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrund der helle Mann hin und her geht, aber vom dunklen Grunde gehoben und getragen.*

Die Familie ist für Gotthelf das Urbild der Gesellschaft. Die Liebe der Ehegatten, der Kinder und Geschwister ist das Abbild der göttlichen Ordnung, wie sie auch in der Gesellschaft und damit im Staate walten sollte. Auf der Ebene der Familie ist der Mann nach der göttlichen Ordnung der «Weltmensch», der mit Verstand begabte, der die Familie nach aussen vertritt und für sie verantwortlich ist. Die Frau ist in der Keimzelle Familie die Vertreterin Gottes, *des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes*. Die Frau verfügt über mehr Liebe und geistige Kraft als der Mann. Die Frauen stehen der Ewigkeit in unserem Sinne näher als die Männer. Sie sind es, die aus ihrer geistigen Kraft immer wieder die Entwicklung erarbeiten, mit ihnen und durch sie entwickeln sich die Männer. Die Frauen sind die Seelenführerinnen. Es ist Änneli in «Geld und Geist», die den grossen Entwicklungsschritt macht, der in grosser Liebe zur Versöhnung führt. Es ist Anneli, im «Bauernspiegel», die durch ihre Hingabe und ihr Sterben Mias auf den Weg zur Entwicklung führt. Und es ist Mädeli, die dem Schulmeister Peter Käser immer wieder den Halt und die Rückbindung zum Ewigen gibt, sodass auch er sich zu einem ganzen Menschen entwickeln kann.

Es gibt auch andere Figuren – es sind auch Frauen – Figuren, die den göttlichen Kreislauf der Natur nicht verlassen, die mit der Natur leben und darin ihr Genügen finden, die nicht in die Welt geschickt werden. Ich denke vor allem an das Erdbeeri-Mareili und an Käthi, die Grossmutter. Erdbeeri-Mareili ist im Walde daheim, lebt im völligen Einklang mit der Natur, beurteilt den Jahreslauf nach dem Vorkommen der Erdbeeren, es beurteilt die Menschen nach der Sorgfalt, wie sie mit Erdbeeren umgehen. Es lebt in einem paradiesischen Zustande der Präexistenz, es ist eine Botin einer paradiesischen göttlichen Welt der Reinheit und Lebendigkeit. Mareili ist eine Figur, die keiner Entwicklung bedarf, weil sie jenseits der Dialektik von Gott und Welt, von Gut und Böse steht. Es ist unerhört, dass Gotthelfs Dichtertum solche Figuren zu schaffen vermochte. Figuren, die von einer anderen und besseren Welt künden, die im Ewigen und Göttlichen verbleiben können, ohne dass ihnen eine Weltfahrt auferlegt wird. Auch Käthi, die Grossmutter, ist eine solche Frau.

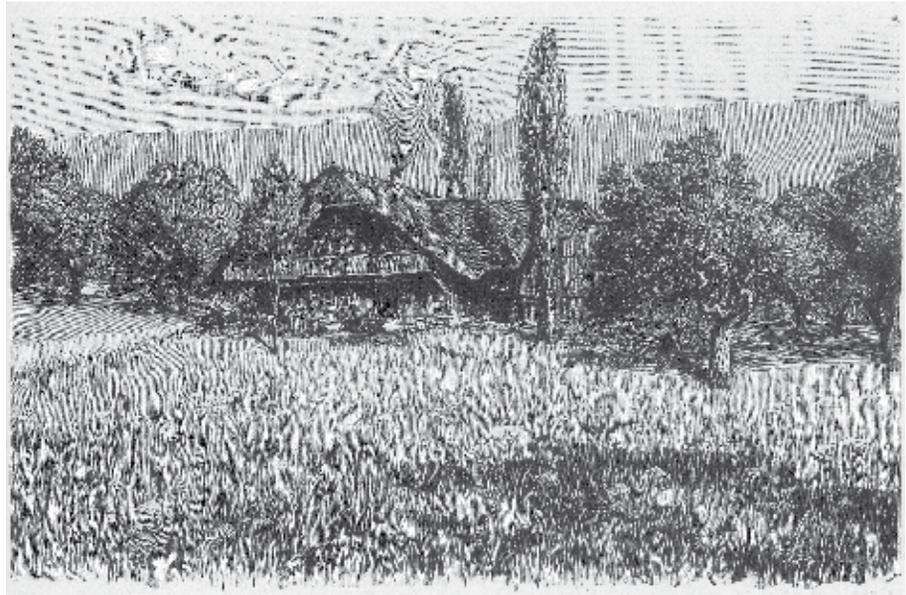
Vreneli in den Uli-Romanen ist von aristokratischer Herkunft. Gotthelf wird nicht müde, diese Herkunft immer wieder zu betonen. Es ist ihr etwas von der Medialität eines Erdbeeri-Mareili eigen. Sie ist es, die Uli

auf dem Weg seiner Entwicklung führt, vom Moment an, indem er in die Glungge kommt, ist sie oft im Hintergrund seine Seelenführerin, die seine Weltfahrt begleitet und bewacht. Am Schluss des Romans ist sie es, die Uli zum Bauern schickt, den er mit einer kranken Kuh betrogen hatte. Uli überwindet sich, er überwindet damit die Welt und ihre Form von Recht und schliesst seine Entwicklung ab, die von nun an in der Welt zu wirken beginnt. Der Roman schliesst mit den Worten: *Uli wurde durch seinen Glauben nicht getäuscht. Der Herr war mit ihm und alles geriet ihm wohl, seine Familie und seine Saat. Offen blieben ihm Herz und Hand, und je offener sie waren, desto mehr segnete ihn Gott.*

Ein ganzes Volk, die Helvetier, macht im «Druiden» unter grössten Opfern die Weltfahrt und kehrt zurück in unser Land und beginnt auf einer höheren Ebene des Daseins von Neuem. Der Schluss dieser Erzählung ist die chymische Hochzeit von Himmel und Erde als Sinnbild des Ewigen. Und es ist bedeutsam, dass die Entwicklungen von Jakob im Roman «Jakobs Wanderungen» ganz äusserlich auf einer kreisförmigen Bahn verlaufen: Als Reise in die Schweiz und in den Sozialismus hinein und dann als Reise aus der Schweiz heraus und damit auch in eine göttliche Ordnung hinein.

Kehren wir zum Schluss noch einmal zum Uli zurück. Uli vollendet seinen Entwicklungsweg, indem er den alten Bauern, den er betrogen hatte, aufsucht, um ihn für den Betrug zu entschädigen. Uli hatte ihm einst eine kranke Kuh verkauft, der Bauer klagt Uli ein, Uli gewinnt aber mit Hilfe eines Advokaten den Prozess, bekommt also Recht vor der Welt, nicht aber vor Gott. Seine Entwicklung ist in dem Moment abgeschlossen, als er die Schuld vor Gott eingesteht und dem Bauern dessen Verlust ersetzt. Offenbar ist es nicht das Gleiche: Vor Gott Recht haben und vor dem Gesetz Recht haben. Oder: Man kann in der Welt Recht haben, aber im Ewigen in grossem Unrecht sein. Vielleicht ergibt sich aus diesem Unterschied eine Erklärung für Gotthelfs politisches Denken und Verhalten.

Der Rechtsstaat ist Menschenwerk, er gehört zur Welt, die Menschen müssen vor Gott gleich sein, nicht in der Welt. Der Begriff «Rechtsstaat» war Gotthelf zuwider. Er ist von Menschen gemacht, die nicht in den beiden Büchern Gottes lesen können. Menschen, die nur im Zeilenpfeil leben, welche die Ewigkeit und ihre Ordnung nicht erlebt haben, das sind die Politiker. Nur wer Gott und seine Offenbarung in dem Kreis-



läufig-Ewigen erfahren hat, nur wer auf dieser Basis die Entwicklung durchlaufen hat, kann letztlich ein ganzer Mensch sein, dem die Aufgabe der Führung eines Gemeinwesens anvertraut werden kann. Wer – wie die Radikalen in Gotthelfs Augen – dieses Ewige im göttlichen Gesetz nicht kennt und glaubt, das Recht, das Menschen schaffen können, sei eine hinreichende Grundlage für ein Staatswesen, der bringt dem Gemeinwesen Unsegen. Die Meinung, der Mensch brauche die Entwicklung unter dem Gesichtspunkt des Ewigen nicht, nennt Gotthelf «Zeitgeist». Gegen ihn zieht er zu Felde, immer und überall. Vor allem sein spätes Werk ist vom Kampf gegen den Zeitgeist erfüllt. Es kommt Gotthelf weniger auf die äussere Ordnung im Sinne menschlicher Richtigkeit an im Staate als vielmehr auf das Wachsen, das Veredeln der einzelnen Persönlichkeit, die sich im Bewusstsein des Ewigen in der Welt entwickelt, durch Antrieb des Herzens. In diesem Sinne ist Gotthelf ein Vertreter der Idee des Gottesstaates in augustinischem Sinne. Auf dieser Basis sind Gotthelfs zum Teil übertriebene kompromisslose Angriffe auf die Politik der Radikalen zu sehen. Die Politik seiner Zeit findet statt ohne Bezug zum Ewigen, sie lebt nur im Linearen, Einmaligen, sie ist sich der Kreisläufigkeit des Ewigen nicht bewusst. Die späten Romane, «Zeitgeist und Berner Geist», «Die Käserei in der Vohfreude» und «Der Schulden-

bauer» falten die Verderblichkeit eines Staatswesens auseinander, das ohne Rückbindung zum Ewigen lebt.

Wir kommen zum Schluss: Es ist mir im vorliegenden Aufsatz darum gegangen, im Sinne eines Essays, dessen Thesen noch ausführlicher und umfassender am Werke geprüft werden müssen, darzustellen, dass in Gotthelfs Werk das Ewige eine konstituierende Kategorie ist, welche die Handlung der Romane bestimmt.

Wir haben das Ewige bestimmt als das sich im Kreis bewegende, im Kreislauf der Natur, im Kreislauf des Jahres, im Kreislauf der menschlichen Entwicklung. Wir haben gesehen, dass Gotthelf im Annebäbi-Roman, aber nicht nur dort, den ewigen Kreislauf explizit einbezieht in sein Gottesbild, ihn als unabdingbaren Teil der göttlichen Offenbarung versteht. Und wir haben gesehen, dass der Mensch, wenn er sich entwickelt, sich einbindet in diesen göttlich-ewigen Kreislauf. Der göttlich-ewige Kreislauf führt aber durch die Welt hindurch, in ihr und an ihr ist das Göttliche zu erfahren. Erst der Mensch, der sich eins weiss mit dem Ewigen, kann Geschichte, das Nicht-Ewige, das Geschehen mit Anfang und Ende, denken und in ihr als Mensch handeln. Wer des Ewigen nicht teilhaftig ist, verkommt in der Welt. Der Ewigkeit teilhaftig werden, ist aber nicht einfach Gnade, sondern Arbeit, tägliche, harte, bewusste Arbeit an seinem Selbst.

# Das Kunsthaus Langenthal

Auch im Alter von 13 Jahren noch ein Abenteuer

Marianne Burki

## *Entstehung und Organisation*

1991 wurde der Kunstverein Oberaargau «zwecks Förderung des Kunst- und Kulturlebens in der Region» gegründet. Zur Erfüllung dieser Aufgabe betreibt er seit 1992 das Kunsthaus Langenthal. Durch den Umzug in das neue Verwaltungsgebäude konnte die Stadt Langenthal dem Kunstverein die Räumlichkeiten im Alten Gemeindehaus für einen anfänglich provisorischen, seit 1998 definitiven Ausstellungsbetrieb zur Verfügung stellen. Fulminanter Einstieg war die Ausstellung «Hodler und der Oberaargau» – sie brachte gleich 22 000 Besucherinnen und Besucher in die frisch gebackene Institution!

Während sieben Jahren wurde das Kunsthaus zu einem guten Teil ehrenamtlich von einem sehr aktiven Vorstand bespielt. Im Jahr 1998 – zu einem Zeitpunkt, in dem andere Städte ihre Kulturbudgets zu kürzen begannen – sprach die Stadt Langenthal dem Kunsthaus einen definitiven jährlichen Betriebsbeitrag von 70 000 Franken zu; der Kanton bewilligte zusätzliche 55 000 Franken. Mit dem Übergang zum Definitivum fand auch eine Professionalisierung des Ausstellungsbetriebes und damit eine Ablösung vom Ehrenamt statt. Heute sind im Kunsthaus fünf Teilzeitangestellte tätig: eine Kuratorin als künstlerische und administrative Leiterin (60%), eine Ausstellungstechnikerin und ein Ausstellungstechniker (zusammen 50%), eine Ausstellungssekretärin (20%) sowie eine wissenschaftliche Assistentin (20%). Kassen- und Hütedienst werden nach wie vor ehrenamtlich organisiert und sind durch etwa 50 freiwillige Helferinnen und Helfer gewährleistet. Auch der ehrenamtliche Vorstand unterstützt das Team aktiv mit viel Engagement.

*Die Ausstellungen  
im Kunsthaus Langenthal  
im Überblick*

1992  
*Hodler und der Oberaargau*

▷ Robert Zünd,  
Seelandschaft mit Burgruine bei  
Gewitterstimmung, undatiert,  
Öl auf Leinwand, 92×121,5 cm,  
Privatbesitz

▷ in between,  
3. Mai bis 30. Juni 2002  
Dominik Stauch  
Somewhere Between Green  
and Brown  
Computeranimation, 2002  
Karaoke on Colour  
Wand-Installation, 2002



1993

*Harte Zeiten*

Meisterfotografien aus den  
Dreissiger- und Vierzigerjahren und  
*Vergangenes und Vergängliches*  
Wilhelm Felber, Langenthal

*Von Amiet bis Weder*

Das Schönste aus der  
Oberaargauer Kunstlandschaft

*Heute geben wir Spektakel*

Der Berner Kleinmeister Franz  
Niklaus König und der Langen-  
thaler Fotograf Christoph Schütz

*Fliegzeug*

*Aeschlimann Corti Stipendium der  
Bernischen Kunstgesellschaft*

*1. Jahresausstellung Oberaargauer  
Künstlerinnen und Künstler*



## *Lokal – national*

In den Räumen des Kunsthauses finden jährlich vier bis fünf Ausstellungen statt. Malerei, Fotografie, Video, Plastik, Skulptur und Installation werden gleichermaßen berücksichtigt, der Schwerpunkt liegt auf der Gegenwartskunst. Dabei werden regionale wie überregionale Werke und Erscheinungsformen von Kunst und Kultur vorgestellt und in Verbindung gebracht. Im Kunsthaus Langenthal fanden früh Ausstellungen im Bereich «Neue Medien» statt. Diese haben das Haus bekannt gemacht.

Dank einer schlanken Struktur kann das Haus auch kurzfristig reagieren. Als Kunstinstitution ausserhalb der grossen Zentren bedeutet dies immer wieder die Suche nach Nischen, das Aufspüren von Themen, die anderswo nicht oder noch nicht aufgenommen worden sind. Die Ausstellung «in between – Bildmedien im Dialog» (2002) etwa war ein solches Projekt am Puls der Zeit. Hier wurden unterschiedlichste künstlerische Positionen präsentiert, die sich mit der alltäglichen medialen Bilderflut beschäftigen und die damit verbundenen Sehgewohnheiten thematisierten und hinterfragten.

## *Tradition und Gegenwart*

Die Ausstellungsfläche von 700 m<sup>2</sup> ist am Budget bemessen gross. Sie erlaubt eine vertiefte Auseinandersetzung mit den jeweiligen Themen oder Einzelpositionen. Die Struktur des Hauses ist von einer Vielzahl von Räumen geprägt und fordert entsprechende Ausstellungskonzepte. Unter anderem wird hier der Freiraum geschaffen für ungewöhnliche Kombinationen, wie sie etwa in der Ausstellung «Hochwasser» (2001) gezeigt werden konnten. Historische Dokumente standen im Dialog mit aktuellem künstlerischem Schaffen aus der ganzen Schweiz.

Dem Bezug zwischen Tradition und Gegenwart wird immer wieder nachgeforscht. Ein typisches Beispiel dafür war die Ausstellung «Beseelte Landschaft – Inszenierungen» (2002) zum zehnjährigen Bestehen des Kunsthauses, in der Werke von Robert Zünd (1827–1909) im Dialog mit zeitgenössischen Fotografien von Esther van der Bie (\*1962) und Istvan Balogh (\*1962) zu sehen waren.

1994

*Video-Installationen Szene  
Schweiz 3. Berner Biennale  
Kunstpreis des Kantons Bern*

*Ernst Hiltbrunner  
Dorf- und Wanderfotograf*

*Cuno Amiet  
Ein Leben in Selbstbildnissen*

Die Ausstellungen werden in der Regel durch eine wissenschaftlich fundierte Publikation oder einen ausführlichen Ausstellungsführer dokumentiert. Seit 2002 entsteht eine einheitlich gestaltete Publikationsreihe.

### *Das Kunsthaus als Begegnungsort*

Ausstellungen wirken nicht allein durch sich selbst, sondern bieten die Möglichkeit zu einer vielschichtigen Auseinandersetzung. Verschiedene Arten der Kunstvermittlung sowie interdisziplinäre Veranstaltungen bereichern und beleben den Ausstellungsbetrieb und sprechen ein breiteres Publikum an.

In den sonntäglichen öffentlichen Führungen steht die kunstgeschichtliche Betrachtung im Vordergrund. Der Kinderworkshop, welcher zu Beginn mit drei Kindern durchgeführt wurde, beherbergt mittlerweile bis zu 20 Kinder während anderthalb Stunden im Kunsthaus – und in der Zwischenzeit geniessen die Eltern in aller Ruhe die öffentliche Führung. Die «literarischen Führungen» mit der Schauspielerin Michaela Wendt erlauben dagegen einen anderen, assoziativen Blick auf die Werke und stehen als komplementäre Ergänzung neben den herkömmlichen Führungen. Die «Kunst-Bar» begleitet seit Sommer 2001 alle Ausstellungen: Gespräche mit Künstlerinnen und Künstlern sowie Fachpersonen erlauben die Diskussion in einem entspannten Umfeld – auch im Anschluss der Veranstaltung an der Kunsthaus-Bar.

Bereits nach einer relativ kurzen Versuchsphase konnten die zusätzlichen Aktivitäten bestätigt werden: Ein Stammpublikum trifft sich beispielsweise an der Kunst-Bar mit je nach Ausstellung wechselnden Interessierten. Immer wieder werden jedoch auch einmalige Events wie Tanz, Performances und Konzerte angeboten, welche spezifisch auf eine Ausstellung zugeschnitten sind.

### *Organisation und Finanzen*

Das Kunsthaus Langenthal wird vom Kunstverein Oberaargau betrieben. Der 13-köpfige Vorstand vertritt die gut 900 Mitglieder. Der jährliche Bruttoaufwand für den Betrieb des Kunsthauses mit vier bis fünf Aus-

1995

*Arbeit, Rausch und Wunder*

Eine Entdeckungsreise entlang der Heimlichkeiten des Oberaargaus

*Hans Obrecht*

Das verborgene Künstlerleben eines Oberaargauers in Amsterdam

*Wässermatten*

Heini Stucki, Fotografie, und Martin Ziegelmüller, Malerei

*Aufgedeckt, aufgetischt*

Rezepte und Konzepte der Kunst im Umgang mit Essen

*2. Jahresausstellung Oberaargauer Künstlerinnen und Künstler*

▷ Räume Reflexionen

15. Mai bis 6. Juli 2003

Andrea Loux

Raumkörper I-III

Installation, Konstruktion aus  
Grobspanplatten und Palette,  
lackiert, 2003



▷ jetzt. skulptur heute

13. Mai bis 11. Juli 2004

Carola Bürgi Capteur

Frischhaltefolie, Metallstäbe,  
Klemmen, Klebestreifen, 2004



1996

*Design – 3 Ausstellungen in  
Langenthal, Design mit Designe-  
rinnen – Design ohne Designer –  
Design-Geschichten*

*Emanuel Jakob/Heinz Egger,  
Malerei im Dialog zweier Künstl-  
ergenerationen*

*MediaSkulptur 1996*

stellungen inklusive Miet- und Unterhaltskosten beträgt gegen 400 000 Franken: angesichts der hohen Anforderungen, die an ein regionales Kunsthaus mit nationaler Ausstrahlung gestellt werden, ein kleiner Betrag. Die Beiträge der Stadt Langenthal und des Kantons Bern decken etwa die Hälfte der Gesamtausgaben. Trotz Geldern des Kunstvereins sowie Eigenleistungen des Vorstandes, von Mitgliedern (Aufsicht, Kassendienst, Versand) und Zuwendungen der öffentlichen Hand werden jährlich zusätzlich ca. 100 000 Franken private Sponsoringgelder benötigt, um die Kosten der Ausstellungen und der Publikationen zu decken. 2002 entwickelte das Kunsthaus ein neues, langfristig angelegtes Sponsoringkonzept. Mittlerweile unterstützen acht Partner – lokale Firmen – und 13 Gönner das Kunsthaus Langenthal regelmässig und tragen so massgeblich zu einer zukunftsgerichteten Planung bei.

### *Das Publikum*

Gerechnet auf die Gesamtbesucherzahl machen die Vereinsmitglieder etwa einen Drittel des Publikums aus. In der Ausstellung «in between» und den beiden folgenden Ausstellungen wurde erstmals eine Publikumsbefragung gemacht, die zeigte, dass der Anteil der auswärtigen (d.h. ausserhalb der Region Oberaargau lebenden) Besucherinnen und Besucher etwa 50% betrug. Die Absicht der lokalen Verankerung und nationalen Vernetzung wurde hier bestätigt.

Die Besucherinnen und Besucher verbrachten in der Regel mehr als eine Stunde in der Ausstellung. Diese relativ lange Verweildauer schlägt sich auch in den zu 95% positiven Feedbacks nieder. Die meisten Besucherinnen und Besucher waren zwischen 30 und 50 Jahre alt, unter 30- und über 60-jährige hielten sich die Waage. Genau die Hälfte erfuhr via Printmedien von den Aktivitäten des Kunsthauses.

### *Medienresonanz*

Die Ausstellungen im Kunsthaus Langenthal finden ein sehr gutes Echo in der Presse: Lokal wird mehrmals pro Ausstellung berichtet; die Rahmenveranstaltungen werden immer wahrgenommen und kommentiert.

1997

*Theo Frey, Werktagswelten,*  
Fotografie Reportagen und  
Künstlerporträts aus der Schweiz  
1937–1962

*Von Kreidolf bis Beuys*  
Kurzausstellung mit Werken aus  
Privatbesitz der Vorstandsmitglie-  
der des Kunstvereins Oberaargau

*Aeschlimann Corti Stipendium  
der Bernischen Kunstgesellschaft  
Comic, Cartoon, Kunst*

*Werner Neuhaus – Maler zweier  
Welten.*

*Design Preis Schweiz 1997*

Hochwasser  
6. September bis 4. November 2001  
Sabina Baumann, Installation  
Wasser, Plastik, 2001



1998

*3. Jahresausstellung Oberaargauer  
Künstlerinnen und Künstler*

*Fotografiepreis des Kantons Bern  
1998*

*Fotografie in Langenthal  
BlickWechsel*

*Künstlerkolonie Hellsau,  
Buchser, Amiet, Giovanni Giacommetti,  
Ernst Morgenthaler und  
Freunde im Freienhof Hellsau*

*Contemporains de Gavroche  
(Galgenvögel, Eidgenossen)  
Ausstellung zum 150-Jahre-Jubiläum  
der Schweizerischen Bundesverfassung,  
konzipiert durch das Foyer Le Relais  
in Morges*

Überregional äussern sich die «Berner Zeitung», «Der Bund» sowie die «Mittelland Zeitung» im Kulturteil, die Kritiken sind in der Regel äusserst positiv, diejenigen zur Ausstellung «in between» waren geradezu euphorisch. Auf nationaler Ebene werden drei von vier Ausstellungen in der NZZ unter der Rubrik «Schweizer Ausstellungen» aufgenommen, vier von fünf von der «Schweizer Illustrierten» oder anderen Zeitschriften kommentiert. Insgesamt weisen jährlich 60 bis 70 Presseartikel auf die Ausstellungen im Kunsthaus hin. Je nach Ausstellungsthema sind etwa zwei Drittel überregional oder national, ein Drittel in den lokalen Medien erwähnt. Immer wieder sind auch im Radio, lokal oder regional, Berichte zu hören, und in den letzten Jahren fanden zwei Ausstellungen, «Im Wind» (2000) und «Hochwasser» (2001), den Weg ins Schweizer Fernsehen!

### *Bewegung*

Im Jahr 2003 erhielt das Kunsthaus Langenthal gleich zwei Auszeichnungen: den grossen Kulturpreis des Kantons Bern sowie den Kulturpreis der Stadt Langenthal. Letztere würdigte einerseits das Engagement

des Kunstvereins Oberaargau für das Kunsthaus Langenthal, andererseits ging ein Teil des Preises an die Kuratorin für ihre Leistungen und ihr filmisches Schaffen.

Das Kunsthaus ist zur national bekannten Institution geworden, und damit ist ein erklärtes Ziel des Kunstvereins erreicht worden. Doch gleichzeitig haben sich in den letzten Jahren eine Vielzahl von alternativen, provisorischen oder ehrenamtlichen Kunstbetrieben etabliert – die Museumsdichte in der Schweiz ist einzigartig. Hier ergeben sich nun neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit und des Austausches mit Institutionen im In- und Ausland. Weiterhin wird das Kunsthaus seinen individuellen Stil pflegen. Gleichzeitig kann eine gezielte Vernetzung neue Möglichkeiten eröffnen und zu anderen spannenden künstlerischen Qualitäten und Überraschungen führen. Ein Abenteuer bleibt das Ganze alleweil. Auch im gesetzteren Alter von 13 Jahren.

1999

*Bühne frei!*

Kostbarkeiten aus der Schweizerischen Theatersammlung Bern, Dokumente zum Theater Langenthal, Bühnensicht – Neue Bilder von Jakob Jenzer

*Orte – Architekturen – Rätselbilder*

In Zusammenarbeit mit dem Museum im Lagerhaus, St. Gallen  
Johann Jakob Ritter, Fritz Soltermann, Silvan Gut u.a.

*Der plastische Blick*

Fotografien zwischen Raum und Objekt. Werke von Giro Annen, Renate Buser, Karl Geiser, Ida Maibach, Oscar Wiggli, Vaclav Pozarek, Hans Tanner, Véronique Zussau

*MediaSkulptur 99*

Video Kunst Szene Schweiz  
eine Ausstellung mit aktuellen Videoinstallationen und interaktiven Kunstwerken

Die Autorin ist Kuratorin des Kunsthauses Langenthal.

# Schnipsel aus dem Papierkorb

Erinnerungen aus den Anfängen des Kunsthauses Langenthal

Katharina Nyffenegger

Bei den folgenden Ausführungen geht es nicht um eine systematische Darstellung der Tätigkeit des Kunsthauses in seinen Anfangsjahren. Es sollen kleine Episoden erzählt werden, wie sie sich in der ersten Zeit ereignen konnten, als sich der Betrieb des Kunsthauses noch vor allem auf Improvisation und Pioniergeist stützen musste. Diese Zeiten sind vorbei und das ist gut so. Die Grundstimmung ist nicht verklärende Nostalgie, sondern die erleichterte Heiterkeit, mit der erledigte Angelegenheiten nochmals angeschaut und dann in den Papierkorb geworfen werden.

## *Pannen*

Ein wagemutiges, ja schier tollkühnes Unternehmen war die erste Ausstellung im Kunsthaus Langenthal, «Ferdinand Hodler und der Oberaargau». Das Projekt wurde praktisch ohne Infrastruktur, dafür vom Vorstand des Kunstvereins mit umso mehr Einsatz und Begeisterung auf die noch recht wackligen Beine gestellt. Ohne das Wissen, die Erfahrung und die Beziehungen von Peter Killer, Max Hari, Peter R. Geiser, Markus Bösiger und vielen anderen wäre die Ausstellung nicht denkbar gewesen. Peter Killer hatte sich dermassen verausgabt, dass seine Kräfte gerade noch reichten für den Coiffeurbesuch vor der Vernissage, die Ansprache und die wichtigsten Händedrucke; anschliessend fiel er für einige Zeit krank ins Bett. Natürlich gab es während den Vorbereitungen einige Pannen, die man sich lange nur unter vorgehaltener Hand zuflüsterte, die aber heute nach so vielen erfolgreichen Jahren als fast skurrile Erinnerungen an pfadfinderhafte Pionierzeiten ausgeplaudert werden dürfen.

### *Die Ausstellungen im Kunsthaus Langenthal im Überblick*

1992

*Hodler und der Oberaargau*

1993

*Harte Zeiten*

Meisterfotografien aus den  
Dreissiger- und Vierzigerjahren und  
*Vergangenes und Vergängliches*  
Wilhelm Felber, Langenthal

*Von Amiet bis Weder*

Das Schönste aus der  
Oberaargauer Kunstlandschaft

Ferdinand Hodler,  
Ausstellung 1992  
Der Mäher, 1879 (Ausschnitt)



*Heute geben wir Spektakel*  
Der Berner Kleinmeister Franz  
Niklaus König und der Langen-  
thaler Fotograf Christoph Schütz

*Fliegzeug*

*Aeschlimann Corti Stipendium der  
Bernischen Kunstgesellschaft*

*1. Jahresausstellung Oberaargauer  
Künstlerinnen und Künstler  
1994*

*Video-Installationen Szene  
Schweiz 3. Berner Biennale  
Kunstpreis des Kantons Bern*

*Ernst Hiltbrunner*  
Dorf- und Wanderfotograf

*Cuno Amiet*  
Ein Leben in Selbstbildnissen  
1995

*Arbeit, Rausch und Wunder*  
Eine Entdeckungsreise entlang der  
Heimlichkeiten des Oberaargaus

*Hans Obrecht*

Da rannten zum Beispiel zwei Helfer in letzter Minute vor der Vernissage mit einigen noch ungerahmten Zeichnungen Hodlers in einer Mappe über die Strasse ins Rahmenatelier gegenüber. Dort angekommen, mussten sie mit Schrecken feststellen, dass zwei Zeichnungen fehlten. Der Albtraum eines jeden Ausstellungsmachers, der kalte Schweiß der Kuratoren aller Zeiten! Blitzartige Rückkehr zum Kunsthaus. Unterhalb des schrägen Strassenrands liegen die Zeichnungen. Es hat nicht geregnet. Es ist kein Lastwagen darüber gefahren. Es hat kein Strassenwischer die Papiere beiseite gekehrt. Ein Engel aus Hodlers «Auserwähltem» ist auf seinem gebauschten Mäntelchen darüber geschwebt, bis die beiden Zeichnungen unversehrt geborgen und ins Rahmenatelier gebracht waren.

Weniger Glück hatten wir während der Ausstellung «Franz Niklaus König». Völlig ausser sich mussten eines Tages zwei Helferinnen feststellen, dass ein kleiner Stich mit schönem Goldrahmen gestohlen worden war. Ein seltsames Besucherpaar war ihnen aufgefallen. Verwahrlost aussehend und im Verhalten nicht als Kunstfreunde erkennbar, waren sie im Eiltempo durch die Räume gestürmt und hatten das Kunsthaus schnell wieder verlassen. Das nur unzureichend gesicherte Bildchen liess sich zu schnell abmontieren. Es hatte keinen Sinn, den Helferinnen Vorwürfe wegen mangelnder Aufmerksamkeit zu machen. Die Räume des



Kunsthhaus Langenthal

Das verborgene Künstlerleben eines Oberaargauers in Amsterdam

*Wässermatten*

Heini Stucki, Fotografie, und Martin Ziegelmüller, Malerei

*Aufgedeckt, aufgetischt*

Rezepte und Konzepte der Kunst im Umgang mit Essen

*2. Jahresausstellung Oberaargauer Künstlerinnen und Künstler 1996*

*Design – 3 Ausstellungen in Langenthal, Design mit Designerinnen – Design ohne Designer – Design-Geschichten*

*Emanuel Jakob/Heinz Egger,*

Kunsthäuser sind nicht lückenlos überwachbar. Offenbar waren die beiden auf der Suche nach Objekten, die schnell am nächsten Flohmarkt verhökert und zu Drogen gemacht werden konnten. Der Goldrahmen hatte wohl den Ausschlag gegeben.

Die Versicherung zahlte sehr kulant. Der Besitzer reagierte mit bewundernswerter Gelassenheit auf unsere betretenen Entschuldigungen. Dass Diebstähle in den besten Häusern vorkommen, war ein schwacher Trost. Paul Klees «Niesen», Carl Spitzwegs «Armer Poet», das legendäre Salzfass von Benvenuto Cellini haben das selbe Schicksal erfahren. Der kleine Stich von Franz Niklaus König befindet sich in bester Gesellschaft. Wir fühlten uns nicht danach.

Derlei Pannen wären heute nicht mehr denkbar. Der kleine Stich von König ist der einzige Diebstahl geblieben. Als ein weiterer potenzieller Dieb mit einem kecken Griff in die Kasse sein Geldproblem zu lösen hoffte, knallte ihm die Kassendame beherzt den Deckel der Kasse auf die langen Finger, die er nach eiliger Flucht noch einige Zeit gespürt haben mag.

### *Gespenster*

Künstler und Künstlerinnen, Besucher und Besucherinnen spüren immer wieder die besondere Ausstrahlung der Räume im Kunsthhaus. Es ging in diesen Räumen auch nicht immer mit rechten Dingen zu.

Wo heute sich im Restaurant «à la cArte» die Gäste erlaben, wurden lange die leeren Räume als Depot für die städtische Kunstsammlung genutzt. Auch das Kunsthhaus begann allmählich, sich in den verlassenem Zimmern mit Packmaterial oder gerade nicht ausgestellten Bildern etwas auszubreiten. Da stellte eines Abends der Securitaswächter fest, dass irgendwo Licht brannte und dass die Eingangstüre nicht verschlossen war. Er traute sich nicht allein hinein. Schnell riefen wir ein paar Vorstandsmitglieder zusammen, bewaffneten uns mit Stöcken, machten uns gegenseitig Mut, der Securitasmann zückte seinen Gummiknüppel und tapfer schlichen wir Schritt für Schritt in die unheimliche Zone. Kein Penner, kein Dieb, kein Eindringling irgendwelcher Art. Jemand hatte vergessen, das Licht zu löschen, und das Schloss erwies sich als defekt. Leider hat niemand diese Aktion mutiger KunsthäuserbetreiberInnen gefilmt.

Überhaupt nicht lustig für die Betroffenen verlief eine weitere Begeg-

nung der anderen Art. Da hing im letzten Raum des oberen Stockes während der Ausstellung von Hans Obrecht das Bildnis seiner verstorbenen Frau. Eine eindrückliche, erschreckende Darstellung der weisshaarigen Leiche mit gekreuzten Armen im dunklen Kleid in ungewohnter Untersicht senkrecht im Bild stehend. Ein verzweifelter Abschied von seiner gelähmten Lebenspartnerin, die der Künstler zuvor liebevoll gepflegt hatte. Genau diese alte, weisshaarige Frau nun glaubte eine der Helferinnen bei einem Rundgang vor ihrem Bildnis am Boden kauernd zu sehen. Als sei sie leibhaftig dem Bild entstiegen und beuge sich vor ihrem Porträt zusammen. Es muss eine Erfahrung von ungeheurer Intensität gewesen sein. Die Helferin kam zitternd und verstört zu ihrer Kollegin und erzählte ihr das Gesehene. Sofort eilten sie beide hinauf, doch die Erscheinung war weg. Niemand kam die Treppe hinunter, niemand bewegte sich in den Räumen.

Die Helferin, eine nüchterne und lebensstüchtige Frau, war in der Folge nicht mehr dazu zu bewegen, weiter im Kunsthaus zu arbeiten. Natürlich hätte es vernünftige Erklärungen gegeben. Vielleicht hat sie in der Dämmerung eine ältere Besucherin vor dem Bild ihre Schuhe binden gesehen. Vielleicht hat diese Besucherin anschliessend die Räume in der anderen Richtung des Rundgangs verlassen, als die beiden Helferinnen den hintersten Raum aufsuchten. Vielleicht ist sie gerade in dieser Zeit die Treppe hinuntergegangen. Wer weiss... Wir haben den Entscheid der Kollegin, das Kunsthaus niemals mehr zu betreten, respektiert. Das Ereignis ist für uns ein Zeichen für die irrationale Kraft grosser Kunst. Diese hie und da erfahren zu dürfen, ist ein grosses Privileg. Wie dies geschehen kann, ist nicht immer erklärbar. Die ganz eigene Stimmung dieses kleinen hintersten Raumes überträgt sich immer wieder auf Werke und Menschen. Kunst ist dort in starker Verdichtung erlebbar; warum soll da nicht auch einmal ein Werk lebendig werden?

### *Überraschungen*

Mit der Ausstellung «Cuno Amiet – ein Leben in Selbstbildnissen» setzten wir uns das ehrgeizige Ziel, möglichst viele Selbstbildnisse des Künstlers aufzutreiben und zu zeigen. Wir wussten, dass Amiet sein eigenes Gesicht gerne als Modell benutzte und sich nicht ganz uneitel auch gut in Szene zu setzen wusste. Die ältere Literatur erwähnte etwa

Malerei im Dialog zweier Künstlergenerationen

*MediaSkulptur 1996  
1997*

*Theo Frey, Werktagswelten,  
Fotografie Reportagen und  
Künstlerporträts aus der Schweiz  
1937–1962*

*Von Kreidolf bis Beuys  
Kurzausstellung mit Werken aus  
Privatbesitz der Vorstandsmitglieder  
des Kunstvereins Oberaargau*

*Aeschlimann Corti Stipendium  
der Bernischen Kunstgesellschaft  
Comic, Cartoon, Kunst*

sechzig Selbstdarstellungen. Wir hatten bereits über hundert aufgespürt. Unter den zahlreichen eher konventionellen Bildern stachen einige ganz originelle und ausdrucksstarke Werke hervor. So zum Beispiel das Selbstbildnis mit Kopfverband, eine unmissverständliche Hommage an den verehrten Vincent van Gogh. Oder die Darstellung als Bischof, eine merkwürdige Mischung von Verkleidung und Identifikation. Durchwegs zeigt sich der Künstler ernst, zuweilen grüblerisch. Die Abbildung eines einzigen lachenden, mit einer roten Papiermütze bekleideten Amiet lag uns vor. Wir wussten, dass er das Bild am Morgen nach einer ausgelassenen Silvesterfeier gemalt hatte. Zügig, mit schnellem Pinselstrich hat Amiet in ungewohnter Selbstironie seinem Gesicht die lachende Maske des Clowns vorgesetzt, hinter der eine abgründige Tragik spürbar ist. Wie gerne hätten wir das Bild in der Ausstellung gehabt! Es hätte der grossen Anzahl von weniger originellen Darstellungen ein Glanzlicht entgegengesetzt und der Ausstellung etwas mehr Pfiff vermittelt. Doch unsere Möglichkeiten der Recherchen waren ausgeschöpft.

Am Abend vor der Vernissage klebten wir noch die letzten Schildchen an, gingen müde durch die Räume und wussten nicht mehr, ob es nun eine gute oder eine schlechte Ausstellung werden würde. Da läutete jemand an der Türe, wir fragten uns, wer da wohl noch etwas von uns wollte. Ein älterer Herr stand in der Arkade, unter beiden Armen drei Bilder geklemmt. Er habe gehört, es gebe hier eine Ausstellung mit Selbstbildnissen von Amiet. Er habe auch einige und die möchte er doch auch noch in die Ausstellung bringen. Zwei davon kannten wir noch gar nicht, das dritte war der lachende Amiet mit roter Papiermütze.

Während der Ausstellung «Arbeit, Rausch und Wunder» klopfte es an die Bürotüre. Draussen stand eine zierliche Japanerin. Sie stellte sich vor als Studentin, war wegen der Ausstellung aus Deutschland angereist und wollte «folsen übel Lina Bögli». Entzückt betrachtete sie deren Reisekoffer. Wir konnten sie noch auf den Grabstein Lina Böglis auf dem Friedhof Oschwand aufmerksam machen, den sie auch noch «elfolsen» konnte. Was aus ihren Forschungen geworden ist und wen das in Japan wohl sonst noch interessieren könnte, ist uns leider nicht bekannt.

Für das Plakat der Ausstellung des Fotografen Theo Frey «Alltagswelten» wählten wir die Fotografie einer Bauernfamilie bei der Rast während der Feldarbeiten. Eines Tages tauchten in der Ausstellung Nachfahren der

*Werner Neuhaus – Maler zweier Welten.*

*Design Preis Schweiz 1997  
1998*

*3. Jahresausstellung Oberaargauer  
Künstlerinnen und Künstler*

*Fotografiepreis des Kantons Bern  
1998*

*Fotografie in Langenthal  
BlickWechsel*

Familie auf, die ihr Heimet auf dem Plakat erkannt hatten. Sie konnten kaum glauben, dass ihr Haus und ihre Onkel, Tanten und Grossväter als Kinder nun überall als Plakat zu sehen waren. Wir luden die ganze Familie zum Sonntagsbrunch ins Kunsthaus ein und verbrachten einen überaus fröhlichen Morgen zusammen. Schliesslich sammelten sie alle gemeinsam, um den Betrag für einen Originalabzug ihres Fotos zusammenzubringen. Wunderbare Kunstförderung.

Und dann und wann klebte ein kleines Zettelchen Häuschenpapier mit der handschriftlichen Mitteilung «heute geschlossen» an der Tür. Auch das gehört in den Papierkorb.

# Haus und Land im Oberaargau

Rechsteiner-Häuser und ihre Landschaft

Valentin Binggeli

Carl Rechsteiners Motive sind die schönen alten Häuser des Oberaargaus, fast durchwegs bäuerliche Bauten. Es ist unser Anliegen, in der vorliegenden Arbeit den geografischen Grundlagen dieser Häuser nachzuspüren, der Landschaft, zu der sie gehören. In der Wahl der Bilder war uns freie Hand gelassen, einzig einige Typen galt es zu berücksichtigen – Bauernhäuser, Stöckli, Speicher – sowie deren topografisch-geografische Verteilung im Aareraum, Rottäli, Wynigental und Langetental. Das Jahrbuch des Oberaargaus war stets eng verbunden mit Carl Rechsteiner und seinem Werk. Von Anfang an trugen die feinen Bleistift-Zeichnungen zur künstlerischen Bereicherung unserer Bücher bei.<sup>1</sup> 1977 gaben wir als Sonderband zum Jahrbuch den grossformatigen Bildband «Der Oberaargau in den Zeichnungen von Carl Rechsteiner»<sup>2</sup> heraus. Eine biografische Würdigung stammt von Hans Leist 1976.<sup>3</sup> Der Sonderband «Geografie des Oberaargaus» von 1983 geht unter Siedlungskunde auf die Rechsteiner-Häuser ein.<sup>4</sup> Eine Studie zum «Einst und Jetzt» der Rechsteiner-Orte lieferte Christoph Geiser 1990.<sup>5</sup>



Carl Rechsteiner.  
Zeichnung Emil Schmid 1970

## *Der Zeichner Carl Rechsteiner*

Carl Rechsteiner, 1903–1976, stammte aus der Ostschweiz und lebte ein Vierteljahrhundert im Oberaargau. In seiner Freizeit zeichnete er einige Hundert schöne Häuser seiner Wahlheimat. Sie waren Haupt- und Lieblingsmotiv einer tiefen Hingabe an den Gegenstand sowie dessen künstlerische Darstellung. Beim Betrachter tritt Betroffenheit dazu: über Wandlungen in Welt und Menschen, in deren Folge unwiederbringliche Werte vernichtet werden.



Speicher in Wynau. Juni 1957

Die Rechsteiner-Zeichnungen sind ein schöner Spiegel der traditionellen Oberaargauer Baukunst; überdies stellen sie für eine Zeit des Umbruchs ein einzigartiges Dokument zur Volkskunde dieses Landesteils dar. Hier wurde ein wertvoller Baubestand für die Mitte des 20. Jahrhunderts künstlerisch erfasst. Die Häuser Rechsteiners verteilen sich über den ganzen Oberaargau, vom Bipperamt bis an den Napfrand.

Mit Vorliebe ging Rechsteiner kleinen, originellen Schönheiten nach. Und wurde nur ein Hausteil gezeichnet, so gerne die Eingangspartie oder ein «Vorschärme», ein Brunnenschopf, eine sonnige Frontseite mit Spalieren, die Einfahrt, eine Terrasse, wo das Maienzeug nicht fehlen darf. «Bei der Betrachtung einer Arbeit von Carl Rechsteiner ist man ebenso angesprochen und beglückt wie von einer Zeichnung der Romantiker», schrieb Wilhelm Liechi.<sup>6</sup>



Wynau, Pfarrhaus-Eingang. 1953  
(Ausschnitt)

Immer zeigen die Zeichnungen eine hohe Werkgerechtigkeit bezüglich Material, Konstruktionsart, Proportionen sowie einzelner Bauelemente. Selbstverständlich treten die zum Bauernhaus gehörenden Lauben auf, oft mit der handwerklichen Zier von Ladenausschnitten, das Tennstor, daran der Strohhut gleich bei der Hand, ein Kreuzfirst im doppelseitigen Auslug. – Das ist Rechsteiners Kunst: Seine Zeichnungen, seine Häuser leben. Über Realismus und Detailtreue hinaus gelingt ihm, auf einer Riegfront oder Holzwand das Spiel von Licht und Schatten einzufangen, die Stimmung, den Geist des Hauses, seine Seele sozusagen.

### *Häuser, Menschen, Landschaft*

Das Haus ist die engste Heimat des Menschen. Die tiefen Bezüge zwischen Haus und Menschen hat Maria Waser im Roman «Land unter Sternen» in dichterische Worte gefasst:<sup>7</sup>

*Wer könnte sagen, wie es sich verhält mit der Beziehung zwischen Haus und Mensch? Wohl sind wir es, die jenes hinstellten; aber wenn es einmal dasteht und es hat sich in der Zeit behauptet und mit Schicksal gefüllt, wer vermöchte nun die Fäden auseinanderzulesen, die geheimnisvoll hin und her weben zwischen ihm und uns? Eins ist gewiss: Wenn man so mitten durchs Dorf geht, dann sind sie die Wichtigen, die Häuser. Sie stehen mächtig da, sie haben geprägte Gesichter, jedes ein besonderes, nicht zu Vergleichendes, an ihnen hängt Verheissung und Drohung, wir sind ihnen anheimgegeben.*

*Dann die Höfe in den Hügeln: Vielhundertjährig ist mancher, aber sauber alle und mit dem Maienzeug herausgeputzt wie ein Bernermädchen am Schnittersonntag. Und alle gleichen einander, das grosse Bauernhaus mit der Laube unter dem Bernerbogen und der gewaltigen Dachpyramide, die das Heu und die Frucht schirmt, mit der stolzen Einfahrt in den Oberstock, den Ställen und der Wohnung: Stube, Stübli und Hinterstube, allenthalben dieselbe Folge, nur an einem Ort die Stuben kleiner, am andern gross, aber heimelig überall mit dem mächtigen Kachelofen und dem geblühten Geschirr im Gänterlein. Dann weiter neben dem grossen Haus das Stöckli, das reizende Häuschen mit den rotblustigen Geranienfenstern, darein die Alten sich zurückziehen,*



Wynau. Auffahrt 1960  
(Ausschnitt)

wenn die Jungen an die Reihe kommen und Weite haben müssen. Dann die kleinen Speicher, die ringsum zierreich geschnitzten silbergrauen und samtigbraunen Schatzhäuschen, wo die Vorräte drin sind und die Kostbarkeiten.

Carl Rechsteiner zeichnete zu seinen Häusern ihre nächste Umgebung, meist eher angedeutet: Bäume, Zäune, Weg, seltener im Hintergrund einen Wald. Da das Haus wie der Mensch Teil einer bestimmten Landschaft ist, treten wir nun auf die Landschaft der gewählten Häusertypen ein. Dabei war unser Anliegen, die geografischen Erörterungen mit poetischen Texten zu bereichern. Indessen sei betont: Die Texte weisen keine inneren Bezüge zu den Zeichnungen auf, sie sprechen für sich selber, wie die Zeichnungen auch.

In allgemein geografisch-geologischer Sicht betrachtet, befinden sich die Rechsteiner-Häuser im Molasse- und Moränengebiet des zentralen Mittellandes zwischen Napf und Jura. Die einzelnen Landschaften, zu denen die Bauten gehören, können hier nur andeutungsweise mit einigen Merkmalen charakterisiert werden. Für Details und Vertiefung sei auf die Literaturangaben verwiesen.<sup>8</sup>

Am Rande sei vermerkt, dass eine regionale Verteilung der Haustypen (mit Bezug auf Baumaterialien) in unserem Raum mit seinen recht verwandten Teillandschaften kaum sinnvoll durchgeführt werden kann. Dagegen liegt für das hier nicht vertretene Bipperamt und seine Steinhäuser die naturgemässe Abhängigkeit von den Kalken des Bipper Juras auf der Hand.

### *Der Aareraum*

Die Aare ist der grosse Fluss des Mittellandes, damit ebenfalls des Oberaargaus. Sie sammelt beidseits Flüsse, Flüsschen, Bäche und führt bei Murgenthal fast 300 Kubikmeter Wasser pro Sekunde, bei der Mündung in den Rhein 550, dieser 440 m<sup>3</sup>/sec. – Vermerkt sei, dass die Aare auf ihrer Oberaargauer Strecke auch die Gemeinde Wynau berührt, den Wohnort Carl Rechsteiners im Oberaargau, den Ausgangspunkt der vielen Gänge hin zu seinen Häusern.

Die Aare hat sich in mächtige glaziale und fluvioglaziale Ablagerungen eingefressen, bis auf den Felsuntergrund der Molasse, so im Teil von

Wolfwil-Wynau. Da sind auch die schönen Abdrücke von Ahorn-, Zimt- und Lorbeerblättern zu finden, schön erhalten durch 30 Millionen Jahre im Knauersandstein der unteren Meeresmolasse, in der geologischen Literatur «Aarwangerschichten» genannt.

Beiderseits begleiten Wälder, Wiesen, Dörfer ihren Fluss. Sie stehen meist auf Moränen oder Schotterfeldern des eiszeitlichen Rhonegletschers; bis in den Raum des klassischen Wanger Endmoränenzirkus (von Wiedlisbach bis Niederbipp, Bannwil und Bützberg) sind es solche aus der letzten Eiszeit, Würm genannt. Im Osten davon, also Wynau zu, sind es jene aus der grossen Eiszeit Riss. Es ist ein rundlich modelliertes Hügelland, darin eingeschaltet einige topfebene Kiesterrassen. Zum Aareraum zählen wir das Bipperramt bis an den Jura, sodann die Täler in den Unterläufen von Ösch, Önz, Langete und Rot sowie das gesamte Einzugsgebiet des Inkwiler Seebaches.

Der Aare entlang begegnen dem Wanderer entrückte Schönheiten: die rauschende Ruhe in der Enge des Bannwiler Waldes, später ebenso in der Weite des Chehrs, der grossen Flusswindungen zwischen Wolfwil und Wynau; mächtig breit strömt hier der Fluss um kleine Inseln, solothurnerseite springend wirbelkreisend über Felsen der «Blättermolasse», bernerseite harmlos spielend am flachen Sandufer vorbei. Und in nächster Nähe kann sich der Wanderer wie seit Jahrhunderten vom Fährboot übersetzen lassen vom katholischen ans reformierte Ufer oder umgekehrt – ein Höhepunkt des sommerlichen Kindersonntags.

Als Poesie der Aare fügen wir im Folgenden einen Ausschnitt aus der Erzählung «Die Mädchenfeinde» von Carl Spitteler an. Der Dichter lässt die Kinder auf ihrer Wanderung durch die Klus von Balsthal an die Bannwiler Aare gelangen, später nach Wiedlisbach; Ziel ist Solothurn, die «Goldene Märchenstadt».

*Gerold und Gesima an der Aare*

*«Ist dir's nicht ebenfalls verboten, allein an die Aar zu gehen?» fragte Gesima.*

*«Nur von der Mama. Mein Papa ist selber beim Militär und begreift, dass Gefahr eine Ehre ist. Er tut zwar, als wäre er ungehalten, wenn wir etwas Waghalsiges unternehmen, aber es freut ihn heimlich doch, er lacht mit den Augen dazu. – Du aber rührst dich nicht! Gelt? Ich kann mich darauf verlassen? Du versprichst es mir? Du weisst, ich habe die*



Die Aare im Chehr  
von Wynau, Blick von Wolfwil.  
Foto Ruedi Steiner

*Verantwortlichkeit für dich.»*

*«Ich, wenn mir etwas verboten ist, so brauche ich keine Ermahnungen;  
ich tu es einfach nicht.»*

*Also lief er den Hügel hinab zur Aar. Dort streifte er auf der Suche nach  
einem Schützenplatz und glatten Steinchen der Strömung entlang hinter  
dem Weidensaum. Jetzt, so nahe am Ufer, war der Fluss nicht mehr  
stumm, sondern gab einen unheimlichen dröhnenden Metallruf von  
sich, immer den nämlichen.*

*«Geh nicht zu nah zum Wasser! und entferne dich nicht zu weit!»  
warnte Gesimas Ruf von oben.*

*«Ich kann sechs Züge schwimmen», meldete er stolz zurück.*



*Ein tief in den Schatten getauchter schwarzer Waldgraben, wo der Strom in pfeilschnellen Wirbelringen vor einer Felswand umbog, zog ihn an; erstens wegen des fürchterlichen Anblicks, zweitens weil sich an dieser grausigen Stelle eine Halbinsel von Schiefergeschütt wie ein Dreieck weit in den Fluss vorschob, die Spitze des Dreiecks im Wasser; dort mussten sich geeignete Wurfgeschosse in Mengen vorfinden. Langsam, Fuss vor Fuss setzend, wagte er sich auf dem Geschütt vor, bange und bebend, mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen, denn ihm war, als wollte ihn der reissende Wogenschuss von dreien Seiten zugleich angreifen, umwälzen und fortschwemmen; und das einförmige Dröhnen des Stromes hatte sich in ein heulendes Brausen verwandelt. Nach-*



Dorf- und Wasserplan von Wynau  
1815. Ausschnitt Nord. Signiert  
«D. Wyss pastor in Wynau».  
Massstab ca. 1:15000.  
Original 1:6000.  
Archiv Gemeinde Wynau

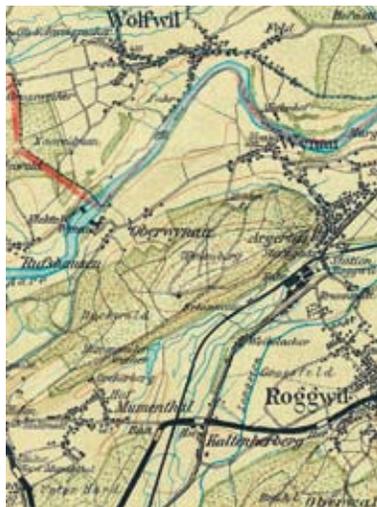
*dem er ein glattes Scheiblein aufgelesen, pflanzte er sich in schräger Schützenstellung fest auf die Beingestelle und schickte es waagrecht über die Fläche. Ein-, zwei-, dreimal berührte der Stein streifend das Wasser, milchweisse Spritzer zischten empor, die von dem finstern Wasserrachen sofort verschluckt wurden; schnapp, wie von einem Krokodil. Doch Krokodile gibt es nicht in der Aar. Allerdings, wenn man abergläubisch wäre, könnte man meinen, dort in jener meergrünen Wirbelmühle glotzten zwei Krokodilaugen und dort von oben kämen mehrere hintereinander mit der Strömung geschwommen, tückisch unterm Spiegel verborgen, bewegungslos anreisend, sich tot stellend. Unsinn! – Ha! da segelte er mitsamt der Insel, worauf er stand, den Fluss hinunter, dass er schwindelnd mit den Armen nach einem Halt fischte, während gleichzeitig eine ungeheure Riesenschlange, um die Waldecke schiessend, ihn blitzschnell verfolgte. Lächerlichkeit! Augentäuschung! es schien nur so.*

*Aber wenn doch nur Gesima mit ihrem läppischen Geschrei aufhören wollte! Sie verwirrt einem vollends den Kopf damit. «Stille schweigen!»*



Lengmatt vor Thunstetten. 1948

*herrschte er ihr zu. Solch eine Dummheit! Sie könnte einen schliesslich noch anstecken mit ihrer einfältigen Angst. Und bückte sich, um ein zweites Tellerchen auszuwählen ... Allein nun war es auf einmal zuviel. Das unaufhörliche Heulen des brausenden Flusses, der haltlose Zug der reissenden Strömung, das schwindelhafte Kreiseln der Geschwindwirbel mit ihren Ungeheueraugen und schmatzenden Lippen, das veräterische Gebaren seines Standbodens, der jeden Augenblick Miene machte, plötzlich bachab zu reisen, hinterlistig, ohne Warnung und Vorzeichen, das alles, vereint gegen seinen Mut unablässig anstürmend, ohne eine Sekunde Waffenstillstand, übermochte auf die Länge endlich seine Kraft, und jählings packte ihn das Grausen. «Fort aus dieser flüssigen Hölle!» schrie sein Herz. Noch gelang es seiner Tapferkeit, ehrenhalber ruhig nach dem rettenden Ufer zu schreiten, stolz, in aufrechter Haltung; kaum jedoch spürte er sich auf sicherem Erdboden, so rannte er in toller Flucht den Wald hinauf.*



Topografie von Wynauer Aare und Mumenthaler Weier. Exkursionskarte LJB 1:50 000, reduziert. Undatiert, ca. 1940

*Dort sprang ihm die vor Angst weinende Gesima mit Vorwürfen entgegen, fasste ihn am Ärmel und zerzte ihn mit sich, irgendwohin, einerlei, nur weg von der gefährlichen Flut, fort aus dem unheimlichen Wald! Und beiden dünkte es, als ob das schillernde Stromungeheuer hinter ihnen die Anhöhe heraufgestiegen käme, um sie zu verfolgen, sodass sie anfangen, flüchtlings zu laufen. Bis von dem schauerlichen Singen des Wassers nicht mehr der leiseste Ton zu vernehmen war; da erst atmeten sie auf.*

#### Thunstetten und Mumenthaler Weier

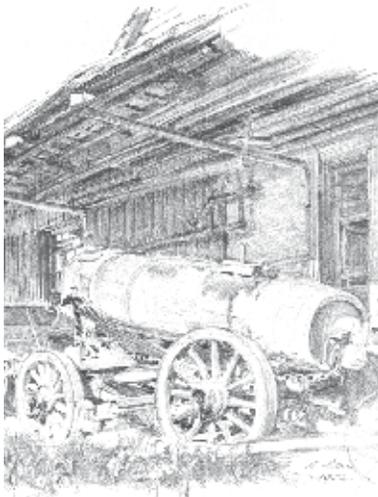
Bis auf die beiden Zeichnungen «Lengmatt vor Thunstetten 1948» und «Beim Mumenthalerweier August 1961» sind keine eigentlichen Landschaftsbilder Rechsteiners bekannt. Im Thunstetter Bild setzte er den Hof



Beim Mumenthalerweier.  
August 1961

Längmatt mit dem nahen Schützenhaus generalisiert ins Hügelland. Die zweite Zeichnung zeigt die «reine» Wasser-, Baum- und Waldlandschaft. Beide Bildgebiete gehören geografisch noch zum Aareraum, zum glazialen Hügelland des letzteiszeitlichen Rhonegletschers mit allen Merkmalen, die im letzten Kapitel zur Darstellung gekommen sind. Von West nach Ost über das Thunstetter Plateau hin ziehen die äussersten Seiten- und Stirnmoränen zum Schloss und zur Längmatt hinunter. Die feinen weichen Glazialformen finden wir eindrücklich in Rechsteiners Zeichnung wieder. (Unweit westlich davon bei Bützberg liegt die klassische Endmoräne südlich der Aare, wie sie Penck und Brückner 1909 beschrieben haben.)<sup>9</sup>

Der Mumenthaler Weier – auf der Landeskarte lautet sein Name Mumentaler Weier – befindet sich im Osten der Hard-Schotterebene, am «Dreiländereck» der Gemeinden Aarwangen, Wynau und Roggwil. Wo in den fluvioglazialen Schottern die Grundwasserströme aus Wynigen- und Langetental die tiefste Stelle erreichen (Brunnmatten), tritt in zahlreichen Quellen von ihrem Wasser aus («Brunnen»). Vor dem Zweiten Weltkrieg zählte man an die fünfzig solcher Grundwasseraufstösse. Später spielten die meisten nur noch bei Hochwasser-Versickerung im Hardwald und nach Wässerungen in den untern Langenthaler Matten.<sup>10</sup> Mit der allgemeinen Spiegelsenkung des Grundwassers schwand auch



Roggwil, Kaltenherberge.  
1. Mai 1952 (Ausschnitt)

der Mumenthaler Weier. Denn seine Entstehung hängt eng mit den Grundwasserquellen zusammen: Man staute deren Wasser in der Senke östlich Mumenthal mittels eines Dammes. Das mag um 1600 geschehen sein.<sup>11</sup> Es ging um einen Fischteich und vor allem um Bewässerung. In einem Kanal, der teils noch heute besteht, leitete man das Weierwasser um den Höchiwald herum auf die Wynauer Wässermatten. Im Wässerprozess von 1807 heisst es rückblickend: «Weil Wynau ein sehr trockenes Ort ware, wurde für die dürrer Felder eine Wässerung aufgestellt.»

Über einen alten Fastnachtsbrauch am Weier berichtet Wellauer.<sup>12</sup> Die Ausfischete wurde jeweils zu einem kleinen Volksfest – mit Wein, Weib und Tanz. Das stach der Geistlichkeit in die Nase. Darüber lesen wir in einem Dokument von 1783: «In dem Amt Aarwangen ist ein Fischteich befindlich, welcher alle drey Jahre gefischt wird, dieses geschieht meistens in der Fasten. Da selbiger an den Gränzen lieget,<sup>13</sup> so zieht sich viel Volk, sowohl von hiesigen Landsangehörigen als aus den benachbarten Ständen dahin. Bey diesem Anlass wird allda an den Sonntagen Wein ausgegeben... und werden von MeH. Amtsleuthen Verwilligungen zum Tanzen gegeben... Euer Gnaden möchte gefallen, alles Pintenschenken an diesem Ort sowohl bey diesem Anlass als sonst abzustellen.»

Zu diesem Text schrieb Wellauer (Wortlaut sinngemäss): Diese weit verbreitete beliebte Volksbelustigung dürfte in die vorreformatorische Zeit zurückgehen. Der Eigentümer, sei es Schlossherr oder Kloster St. Urban, wollte ein Volksvergnügen schaffen, um die Speiseverbote in der Fastenzeit gutwilliger ertragen zu helfen. – Der Brauch hielt sich bis ins 20. Jahrhundert. Eine alte Langenthalerin berichtet von fröhlichen Weiertagen, wie sie ihr ihre Grossmutter erzählt hat: «Alle drei Jahre fanden solche «Fischzüge» statt. Alle konnten billige Fische kaufen. Die Fischerei hat sich immer über zwei Tage und eine Nacht erstreckt, da der Weiher jeweils ganz entleert wurde. Um den Zapfen für den Ausfluss zu entfernen, musste ein Pferd vorgespannt werden. Die gefangenen Fische wurden nach Art (Karpfen, Schleien, Forellen) in grosse Körbe sortiert und darin bis zum Verkauf ins Wasser gestellt. Auch damals wurden am Weiher Tische und Bänke aufgeschlagen, in erster Linie wohl für die Fischer. Sicher aber haben sich die ganze Zeit hindurch viele Leute eingefunden. Es war jeweils ein wahres Volksfest.»

### *Im Rottäli*

Das Gebiet des Hofes Pflingstägerten in Obersteckholz gehört ins Einzugsgebiet des Flüsschens Rot, das von Fischbach herkommend sich unterhalb von Roggwil mit der Langete vereinigt und mit dieser kurz talaus, nun Murg genannt, in die Aare mündet. Das Flüsschen markiert die alte Konfessions- und Kulturgrenze zwischen Bern und Luzern.<sup>14</sup> «Die Roth sye ein rechtes landt- und undermarch der herrschaften Bärn und Lucern» steht in einer Urkunde von 1652. Ein alter Spottvers sagt es anders: «Ist ein Fluss, die Roth genannt, trennt Spanien vom Schweizerland.» Die Rot speist die heute wieder bewässerten Matten von Altbüron und Pfaffnau.<sup>15</sup> Dann berührt sie St. Urban, dessen Kloster im Mittelalter geistiges und wirtschaftliches Zentrum der weiteren luzernischen und bernischen Gegend wurde.

Das Merkmal der Landschaft von Ober- und Untersteckholz ist die angenehm gelinde Steilheit ihrer Hügel. Den Boden bilden gutteils Kies- und Lehmablagerungen des Rhonegletschers aus der grossen Eiszeit Riss: Schotter und verwaschene Moränen.<sup>16</sup> Sie werden unterlagert von den so genannten «bunten Mergeln» der unteren Süsswassermolasse, augenscheinlich aufgeschlossen in den grossen Abbaugruben von Chli Sunthalde-Pfaffnau und St. Urban-Roggwil (Ziegelwerk). Es ist der selbe farbenreiche Lehm, der im Mittelalter den Mönchen einen vorzüglichen Grundstoff zu den künstlerisch gestalteten Ornamentbacksteinen lieferte.

Beiderseits der alten Grenze, bern- wie luzernwärts, liegt im Rottäli ein Land, das Carl Rechsteiner entgegen kam: Eine bescheidene bäuerliche Landschaft, schon etwas abgelegen, auf sich gestellt, doch mit den Vorzügen von Ruhe und schönen alten Häusern, von schaffiger Beschaulichkeit und einem grossen Himmel.

Der nachstehende Text, voll von bodennaher Poesie samt ein wenig Ironie, ist betitelt mit «Landleben» und stammt von Dieter Bachmann.<sup>17</sup> Darauf ist aufmerksam zu machen: Er schrieb die Schilderung vor drei Jahrzehnten. Wohl hat so mancher Wandel stattgefunden in der Zeit, dennoch ist der Essay von Gehalt und Sprache aus noch heute lesenswert. Der geneigte Leser wird auch Anhaltspunkte dazu finden, in welchem Landstrich der Natur und Ruhe suchende Städter Bachmann seinerzeit sein Stöckli fand und Wochenendbewohner wurde, Teilzeitwahlberner so zu sagen.



Pfingstägerten, Obersteckholz.  
1. Mai 1944



Gesamtansicht des Hauses  
Pfingstägerten,  
Obersteckholz. 1943

*Man macht seine eigenen Erfahrungen mit dem Land. Ich habe, wie viele, das Land von Zeit zu Zeit nötig, je länger ich es kenne, desto mehr, und ich habe das Dorf gern, das übrigens kein Gegensatz zur Stadt ist, sondern etwas anderes.*

*In meinem Dorf, in dem ich oft, aber als Städter zu Gast bin, gibt es keinen Dorfplatz. Die Bauernhäuser sind über die Hügel verstreut, stehen zu Grüppchen zusammen auf den Anhöhen, sind in die Tälchen ausgesät. Die Predigt am Sonntag ist im Schulhaus, und der Pfarrer kommt dazu aus dem nahen Landstädtchen. Zwischen den Häusern sind die Felder mit Hafer, Korn, Roggen, Gerste, Runkelrüben, Kartoffeln, sind die Wiesen mit Gras, das man frühmorgens und abends fürs Frischfutter schneidet oder im Sommer zu Heu trocknet. Wenig Weiden für die Kühe, die man hier noch aus den Ställen lässt, was auch nicht mehr selbstverständlich ist, Kühe weiden ist auch Arbeit, und Knechte, Mägde, Melker, in Deutschland Schweizer genannt, gibt es schon lange nicht mehr.*



Blick von Sonnhalde, St. Urban,  
gegen Osten auf die bernische  
Seite des Rottals,  
Ober- und Untersteckholz.  
Foto Ruedi Steiner

*Hinter den Feldern steht der Wald und schliesst mein Dorf ab von der übrigen Welt. Auf den Natursträsschen, die die Hügel wie ein Geflecht überziehen, fahren Traktoren oder die Opel und Toyota der Bauern. Nachts ist es still; man hört den Regen, die Geräusche aus dem Wald, den Brunnen vor dem Haus und im Himmel das Dröhnen der Jets, denn über mein Dorf geht die Luftstrasse von Genf nach Zürich.*

*Zum Land gehörte einst, wie deckungsgleich, der Begriff Heimat. Heute ist das Land eine Sehnsucht, die weniger mit Heimat zu tun hat als mit Natur. Eine Sehnsucht, die nicht immer falsch sein muss, wenn sie sich auch oft falsche Vorstellungen vom Land macht. Das Land ist kein botanischer Garten, und das Wort «Landschaftsgärtner» für Bauer hat kein Bauer erfunden.*

*Zu unserem Stöckli verhalten uns Todesfälle, andere Zuwanderer profitieren von der Landflucht, die nicht einfach aus der Stadtsehnsucht der Bauern kommt, sondern aus der Tatsache, dass ein Hof mittelländischer Grösse nicht mehr beliebig viele Leute ernährt.*



*Es war nie ein reicher Hof; während die Nachbarn mit den Pferden pflügten, hatte man hier zwei Kühe vorgespannt. «Ihr hättet das sehen müssen», sagt die alte Bäuerin, «das ging ebenso gut wie mit Pferden, wenn man die Kühe nicht zu sehr hetzte.» Ja, einen Stolz, den hat man auch. Was anderen Städtern, die zu Besuch kommen, immer zuerst auffällt, ist die Gemeinschaftlichkeit, mit der die Bauernfamilien ihre Arbeit verrichten. Das sind doch noch richtige Grossfamilien, sagen sie, funktionstüchtige, ganz ohne modische Ideologie, ganz natürlich aus den Notwendigkeiten, den gemeinsamen Pflichten und dem gemeinsamen Interesse heraus. Das muss schön sein, als Kind so aufzuwachsen, sagen sie, wirklich im Schoss einer Familie, wo auch die Alten ständig um einen herum sind. Altersprobleme, wie wir sie kennen, mutmassen sie, gibt es hier nicht.*

*Wirklich, es sieht schön aus, wenn eine ganze Familie mitsamt Hund auf dem Feld arbeitet. Wie aus dem Bilderbuch die Grossmutter von nebenan: Bei der Arbeit trägt sie einen flachen Strohhut mit farbigem*



Das Rotttäli in der Dufourkarte von 1861. Massstab 1:100000 (reduziert)

*Band, ein himmelblaues Kleid mit bauschigen Puffärmeln, darüber eine weissblau gestreifte Schürze, so zieht sie den Rechen hinter sich her; Goethes Adjektiv «reinlich» fällt einem ein.*

*Aus einem anderen Bilderbuch ist die Geschichte des alten E., eines Altbauern vom benachbarten grossen Hof. Auch er hatte nur Töchter, eine hat hier geheiratet und ist mit ihrem Mann auf dem Hof geblieben. Der Junge, der Schwiegersohn, soll ein Dickschädel sein: Alles wolle er besser wissen als der Alte, nur wie er es mache, sei es recht. Vielleicht war der Alte auch ein Dickschädel. Er schaute dem Jungen ein paar Jahre bei der Arbeit auf dem Hof zu, der während einiger Jahrzehnte der seine gewesen war, stritt sich mit ihm und schaute zu. Eines Abends war der 75-Jährige fort. Am Morgen fand ihn ein Nachbar im Wald erhängt. – Dass die Alten den Jungen bei der Arbeit helfen, hat einen Sinn.*

*Die Bauern in meinem Dorf leben zuhause bescheiden, notgedrungen, aber das heisst nicht, dass sie nicht wüssten, wie Nicht-Bauern leben. – Städter trösten sich über ihr schlechtes Gewissen damit hinweg, dass sie sich einreden, der Bauer habe es andererseits besser als sie, wenn er eigenen Grund und Boden bewirtschaften dürfe, der wisse doch wenigstens, was ihm gehöre.*

*An Wirtschaften gibt es ein «Kreuz» und einen «Wilhelm Tell», ansonsten die üblichen «Bären», «Löwen» und «Hirschen». Im «Bahnhof» hängt der Farbdruck von General Guisan neben den Jassregeln, in anderen Wirtschaften wahrscheinlich auch. Guisan hält sich auf dem Land ein bisschen länger. Da stehen die Vitrinen mit den Kränzen vom Sängler-, Turner-, Schwinger-, Schützen-, Hornusserfest. Genauso verstaubt, genauso verwelkt wie in den Wirtschaften des städtischen Arbeiterviertels.*

*Die Schweigsamkeit ist eine eidgenössische Tugend, jedenfalls ist es nicht die Beredsamkeit, und tatsächlich kann man mit der Schweigsamkeit der Bauern seltsame Erfahrungen machen. Der Städter, der ein paar Wochen allein auf dem Land ist, erlebt es, dass er selbst, in kurzer Zeit, das Reden verlernt; wer nach einem Landaufenthalt wieder in die Stadt kommt, ist zuerst wortscheu, wie verlegen, auch wenn er sich vorher gerade darauf gefreut hat: auf das Gespräch.*

*Eines Abends sah ich Grossvater M. auf dem Pferd heimreiten, gegen die untergehende Sonne, auf einer Krite, mit nachschleifendem Zaumzeug, die Beine abgespreizt wie einer, der sich auf dem Fahrrad vor den Speichen in acht nimmt: John Wayne. Jeden Abend bringt er mit Pferd*



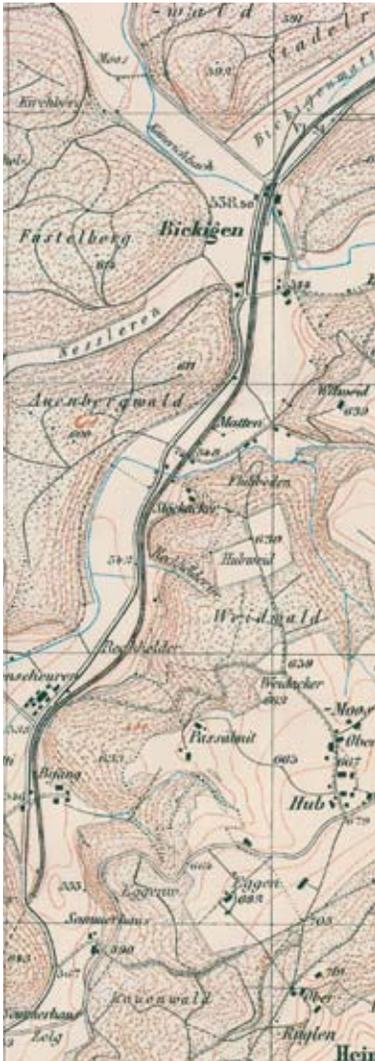
Blick von der Sonnhalde auf  
St. Urban und ins untere Rottäli  
gegen Roggwil.  
Im Hintergrund die Jurakette  
des Roggens mit Tiefmatt.  
Foto Verfasser, April 2004

und Einachser die Milch in die Käserei, wiederum auf diesem Höhenweg, gegen den Abendhimmel: Ben Hur.

Bauer H. hat die Wirtschaft an seinen Sohn abgegeben und wohnt im Stöckli, einem behäbigen, das vom Hauptgebäude getrennt steht. – H. ist ein ungewöhnlich hoch gewachsener, aber auch ungewöhnlich dünner Bauer; der verbeulte Filzhut steht ihm fast auf den Ohren auf, er hat einen kleinen Schädel mit einer vorspringenden Nase, und unter dem Kinn fahren derbe Falten wie Felsschründe in das kragenlose Hemd ab. Zuerst schauen wir uns um auf dem Hof, der kein aussergewöhnlicher, aber ein anständiger ist. Dann führt er uns durch die Parterretür; hinter der Schwelle steht schon die Bäuerin, Schürze, graue Haare im Knoten, die Hände etwas hoch gezogen, unter der Brust gefaltet. Wir werden in die Stube geführt. Die Bäuerin geht in die Küche, um Kaffee zu kochen. – «Dir nämit doch es Gaffee?» Der Bauer H. räuspert sich. Die Bäuerin scheppert in der Küche mit Geschirr. An der Wand tickt, wie ein Zitat aus einer Geschichte, die in einer solchen Bauernstube spielt, eine Uhr. Nach einer Weile kommt die Bäuerin zurück; zuerst stellt sie eine Platte mit belegten Broten vor uns hin, dann eine zweite, wir sagen das Nötige, dass das doch nicht nötig sei.

Die Leute in meinem Dorf sind nicht religiös, nicht fromm, aber sie gehen manchmal zum Gottesdienst. Einmal in der warmen Jahreszeit wird die Predigt, bei gutem Wetter, droben am Waldrand abgehalten. Ein Fahrsträsschen führt dort vorbei, und am frühen Morgen helfen die Frauen vom Gesangverein dem Bauern die Klappstühle abladen, die er mit Traktor und Brückenwagen aus dem Schulhaus gebracht hat. Die Stühle werden im Halbkreis in den lichten Tannenwald gestellt mit Blick auf die Landschaft, ein Tisch für den Herrn Pfarrer steht davor. Rechts sitzt die Blechmusik, die Hörner schimmern, ein Bläser bläst Speichel durch die Trompete, die Kinder kichern im Unterholz. Nach dem Choral predigt der Pfarrer; dabei schweift der Blick über die Felder, auf denen das Korn jetzt hoch steht, bis zu dem Kloster mit den beiden Zwiebeltürmen; dort ist man übrigens schon katholisch.

Vielleicht denkt man hier wirklich leichter an Gott, unter diesen Tannen, bei dieser Fruchtbarkeit. Am Ende der Predigt erläutert der Pfarrer die heutige Kollekte; sie ist für die Hungernden in jenem Sahel bestimmt, in dem es seit Jahren nicht mehr geregnet hat, in dem nichts wächst. Schwer zu begreifen, dieses Land vor Augen. Gebet, Choral, Segen,



Bahnlinie SBB im Wynigental.  
Siegfried-Atlas Blatt 143,  
Wynigen, 1930, 1:25 000,  
reduziert

dann spielt die Blasmusik noch einmal, ohne dass man singen muss. Die Leute klatschen, wenn auch zögernd, denn immerhin ist man doch in einer Art Kirche, wo man normalerweise nicht klatscht.

Das Klatschen hat zur Folge, dass die Blechmusik munterer wird, sie wagt einen Marsch, wenn auch einen getragenen, der Pfarrer ermutigt sie, indem er andeutungsweise dirigiert, schliesslich wird aus dem getragenen Marsch noch ein munterer und fegt den Wald von alttestamentarischen Gerüchen sauber. Während die Musiker klappernd ihre Instrumente einpacken, gehen die Familien grüppchenweise den Fahrweg hinunter, Nachbarn haben jetzt ein wenig Zeit für Gespräche. Zuhause wartet der Sonntagsbraten. Als am Nachmittag Wolken aufziehen, geht es wieder aufs Feld.

### Durchs Wynigental

Topografisch betrachtet zieht sich das Wynigental von Burgdorf-Sommerhaus nach Langenthal, wobei eine Talgabelung bei Bollodingen das Seitental der Önz zur Folge hatte. Geografisch-morphologisch betrachtet liegt hier der spannende Spezialfall einer Talgeschichte vor: Entstanden ist das schön gewundene Tal als randglaziale Rinne in der letzten Eiszeit. Der Rhonegletscher mit seinen Seitenmoränen schloss das Emmental bei Burgdorf zu, dahinter staute sich ein See. Dessen Überlauf fand schliesslich einen Weg beim Sommerhaus und weiter dem Gletscher entlang.

«Die kräftigen Serpentinaen des eigentümlichen Tals weisen auf einen grossen Strom als Urheber hin», heisst es im klassischen Eiszeit-Standardwerk von Penck und Brückner.<sup>18</sup> Seit der Eiszeit hat das Tal keinen durchgehenden Fluss mehr, es wird deshalb als Urstromtal und Trockental bezeichnet. Bäche kommen und gehen, manchmal nur quer durchs grosse Tal und gleich in eine der vielen seitlichen Schmelzwasserrinnen, so bei Rumendingen, Alchenstorf und Regenhalde. Die Ösch fliesst sogar «aufwärts» in der Gegensteigung oberhalb von Bickigen, um dann die Seitenrinne gegen Bütikofen zu benützen. Ein zweiter solcher Fall von Gegenläufigkeit liegt an der Altache zwischen Bleienbach und Bollodingen vor. Das ist dieses eigentümliche, an Bogen reiche Tal, das von der alten Königsstrasse und der Linie der SBB durchzogen ist, worüber wir gleich hören. Vorher aber hat Gerhard Meier das Wort: «Die Bahnstrecke Lan-

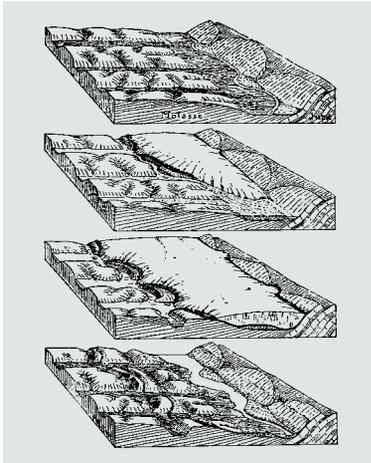


Ofenhaus in Bickigen  
im Wynigental. Herbst 1953

gental–Burgdorf ist für mich landschaftlich eine der schönsten Bahnstrecken schlechthin, vor allem die Nordseite, die Juraseite. Da setze ich mich nach Möglichkeit ans Fenster in Fahrtrichtung, lese ein wenig, schaue hinaus und fahre am Gehöft vorbei, das wir «Björndal» nennen, einem prächtigen alten, in eine riesige Waldbucht eingebetteten Bauerngehöft.»<sup>19</sup> (Es handelt sich um den Hof Grafeschüre, wo das Seitentälchen von Bütikofen in einer weiten Trompetenform ins Trockental mündet.)

Stefan von Bergen verfasste kürzlich einen schönen Abgesang auf das Wynigental und seine Bahnromantik, eine Anteil nehmende Bahnpoesie, liebevoll gewürzt mit einer Prise Ironie. Daraus folgen hier einige Abschnitte.<sup>20</sup>

▷ Blick vom Nordportal des Burgdorfer Gyrisbergtunnels ins Wynigentäli.  
Foto Ruedi Steiner



△ Die «klassischen» Blockbilder zur Entstehung des Wynigentals durch den Rhonegletscher.  
Nach Nussbaum 1910



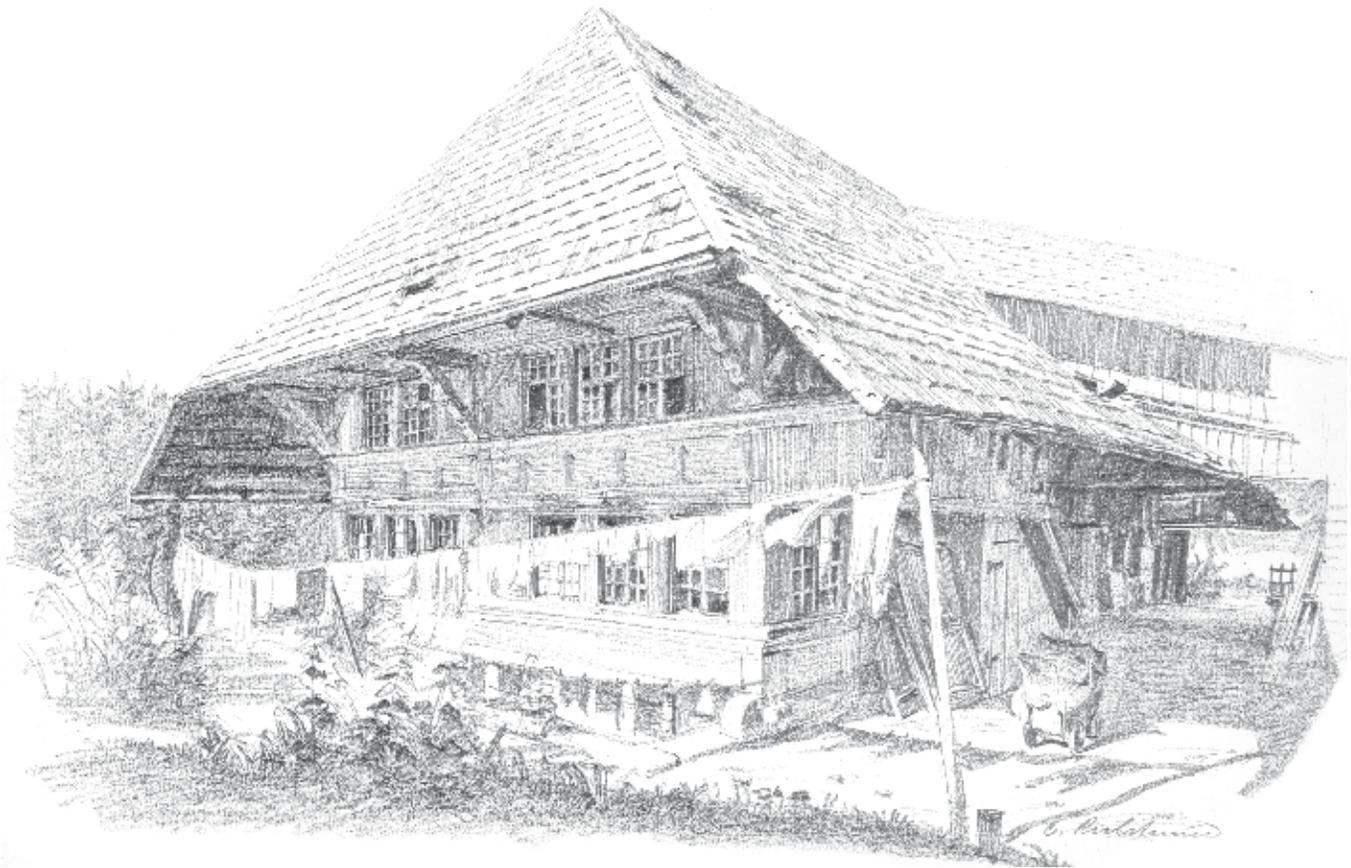
*Auf der Bahn-2000-Neubaustrecke durchbrechen die Züge eine Schallgrenze. Die Reisezeit zwischen Bern und Basel, Bern und Zürich wird unter eine Stunde gedrückt. Von Bern nach Zürich gewinnt man 11 Minuten. Wo aber verträdelte man vorher diese 11 Minuten? Das ist im schönen Wynigentäli, zwischen Wynigen und dem Gyrisbergtunnel vor Burgdorf.*

*Wer dort durchfährt, spürt bald: Mit der zur Neige gehenden Bahnära geht auch ein Gefühl der Beschaulichkeit verloren. In den weit geschwungenen Kurven muss der Zug gondeln, bummeln, sich schlängeln. Nicht schneller als 85 Stundenkilometer kann er hier fahren, denn die Schienen tasten fast zärtlich die Rundungen der Topografie ab. Man «erfährt» im Wortsinn die Landschaft, lehnt sich mal sanft nach links, mal nach rechts. Und weil die Kurven fast Halbkreise bilden, sieht man zum Fenster hinaus Wagen für Wagen den ganzen Zug aufgereiht – bis zur Lokomotive oder bis zum hintersten Wagen. Im Wynigentäli bespiegelt sich der Zug selbst, schaut sich beim Fahren zu, begutachtet seine volle Länge, streckt, reckt und gefällt sich.*

*Für den Zugspassagier ist die Fahrt durch die weiten Kurven ein Panoramasppektakel im Sitzenbleiben. Mal schaut man in sich lieblich öffnende Seitentäler, mal in die hügelig ansteigenden Wälder, deren Farbe dem naturfernen Städter die Jahreszeit anzeigt. Die frühen Morgenzüge prä-*



Hermiswil, Rössli. 1959  
(Ausschnitt)



Rohrbachberg. 1954

*sentieren versponnene Morgennebel und ab und zu ein paar weidende Rehe am Waldrand. Auf der Fahrt durch das zersiedelte Mittelland ist das Wynigentäli der schönste Streckenabschnitt zwischen Bern und Zürich. Wo gleitet majestätisch der Intercity, auf dessen Lokomotive am Fernsehen allabendlich das Signet von SF DRS aufblitzt? Durch das Wynigentäli zwischen Burgdorf und Wynigen präsentiert die Bahn ein Landschaftstheater wie sonst nur noch auf den spektakulär gewundenen Parade-  
strecken am Gotthard, am Lötschberg oder auf der Rhätischen Bahn.*

*Der Dichter Friedrich Dürrenmatt hat über die gespenstische Seite der Bahn 1952 die unheimliche Geschichte «Der Tunnel» geschrieben. Und er wählte als Schauplatz ausgerechnet das Wynigentäli. Er lässt einen voll besetzten Schnellzug am Ende der weiten Schleifen bei Burgdorf in den 510 Meter kurzen Gyrisbergtunnel einfahren – und dort verschwin-*



Blick aus den Wässermatten von Rohrbach gegen Rohrbachberg und Altburg. Foto Ruedi Steiner

*den. Als nach Fahrplan Olten erreicht sein sollte, sieht man vor den Fenstern immer noch Tunnelwände. Denn der Zug rast mit immer höherem Tempo unaufhaltsam dem Erdmittelpunkt entgegen. Wer die Geschichte kennt, fährt mit einem etwas mulmigen Gefühl in das stockfinstere Loch des alten Tunnels ein.*

*Wie auf der Autobahn gibt es künftig auch auf der Bahnlinie keine Kurven mehr, weil sie bis zum Verschwinden lang gezogen sind. Der Zauber und die Abgründe des Wynigentälis sind ab Dezember 2004 passé. Fast mutet es so an, als wollten die Züge die schöne Gegend schnell hinter sich bringen.*

*Wer will, kann aber nach dem Fahrplanwechsel vom 12. Dezember weiterhin von der neuen atemlosen Mobilitätsachse abkommen. Man muss bloss in Olten oder Bern umsteigen in einen Interregio mit Halt in Burgdorf, Wynigen und Herzogenbuchsee. Im Wynigentäli verabschiedet man sich für wunderbar gedehnte 11 Minuten von urbaner Eile und von der zugebauten Agglomerationsschweiz. Beim Gondeln durch die*



*Schleifen fallen von Bremsstaub und Rost gebräunte Masten, hölzerne Schwellen, mächtige Schrauben ins Auge. Es ist, als fahre man in die versunkene Periode ein, als die Bahn noch durch das mechanische Zeitalter klapperte.*

#### *An der oberen Langete*

Carl Rechsteiner hat das Tal zwischen Huttwil und Madiswil oft besucht, bis in die Seitentälchen hinauf. Die Hügel nehmen hier schon fast die Steilheit der Napfberge an. Hier zeigt sich in mancherlei Mischformen die Übergangszone zwischen Oberaargauer Plateaus und Emmentaler Eggen. Stellenweise, so im nördlichen Napftringtal, sind mächtige Ablagerungen aus der grossen Eiszeit nachzuweisen. Auf den Hügeln aber tritt unter dem Glazialschutt meist bald die Molasse zutage, auch auf Weiden und im Wald. Es ist hier die obere Meeresmolasse, die nicht selten



Rohrbach–Kleindietwil,  
Wässermatten. Ursprünglicher  
Zustand der Wässergrabennetze  
um ca. 1900. Orientierung  
Nordwest, ca. 1:25 000.  
Aus Bingeli: Wässermatten.  
Sonderband zum Jahrbuch  
Oberaargau 1999

schöne Versteinerungen preisgibt: Muscheln, Schnecken, Haifischzähne. Zwischen Rohrbach und Madiswil liegen weite Flächen Wässermatten, meist durch die Langete gespiesen.<sup>21</sup> Auch die Bauern auf den Hügeln, so dem Rohrbachberg, hatten immer Wässermatten. Denn vor allem in den Dürre Jahren, wenn das Gras der Hügel dünn und gelb ausfiel, war man froh über den Ausgleich der Matten im Tal. Maria Waser schrieb: «Die Wässermatten sind schon mastig grün, wenn anderorts das Gras noch gelb ist und immer noch, wenn es allenthalben wieder gilbet.»<sup>22</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden leider im Zuge landwirtschaftlicher Intensivierung viele Wässerungen aufgelassen. Doch heute wird zwischen Rohrbach und Kleindietwil wieder fast die Hälfte der ehemaligen Mattenfläche gewässert: Mit dem Ziel des Landschaftsschutzes entschädigt die Wässermatten-Stiftung seit über zehn Jahren die Wässerbauern, die an der guten Sache mitarbeiten wollen.

Einige Abschnitte der Wässermatten zwischen Rohrbach und Madiswil haben entsprechend der Höhe des Tals ein recht bewegtes Relief. In den Wilberg- und Bisigmatten befinden sich solche mit Hangmatten-Charakter. Auch zeigen sich in den verschiedenen Wässersystemen recht verschiedenartige Grabennetze. Rechterhand der Langete liegen stolze Wässermatten publikumswirksam an der Landstrasse, vor allem von Rohrbach bis Madiswil, wo seinerzeit der Feldversuch unternommen wurde, um die Wirksamkeit der Wässerungen auf das Grundwasser abzuklären. Anders ist es auf der Westseite der Langete, wo sich hinter dem mächtigen, das Flüsschen begleitenden Galeriegehölz ein paar stille Wasser-, Busch- und Baum-Kleinode verstecken.

Melchior Sooder, 1885–1955, der Rohrbacher Lehrer und bedeutende Volkskundler, hat Sagen aus dem Tal der Langete gesammelt und ge- deutet.

Sein Buch «Sagen aus Rorbach»<sup>23</sup> hat bei Kennern Kultstatus. Daraus seien hier die Wässersagen nacherzählt, dazu jene «Vom Chünde».

#### *Vo Brünnlige*

*Einisch fischet eine zNacht ir Langete. Du chunnt ihm gäng es Liecht vo hingenochte. Er chehrt sech um u gseht: Es isch e Ma i Läbesgröss, zwüsche de Rüppine use lället ihm Fүү. – Es angers Mol het du e Büüri gchüechlet bi der Fasnacht ume. Der Ma tuet Wässere i de Matte unge. Wo ner hei chunnt mit em Wässerschüfeli uf der Achsle, luegt ne d Büüri*



Symbole der Bewässerungskultur:  
Eisenjoche von Wässerbrütschli  
in den ehemaligen Wässermatten  
von Rohrbach.  
Foto Ruedi Steiner, 2004

*ganz verschmeiet a: Was hesch jetz ou bim Donnerli do uf dim Schüfeli?  
Dä luegt, und gseht erscht jetz: e Brünnlig hocket druff. Aber gäll,  
chuum luegt me rächt, isch er wägg im Hangumdräihe.*

*E Ma wo wässeret*

*I de Matte unge isch es gar nid ghüurig zmitts ir Nacht. Wenn es anger  
Wätter git, de chunnt e Ma u wässeret de Grebli noh.*

*Es Liechtli uf der Langete*

*Einisch goh ni zObe spät vo Dietu hei. Es isch so fiischer, fasch wie i re  
Chue. Uf der Langete isch gäng es Liechtli. Es tanzet über s Wasser,  
chläderet so gleitig wie nes Härmlü über d Brütsche ueche, chunnt zur  
nächschte, gumpet eifach drüber übere und isch ewägg. Was es isch,  
weiss me nid. Die einte meine, es sig es Irrliecht. Angeri sääge, das sig e  
Geischt, dä müess drum ume cho u wässere bi jedem Wätter, wüll er z  
Läbzit heig em Nochber s Wasser gno und uf si Matte greiset.*

*Vom Chünde*

*I de 40er u de 50er Jahr vom vorletschte Johrhundert si vül Lüt vor  
Wysseche uf Amerika usgwanderet. Zwar, der Bode wär nid tüür gsi, im  
Gägetööl, ganzi Heimet hätt me chönne ha dräckbillig. Aber sGäld isch  
rar gsi, d Lüt hei bös gha, nie meh sider so. Heriee, wie hei die düre  
müesse. Am ne Buur vom Schniedersgrabe, Sämeli mit Name, wachst i  
Chopf, es gieng ihm i däm Land Amerika jo ällä besser. Am Obe vor der  
Abfahrt hei sie im ne Burehüsli gobesitzlet, gsunge u gholeiet bis i Morge  
ine. Der Sämeli het nämlech ganz e gueti Stimm gha, d Büüri het gäng  
Fröid gha a sim Singe und ou süsch. Wo sie scho chli wit si gsi im Lusch-  
tigläbe, seit er i sir Übersüünigi zur Büüri: Wenn i einisch gstorbe bi,  
chummen i de zrug u singe der e chli. Söttigs sött me zwar nid säge,  
het der Vetter Fritz vor Jahr u Tag scho gseit, wo us em Hingerland isch  
cho, wo me s weiss. Item, der Sämeli isch halt chli däne gsi u nid e Hin-  
gerländer u nid der Vetter Fritz. Am Morge hets e grosse Abschied gä u  
d Büüri muess sech d Ouge riibe. Nach Wuchen einisch i der Nacht er-  
wachtet d Büüri, will es singt bim Holderbusch, ganz eifach wunder-  
schön, wie albe no der Sämeli. Aber niemer i der Nochberschaft het  
öppis wölle ghört ha vo der Sach. Jo donnerli u hälfdergott, du hesch  
doch ällä tröimt, viellech vom Sämeli. So si halt d Lüt. Glii druf abe*

*chunnt der Bricht, der Sämeli sig gestorben uf em Meer. Es isch genau der Tag vom Liede gsi bim Holderbusch. Jetz het sie s gwüsst. U d Lüt – iluege hei sie chönne.*

### *Anmerkungen, Literatur*

- 1 Jahrbuch des Oberaargaus. Bisher 46 Bände, 1958 bis 2003. Das «Jahrbuch des Oberaargaus» wird im Folgenden als JbO bezeichnet.
- 2 Carl Rechsteiner. Der Oberaargau in den Zeichnungen von Carl Rechsteiner. Sonderband 2 zum Jahrbuch des Oberaargaus. Herzogenbuchsee 1977. (4. Auflage 1987)
- 3 Leist H.: Carl Rechsteiner. JbO 1976
- 4 Binggeli V.: Geografie des Oberaargaus. Sonderband 3 zum JbO 1983 (2. Auflage 1991)
- 5 Geiser C.: Bäuerliche Bauten im Wandel der Zeit. Auf den Spuren von Carl Rechsteiner. JbO 1990
- 6 Liechti W.: Der Zeichner Carl Rechsteiner. In Lit. Anm. 2
- 7 Maria Waser: Land unter Sternen. Roman eines Dorfes. Stuttgart 1930
- 8 vgl. Anm. 4
- 9 Penck A. und Brückner E: Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1909
- 10 Binggeli V.: Hydrologische Studien im zentralen schweizerischen Mittelland. Beiträge zur Geologie der Schweiz – Hydrologie Nr. 22. Bern 1974; Leibundgut C. und Liniger H. : Hydrologie des Mumenthaler Weiers. JbO 1981
- 11 Leist H.: Geschichtliches über den Mumenthaler Weier. JbO 1972
- 12 Wellauer M.: Ein Fastnachtsbrauch im alten Amt Aarwangen. JbO 1961
- 13 Bern, Luzern, Aargau, Solothurn. Südlicher Dreiländerstein bei St. Urban, nördlicher in der Aare bei Murgenthal
- 14 Schaller I.: Die Kantonsgrenze Bern-Luzern. Randregionen im Vergleich. JbO 1995
- 15 Binggeli V.: Wässermatten. Sonderband 4 zum JbO Langenthal 1999
- 16 Zimmermann H. W.: Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus. JbO 1969
- 17 Dieter Bachmann: Landleben. Tagesanzeiger Magazin vom 12. Juli 1975
- 18 vgl. Anm. 9
- 19 Gerhard Meier, Werner Morlang: Das dunkle Fest des Lebens. Amrainger Gespräche. Basel-Köln 1995
- 20 Berner Zeitung vom 24. April 2004
- 21 vgl. Anm. 15
- 22 vgl. Anm. 7
- 23 Melchior Sooder: Sagen aus Rohrbach. Huttwil 1929

# Zwischenland

Eine mentale Topografie des Oberaargaus

Michael Hermann

Es gibt mannigfaltige Zugänge zur Porträtierung einer Region: Ihre Landschaftsformen, die Struktur ihrer Wirtschaft oder historische Ereignisse, die ihre Entwicklung beeinflusst haben. Es sind jedoch nicht nur die äusseren, unmittelbar sicht- und messbaren Eigenschaften, die das Profil einer Region bestimmen, sondern es sind dafür auch andere, dem ersten Blick nicht zugängliche, subjektive Merkmale ausschlaggebend. Schwerer zu fassen als die Wirtschaftskraft oder die Bevölkerungszusammensetzung, aber nicht weniger wichtig für das Profil einer Region sind Werte und Einstellungen, die dort verbreitet sind. Sind die Bewohner und Bewohnerinnen offen gegenüber Fremdem und Neuem, dann beschleunigen sie mit ihrem alltäglichen Handeln den Prozess der Modernisierung. Herrschen in einer Region ein wettbewerbsorientierter Geist und unternehmerisches Denken vor, so zeigt sich dies im Wirtschaftsleben. Haben Natur und Umwelt einen hohen Stellenwert, dann besteht die Bereitschaft, sich für deren Schutz einzusetzen. Werte und Einstellungen haben im Zuge der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung zunehmend an Bedeutung gewonnen. Je mehr Handlungsspielräume Menschen haben, desto häufiger sind sie gezwungen, Alternativen abzuwägen und Entscheide zu fällen.

Das weltanschauliche Profil einer Region kann in keinem Land der Welt so gut nachgezeichnet und sichtbar gemacht werden wie in der Schweiz. Dank den stark ausgebauten direktdemokratischen Institutionen kann sich die Schweizer Bevölkerung regelmässig zu den verschiedensten politischen Sachfragen äussern. In den letzten zwanzig Jahren haben allein auf Bundesebene über 190 Volksabstimmungen stattgefunden. Auf Grund der flächendeckenden Erhebung ermöglichen die Volksabstimmungsergebnisse detaillierte Aussagen über politische Grundwerte in allen Regionen des Landes und damit auch des Oberaargaus.

*Der Raum der Weltanschauungen*

Die Gegensätze «links-rechts», «liberal-konservativ» und «ökologisch-technokratisch» (vgl. Randspalte Seite 96) bilden die Dimensionen des «Raums der Weltanschauungen». Diese drei Konfliktlinien ergeben sich aus einer Faktorenanalyse der Resultate der eidgenössischen Volksabstimmungen.

Die Faktorenanalyse ist ein statistisches Verfahren, das die grundlegenden Unterschiede aus einer Vielzahl von Eingangsvariablen filtern kann. Grosse Informationsmengen können so auf wenige Faktoren reduziert werden. Mit einer Faktorenanalyse ist es möglich, die wichtigsten politischen Konfliktlinien zu finden, ohne diese von vorneherein festzulegen. Der dreidimensionale Raum der Weltanschauungen deckt die typischen Grundhaltungen in der Schweiz ab. Die in diesem Beitrag dargestellten Karten zeigen jeweils zwei der drei Dimensionen. Die Fokussierung auf die Gegensätze «links-rechts» auf der Horizontalen und «liberal-konservativ» auf der Vertikalen wurde vorgenommen, weil diese beiden Gegensätze für die intra-regionale Struktur ausschlaggebend sind. Ein Ökologisch-technokratisch-Gegensatz öffnet sich dagegen vor allem grossräumig zwischen den Landesteilen.

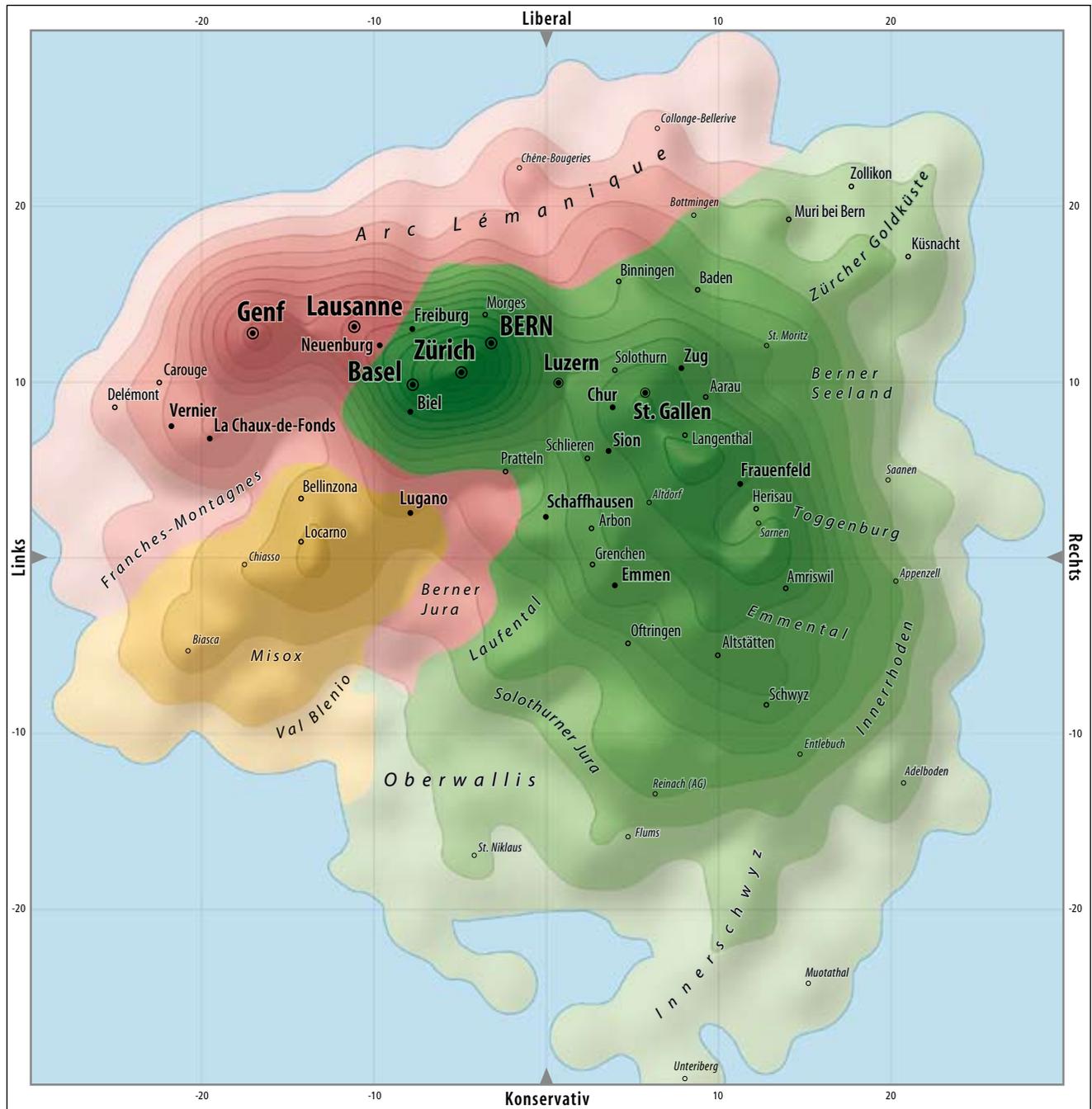
Die Landschaft, die in den Karten dargestellt ist, zeigt die Verteilung der Bevölkerung im Raum der Weltanschauungen. Je höher die «Gebirge», desto mehr Menschen befinden sich an diesem Ort.

*Vergleichende Perspektive*

Was ist das Eigene und Spezielle an der politischen Mentalität des Oberaargaus? Will man der Eigenheit einer Region gerecht werden, so tut man gut daran, sich nicht allzu sehr auf diese zu fixieren, sondern richtet seinen Blick auch auf andere Regionen. Das Gemeinsame und Ähnliche wird erst im Vergleich sichtbar, und auch das Spezielle offenbart sich erst im Kontrast. Die Datenbasis der eidgenössischen Volksabstimmungen bietet ideale Voraussetzungen für eine vergleichende Analyse. Anders notabene als der Vergleich von Wahlen und Wähleranteilen. Während bei Abstimmung die tatsächlichen Einstellungen zu Sachfragen zum Ausdruck kommen, kann anhand des Kräfteverhältnisses der Parteien in einer Region nie direkt auf die dortige Wertelandschaft geschlossen werden. Ein Vergleich von Langenthal und Moutier kann dies veranschaulichen: Auf der weltanschaulichen Karte des Kantons Bern (Seite 97) liegen diese beiden Städte auf der Links-rechts-Achse sehr weit auseinander. Das ganz aussen, am linken Pol des Kantons positionierte Moutier zeigt an der Urne wesentlich grössere Sympathien für den Ausbau des Sozialstaats als das in der Mitte der Insellandschaft gelegene Langenthal. Würde man die beiden Städte auf der Basis von Wahlergebnissen vergleichen, bliebe dieser Unterschied verborgen. Mit gegen dreissig Prozent ist der Wähleranteil der SP in Langenthal bei eidgenössischen Wahlen nämlich durchwegs höher als in Moutier (wo er aufgrund einer regionalen «Liste Romande» bei den Nationalratswahlen 2003 bei gerade einmal zehn Prozent lag).

Auch wenn der Wähleranteil der SP in Langenthal klar über dem schweizerischen Mittel liegt, so ist das weltanschauliche Profil der oberoargauischen «Metropole» keineswegs besonders «links». In der Stärke der SP spiegelt sich in erster Linie die industrielle Tradition dieser Stadt, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts in der Parteienlandschaft eingepreßt hat. Wie weiter hinten im Beitrag gezeigt wird, spielt die Industrialisierung noch heute für die innere mentale Topografie des Oberaargaus eine Rolle, im gesamtschweizerischen Vergleich hat dieses Merkmal heute jedoch nur noch zweitrangige Bedeutung. Das weltanschauliche Profil einer Region ist weit stärker durch den Grad der Verstädterung und das historisch-kulturelle Umfeld einer Region geprägt, als durch den Anteil an Industriearbeitern.

Die weltanschauliche Karte der Schweiz



## Die Dimensionen des Raumes

### 1. Links-rechts

Die statistische Analyse zeigt, dass politische Konflikte in der Schweiz im Wesentlichen entlang dreier Dimensionen verlaufen.

Die erste Dimension kann dabei als die klassische Links-rechts-Achse identifiziert werden.

Auf der einen Seite der Konfliktlinie steht eine Haltung, welche die Stellung der Arbeitnehmer verbessern und die Leistungen des Sozialstaats ausbauen will. Dieser Haltung entgegengesetzt ist das Anliegen, die Kosten des Wohlfahrtsstaats zu senken und die Interessen der Arbeitgeber zu wahren.

### 2. Liberal-konservativ

Auf die zweite Dimension, die sich aus den Abstimmungen herauskristallisieren lässt, fallen die Themenbereiche Reformpolitik, aussenpolitische Öffnung und Fremdenintegration. Der liberale Pol steht für eine reform- und öffnungsfreundliche Haltung, der konservative für eine abgrenzende Haltung gegenüber Neuem und Fremdem.

### 3. Ökologisch-technokratisch

Die dritte Dimension betrifft die Frage, wie menschliche Eingriffe in die Natur zu bewerten sind. Dabei stehen sich das Anliegen eines schonenden Umgangs mit der Natur und dasjenige ihrer technischen Beherrschung und weit gehenden Nutzung gegenüber.

## Von aussen nach innen

Die drei Kartendarstellungen auf den Seiten 95, 97 und 99 zeigen drei Etappen der Annäherung an den Oberaargau. Auf der ersten Darstellung mit der weltanschaulichen Karte der gesamten Schweiz werden die grossen Zusammenhänge sichtbar. Die lateinische Schweiz in Rot (französisch) und Ocker (italienisch) hat ihren Schwerpunkt auf der linken und die deutschsprachige Schweiz auf der rechten Hemisphäre. Die Grossstädte zeichnen sich durch ein linksliberales, die ländlichen Regionen – insbesondere der Deutschschweiz – durch ein rechtskonservatives Profil aus. Langenthal wird seinem Ruf als durchschnittlichste Gemeinde gerecht und liegt zumindest innerhalb der Deutschschweiz in der Mitte des zentralen «Gebirgsmassivs».

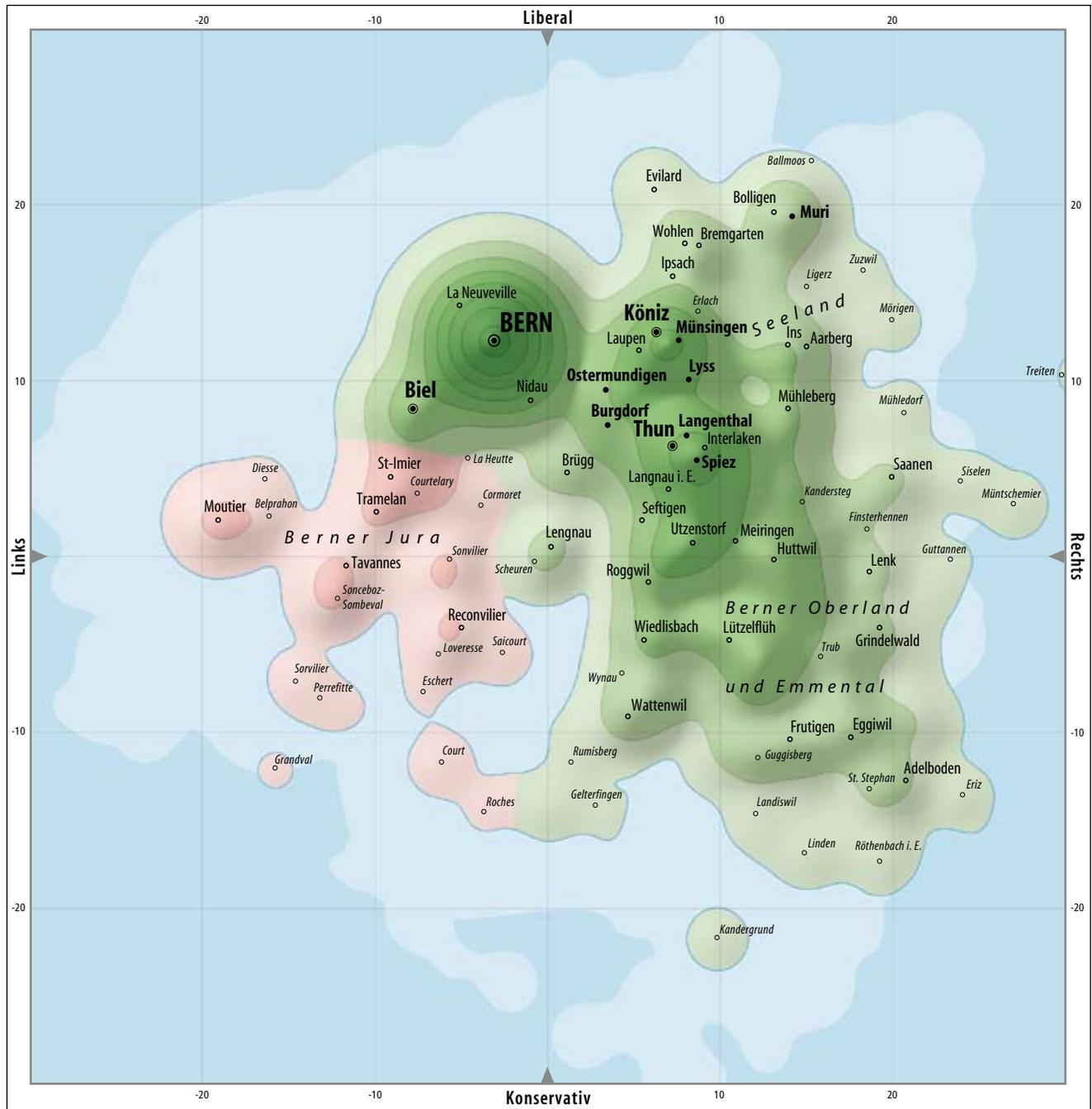
Die zweite Darstellung bringt uns einen Schritt näher an den Oberaargau. Sie zeigt das weltanschauliche Profil des gesamten Kantons Bern, wo feinere Unterschiede sichtbar werden. Es wird deutlich, dass der Kanton im Raum der Weltanschauungen sehr weit ausgreift – so weit wie kein anderer. Auch innerhalb Berns nimmt der Oberaargau keine Extremposition ein. Berns konservativste Gebiete befinden sich im oberen Emmental und in der Region Frutigen-Adelboden. Die liberalste Zone Berns bilden die noblen Vororte der Hauptstadt. Ganz links positioniert sind die beiden Städte Biel und Bern mitsamt dem Berner Jura, deren rechtes Gegenstück bei den Grossbauern im «Grossen Moos» zu finden ist.

Das eher unauffällige Profil des Oberaargaus steht im Einklang mit seiner sozialökonomischen Struktur und seiner geografischen Lage, die weder als hochzentral noch als peripher bezeichnet werden kann.

## Die drei Pole des Oberaargaus

Nicht grosse Gegensätze und Kontraste, sondern feine Unterschiede zeichnen die Region zwischen Jura und Emmental aus. Die kartografische Darstellung auf Seite 99 zeigt, dass der Oberaargau zwischen drei weltanschaulichen Polen aufgespannt ist. Den etwas abgesetzten liberalen Pol markieren Langenthal und Herzogenbuchsee. Als zentrale Orte mit Schnellzugsanschluss nach Bern und Zürich haben diese beiden Gemeinden ein urbaneres und damit auch weltoffeneres und moderneres

Die weltanschauliche Karte des Kantons Bern



Profil als die übrigen Gemeinden der Region. Der Anteil an hoch qualifizierten Berufen ist hier am grössten und das kulturelle Leben hat städtischen Charakter. Die Gemeinden am konservativsten Pol der Region weisen demgegenüber eine kleine Einwohnerzahl auf und haben bis heute ihr ländliches Antlitz bewahrt. Sie liegen sowohl im Norden (Walliswil b.W.) als auch im Süden (Walterswil).

Neben dem allgemeinen Stadt-Land-Gegensatz spiegelt sich im weltanschaulichen Profil des Oberaargaus auch seine landschaftliche Gestalt. Zwar gibt es keine kausalen Verbindungen zwischen Landschaft und Mentalität der Bewohner und Bewohnerinnen einer Region. Was es jedoch gibt, sind indirekte Zusammenhänge. So kann die Topografie eine wichtige Rolle für die wirtschaftliche Entwicklung einer Region gespielt haben, und diese Entwicklung zeigt sich heute im mentalen Profil. So spiegelt sich denn auch die landschaftliche Zweiteilung des Oberaargaus in die voralpine Hügellandschaft im Süden und das breite Flusstal im Norden im Raum der Weltanschauungen. Im Vergleich zum liberalen Bezugspunkt Langenthal hat der nördliche Teil ein eher linkskonservatives, der südliche dagegen ein eher rechtskonservatives Profil.

Die durch die Kräfte eiszeitlicher Gletscher und der Aare freigelegte Ost-West-Verbindung schuf am Südfuss des Juras ideale Voraussetzungen für die wichtigsten Verkehrsadern der Schweiz. Mit dem Bau von Eisen- und Autobahn wurden zwischen den grossen Zentren günstige Landreserven zugänglich, was während der Hochkonjunktur der 1960er-Jahre in einen wahren Industrialisierungsboom mündete. Die Bedeutung der Industrie zeigt sich bis heute in einer zwar nicht im schweizerischen, jedoch zumindest im regionalen Vergleich sozialstaatsfreundlichen Grundhaltung.

In ihrem politisch-mentalen Profil fügen sich die Gemeinden des unteren Oberaargaus fast nahtlos an die benachbarten Regionen jenseits der Kantonsgrenze in Solothurn und im Aargau an. Gemeinsam ist diesen Regionen an der Ost-West-Verkehrsachse, dass sie zwar in raumplanerischer, nicht jedoch in sozialkultureller Hinsicht verstädtert sind. Das heisst, sie besitzen ein leistungsfähiges Verkehrsnetz und eine hohe Bevölkerungsdichte, es fehlt jedoch eine grosse Kernstadt mit einer «urbanen» Ausstrahlung weit über die Stadtgrenzen hinaus.

Das Zwischenland im Brennpunkt der Grossstädte Bern, Basel und Zürich ist nicht nur durch ein eher sozialkonservatives Profil charakterisiert,

Die weltanschauliche Karte des Oberaargaus



sondern auch durch eine auffallend skeptische Einstellung gegenüber ausländischen Personen. Überfremdungsvorlagen bilden denn auch den einzigen Themenbereich, bei dem der (untere) Oberaargau im Kanton Bern einen «Spitzenplatz» einnimmt. Während in den Metropolen die vielen Fremden häufig als Bereicherung angesehen werden, sind sie im verstädterten Zwischenland für viele das Sinnbild für den Verlust der alten ländlichen Identität.

Die direkte Verbindungslinie zwischen Bern und Zürich verlief an sich genau durch den südlichen Teil des Oberaargaus. Die stark kupierte Landschaft mit ihren vielen Nord-Süd-Tälern liess eine direkte Linienführung jedoch alles andere als praktikabel erscheinen, sodass die Region Huttwil und der obere Teil des Amtes Aarwangen abseits der wichtigen Verkehrsachsen geblieben sind.

Während im Norden des Oberaargaus Verkehrsachsen und Industrialisierung ihre Spuren im mentalen Profil hinterlassen haben, ist im südlichen Hügelland eine entsprechende Prägung ausgeblieben. Die Wirtschaft hat bis heute ihren gewerblichen Charakter behalten. Typisch für dieses Umfeld ist ein hoher Grad an Identifikation der Arbeitnehmer mit den Interessen ihrer Arbeitgeber und eine geringe Akzeptanz für «linke» Anliegen aller Art. In Bezug auf das mentale Profil sind die südlichen Teile des Oberaargaus unschwer als Verbindungsregion zum Emmental zu erkennen. Es sind traditionelle konservative Werte, die sich am Bewahren der gewachsenen Strukturen orientieren, die hier gelebt werden; so wie sie von der alten bernischen SVP vertreten wurden und zum Teil noch heute werden.

Der in Huttwil aufgewachsene Geograf Michael Hermann ist – zusammen mit Heiri Leuthold – Mitautor des Buches «Atlas der politischen Landschaften. Ein weltanschauliches Porträt der Schweiz». Dieses ist 2003 bei der vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich erschienen (ISBN 3 7281 2901 1).

# Die Lische (*Carex brizoides*) – eine im Oberaargau verbreitete Waldpflanze

Samuel Wegmüller

Durchstreift man im Sommer die Wälder des Oberaargaus, stösst man stellenweise auf grosse Bestände der Lische (Seegras). Das Auftreten der hellgrünen Matten innerhalb der Wälder überrascht insofern, als es sich um ein aussergewöhnliches Waldbild handelt (Abb. 1). Besonders eindrücklich ist es, wenn bei Wind Wellenbewegungen über die Pflanzenteppiche hinweggleiten.

Im folgenden Beitrag wird über die ehemalige Gewinnung und Verarbeitung dieser Waldpflanze sowie über deren Morphologie, Ökologie und Verbreitung berichtet. Abschliessend wird ebenfalls auf die waldbaulichen Probleme hingewiesen, welche die Lische verursacht.

## *Die Lische, ein nachwachsender Rohstoff*

Über viele Jahre wurde in den tiefer gelegenen Wäldern des Oberaargaus Lische gezogen («gerupft») und getrocknet und als Füllmaterial für Matratzen und Polster verwendet. In lebhafter Erinnerung blieb mir, wie wir in unserer Jugendzeit im Sommer mit Leiterwagen ausgerüstet frühmorgens in den der Burgergemeinde von Roggwil gehörenden Unterwald zogen, um dort in den grossen Beständen Lische zu ziehen. Ein fester Zugriff mit beiden Händen knapp über dem Boden war dabei erforderlich, wollte man Verletzungen durch die scharfkantigen Blattränder vermeiden. Die gezogenen Büschel häuften wir zu Bündeln an, die wir je mit einem Lische-Strang schnürten. Gegen Mittag kehrten wir mit dem grünen Fuder nach Hause zurück. Dort breiteten wir die Lische in dünnen Lagen auf frisch gemähten Stellen der Hofstatt oder auf der Terrasse aus und überliessen sie der Sonnenwärme. Nach einiger Zeit

Abb. 1: Lische-Matte im  
Buechwald südlich von Roggwil



wendeten wir die Lische. Am Abend war sie bereits trocken und konnte, zu «Buurdine» geschnürt, unter Dach gebracht werden. Bei ungünstiger Witterung breiteten wir die Lische unter dem Dachvorsprung, in der Tenne oder auf der Bühne für einige Tage zum Trocknen aus. Angegraute Lische liess sich nicht verkaufen. Diese Einschränkung galt auch für blühende Lische. Die zur Gewinnung günstigsten Monate waren Juni und Juli. Die Burgergemeinde Roggwil erlaubte allerdings das Ziehen der Lische erst vom 1. Juli an.

An einem zum Voraus angekündigten Tag konnte die trockene Lische zum Sammelplatz des Dorfes gebracht werden. Dort wurde sie vom Einkäufer gewogen, verladen und sogleich bezahlt. Wir Buben gelangten damit zu einem bescheidenen, aber geschätzten Sackgeld. Für zahlreiche Dorfbewohner ergab sich mit dem Ziehen der Lische ein Nebenverdienst, so während der Wirtschaftskrise der Dreissiger Jahre und dann insbesondere in der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Lische war aber schon in frühern Zeiten gezogen worden. Friedli vermittelt in seinem Band «Aarwangen»<sup>1</sup> eine knapp gehaltene Schilderung über das Lische-Rupfen und das damit verbundene Zusatzeinkommen. Er



Abb. 2: Noah Jenzer (6), Langenthal, mit Lische-Bund aus der Sattlerei von H. Zahler, Därstetten

schreibt: «Den Urproduzenten aber tüe di par Fränkli wohl. Sind sie doch suur verdient! Sie vermache aber auch mängs Loch im Haushalt.»

In den Familienbetrieben Urben, Inkwil, und Hegi, Roggwil, wurde die Lische zu armdicken Strängen gesponnen. Dies erfolgte mithilfe einer einfachen Vorrichtung mit einem grossen, drehbaren Haken, der mit einem Antrieb verbunden war. Man hängte ein kleines Lische-Bündel in den Haken ein und drehte es zu einem kurzen Strang. Durch kontinuierliches Nachschieben und Eindrehen weiterer kleiner Bündel ergab sich nach und nach ein langer Strang. Mit dem Spinnen der Lische erreichte man, dass die trockenen Pflanzen mit ihren langen, schmalen Blättern eine krause Form erhielten. Das füllige Material eignete sich dann vorzüglich zur Herstellung von Matratzen. Mit dem gleichen Ziel wurde auch in der traditionsreichen Rosshaarspinnerei Roth in Wangen a. A. gewaschenes Rosshaar durch Spinnen aufgearbeitet.<sup>2</sup> Die zu kompakten Bündeln geflochtenen Lische-Stränge (Abb. 2) liessen sich ausserdem gut transportieren. Unter den Lische-Ziehern des Oberaargaus gab es auch Leute, die ein einfaches von Hand betriebenes «Lische-Redli» besaßen, mit dem sie selber Lische spinnen konnten und damit einen höhern Verkaufspreis erzielten.

Nach einer Zwischenlagerung wurden die Stränge an Sattler und Tapezierer verkauft, die sie zum Stopfen von Matratzen und Polstern verwendeten. Da während des Zweiten Weltkrieges Rosshaar rar war, kaufte auch die Rosshaarspinnerei Roth in Wangen a.A. grosse Mengen gesponnener Lische zur Matratzenfabrikation ein.<sup>3</sup> Für die einzelne Obermatratze brauchte es 12 kg trockene Lische; wurde gesponnenes Rosshaar verwendet, waren 15 kg erforderlich. Die Lischen- oder Seegras-Matratzen waren im Handel bedeutend billiger als die Rosshaar-Matratzen. Ein Nachteil der Lische bestand allerdings darin, dass sie im Verlaufe der Zeit brach und teilweise ersetzt werden musste.

Die grösste Nachfrage nach Lische bestand während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit. Später ging sie zurück, und vor rund 30 Jahren wurde die Verarbeitung von Lische eingestellt.

Einer der Gründe hiefür lag darin, dass für die Matratzenherstellung mehr und mehr andere Fasern verarbeitet wurden. So wurde in der Romandie meistens das aus Nordafrika stammende «Crin d’Afrique» verwendet. Dieses wird aus jungen Blättern der Zwergpalme (*Chamaerops humilis*) gewonnen. Die Verwendung des «Crin d’Afrique» fand eben-

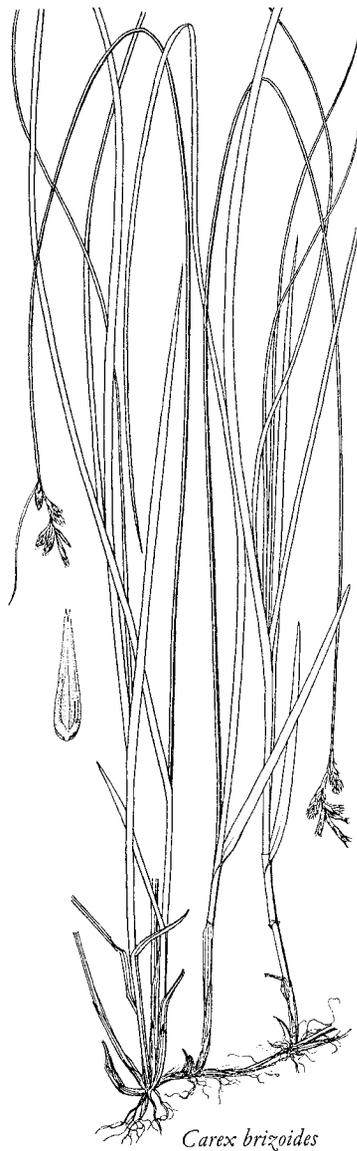


Abb. 3: Lische (*Carex brizoides*).  
Zeichnung von Rosmarie Hirzel.  
Die vegetative Vermehrung durch  
Jungpflanzen aus dem Wurzel-  
stock ist ebenfalls ersichtlich.  
Detailzeichnung: Fruchtschlauch.  
Aus: Hess, Landolt und Hirzel  
1967, S. 437

falls im Gebiet der deutschsprachigen Schweiz Eingang. Da die Aufarbeitung der Lische recht arbeitsintensiv war, wich man im Verlaufe der Zeit aus Kostengründen auf andere Füllstoffe aus. Ein weiterer Grund für den Rückgang der Nachfrage ergab sich in der Nachkriegszeit dadurch, dass sich die Leute auf Grund ihrer gebesserten finanziellen Lage den Kauf von Rosshaarmatratzen leisten konnten. Später ging dann allerdings die Nachfrage nach Naturmaterialien zu Gunsten der Verwendung von Kunststoffen mehr und mehr zurück.<sup>4</sup> Mit der Verdrängung der Lische als Füllstoff ging leider auch die Kenntnis der handwerklichen Verarbeitung verloren. Ob dieser stets nachwachsende Rohstoff je wieder Verwendung finden wird?

#### *Nomenklatur und systematische Stellung der Lische*

Der Name Lische wird in der Mundart verwendet. In der Literatur wird dafür die Bezeichnung «Seegras» gebraucht. Die wissenschaftliche lateinische Bezeichnung heisst *Carex brizoides* L. Der gebräuchliche Name «Seegras» ist an und für sich unzutreffend, weil es sich nicht um ein Gras handelt, sondern um eine Segge (*Carex*). In der Flora Helvetica von Lauber und Wagner<sup>5</sup> findet sich hierfür der Name Zittergras-Segge, was der systematischen Zuordnung besser entspricht. In andern Florenwerken wird die Bezeichnung Wald-Seegras verwendet. In Büchern zur Pflanzensoziologie wird jedoch weiterhin abkürzend die Bezeichnung «Seegras» gebraucht. In Nordwestdeutschland spricht man ebenfalls von Seegras, doch bezieht sich dort der Name auf eine ganz andere Art, nämlich *Zostera marina*, eine im Wattenmeer verbreitete Pflanze, die getrocknet ebenfalls als Polstermaterial verwendet wird.

Nach der Flora Helvetica ist die Gattung *Carex* im Gebiet der Schweiz unter Einschluss der Kleinarten mit über 100 Arten vertreten. Es handelt sich also um eine artenreiche Gattung. *Carex brizoides* ist auf Grund ihrer charakteristischen Merkmale von den vielen andern Seggen gut zu unterscheiden (Abb. 3). Ihr dünner dreikantiger Stängel wird 30–60 (–100) cm hoch und ist schlaff. Die viel längern Blätter sind nur etwa 2–3 mm breit, ebenfalls schlaff und überhängend. Der endständige Blütenstand besteht aus 5–8 blassbräunlichen Ährchen (Abb. 4). Die einzelnen Ährchen tragen im Winkel von Deckspelzen im untern Teil männ-

Abb. 4: Blütenstand der Lische.  
Die einzelnen blassbräunlichen  
Ährchen enthalten unten  
männliche und oben weibliche  
Blüten.



liche Blüten (Staubblätter), im obern Teil weibliche Blüten (Stempel). Der Stempel ist in einem kleinen lanzettlichen Fruchtschlauch eingeschlossen, aus dem zur Blütezeit die beiden Narben herausragen. Die Bildung von Fruchtschläuchen ist ein charakteristisches Merkmal der Seggen. In den einzelnen Fruchtknoten wird je ein Samen ausgebildet, aus dem später ein junges Pflänzchen hervorgehen kann. Die Pflanzen vermehren sich aber auch vegetativ durch die Ausbildung ihres unterirdisch lang kriechenden Wurzelstockes, aus dem, wie in Abb. 3 ersichtlich ist, weitere Pflanzen hervorgehen können.

### *Standortansprüche und Vergesellschaftung*

Die Lische gedeiht auf frischen bis wechselfeuchten und zeitweilig wasserstauenden Böden. Sie erträgt jedoch auch trockenere mittel bis stark saure Böden.<sup>6</sup> Im bernischen Mittelland tritt sie in der kollinen und submontanen Stufe auf ebenen bis leicht geneigten Flächen auf. Steile Hänge werden gemieden.

Ihr ökologischer Verbreitungsschwerpunkt mit dicht geschlossenen üppigen Herden liegt in den die Aare begleitenden luftfeuchten Wäldern (Seggen-Bacheschenwald und Traubenkirschen-Eschenwald).<sup>7</sup> Im Aronstab-Buchenwald mässig vernässter Böden am Fuss von Hängen ist die Segge ebenfalls vertreten.<sup>8</sup> Sie dringt auch in die Gesellschaft des typischen Waldmeister-Buchenwaldes frischer Lagen ein, wo sie Mulden und Senken besiedelt. Sie kommt aber auch in artenärmeren Buchenwäldern mit Hainsimsen vor, oft zusammen mit Rippenfarn und Heidelbeeren, welche stark versauerte Böden anzeigen. Vereinzelt tritt die Lische auch in den Plateauwäldern des Oberaargaus (Peitschenmoos-Fichten-Tannenwald) staunasser, sehr saurer Böden auf.<sup>9</sup>

### *Das Verbreitungsgebiet der Lische*

Gemäss ihrer Verbreitung in Mitteleuropa gilt *Carex brizoides* als gemässigt kontinentale Art.<sup>10</sup> Ihr geschlossenes Areal erstreckt sich vom Osten Frankreichs über Deutschland und Polen bis nach Mittel- und Südrussland (Abb. 5). In Norddeutschland fehlt sie. Die südliche Verbreitungs-

Abb. 5: Verbreitungsareal der Lische in Zentral- und Osteuropa.  
Aus: Hegi 1980, S. 117, Fig. 68

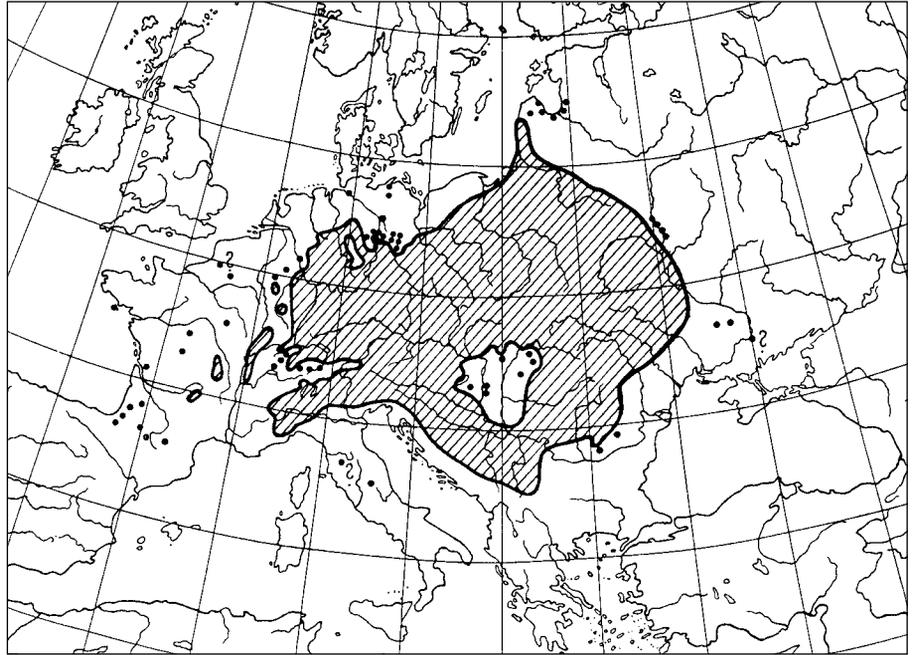
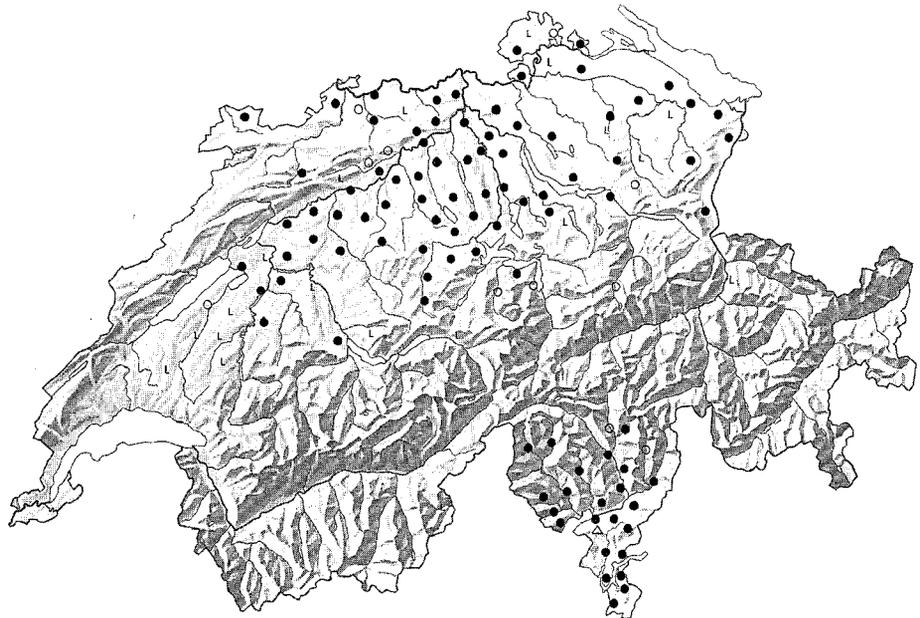


Abb. 6: Verbreitungskarte der Lische im Gebiet der Schweiz.  
Aus: Welten & Sutter 1982,  
Abb. 2434. Birkhäuser, Basel



grenze verläuft von Rumänien über Serbien und Oberitalien bis zu den Westalpen. Kleinere Teilareale finden sich in Zentralfrankreich und in den Pyrenäen.

Über die Verbreitung der Lische im Gebiet der Schweiz sind wir durch den Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen von Welten und Sutter<sup>11</sup> gut unterrichtet. Das ganze Gebiet wurde vor dem Beginn der Kartierung in Flächen aufgeteilt. Botaniker führten in den einzelnen Flächen Erhebungen zum Vorkommen der vielen Arten durch. Auf Grund dieses sehr zeitaufwändigen Verfahrens konnten für die einzelnen Arten Verbreitungskarten erstellt werden, so auch über die Lische (Abb. 6). *Carex brizoides* ist vor allem im aargauischen Mittelland und im Oberaargau verbreitet. Sie ist von Nordosten her in die tiefer gelegenen Gebiete des Mittellandes eingedrungen. Gegen Westen zu wird sie seltener, und sie erreicht im Gebiet des Murtensees die westliche Grenze ihres geschlossenen Areals. Im Gebiet der Westschweiz fehlt die Segge.

Das im Tessin und im Misox gelegene Areal ist Teil des von Osten her bis nach Oberitalien reichenden südalpiner Vorstosses. Die Lische tritt hier in der Gesellschaft des Schneesimsen-Buchenwaldes und auch in flussbegleitenden feucht-frischen Wäldern auf, besiedelt aber auch aufgelassene Terrassen der Talflanken. Nach Angaben von Dr. A. Stampfli, Bern, dürfte im Tessin ihre obere Verbreitungsgrenze bei rund 800 m liegen. Im Gegensatz zum Tessin sind bisher im Bergell, im Puschlav und im Münstertal keine Funde von *Carex brizoides* gemacht worden. Der Grund hierfür dürfte in der verhältnismässig hohen Lage dieser Täler liegen.

#### *Waldbauliche Probleme*

Wie eingangs erwähnt, tritt die Lische in der Regel in dichten Beständen auf. Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass ihre vegetative Vermehrung durch die lang kriechenden Wurzelstöcke sehr erfolgreich ist. Daneben finden sich in den Waldböden auch immer reichlich Samenvorräte, aus denen Jungpflanzen hervorgehen können. Die Art ist jedenfalls sehr invasiv. Wegränder und Waldlichtungen und vor allem auch Schlagflächen werden rasch besiedelt. Dies konnte im Anschluss an die Lotharsturmschäden auf den grossen kahlen Flächen gut beobachtet werden.

Die ungestüme Vermehrung und Ausbreitung hat auch negative Folgen, verdrängt die Lische doch die weiteren Krautpflanzen der Waldböden. In forstwirtschaftlichen Kreisen gilt sie als Wald-Unkraut. Für die natürliche Waldverjüngung sind die negativen Einwirkungen besonders gross, vermögen doch die Keimlinge der Waldbäume wegen der Konkurrenz der Lische entweder nicht oder nur mit Schwierigkeiten aufzukommen. Die Bekämpfung dieses Wald-Unkrautes ist recht schwierig. Das Mähen grosser Flächen führt eher zu grösserer Ausbreitung. Wildschweine können nächtlicherweise ganze Lische-Bestände umpflügen; die Neubesiedlung setzt aber rasch wieder ein. Durch Auspflanzen junger Buchen und Eichen erreicht man im Verlaufe von Jahren eine zunehmende Beschattung, was längerfristig zum Rückgang der Lische-Matten führen kann.

### *Verdankung*

Der Birkhäuser-Verlag in Basel hat freundlicherweise der Übernahme der Abbildungen 3 und 6 zugestimmt. E. Rohrbach, Waldabteilung 6, Burgdorf-Oberaargau, Koppigen, vermittelte mir Hinweise und Unterlagen aus waldbaulicher Sicht. H.-R. Häusler, Urtenen, E. Hegi, Roggwil, H. Kipfer, Inkwil, P. Roth, Wangen a. A., sowie H. Zahler, Därstetten i.S., orientierten mich über die gewerbliche Verarbeitung der Lische. H. Grütter, Meinisberg, und R. Meyer, Roggwil, gaben mir Hinweise über die Lischen-Nutzung in den Wäldern. Allen sei hier für ihre Hilfe bestens gedankt.

### *Literatur*

- Ellenberg H., 1963: Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen. Ulmer, Stuttgart, 943 S.  
Ellenberg H. & Klötzli F., 1972: Waldgesellschaften und Waldstandorte der Schweiz. Mitt. Schweiz. Anstalt f. d. forstliche Versuchswesen 48/4, 587–930  
Frehner H.K., 1963: Waldgesellschaften im westlichen Aargauer Mittelland. Beitr. Geobot. Landesaufnahme der Schweiz, Heft 44, 1–96  
Friedli E., 1925: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Band 6, Aarwangen. Francke, 763 S.  
Hegi G., 1980: Illustrierte Flora von Mitteleuropa, Band II, Teil I. Parey, Berlin und Hamburg, 439 S.  
Hess H.E., Landolt E. & Hirzel R., 1967: Flora der Schweiz und angrenzender Gebiete. Band I: Pteridophyta bis Caryophyllaceae. Birkhäuser, Basel und Stuttgart, 858 S.  
Lauber K. & Wagner G., 1996: Flora Helvetica. Haupt, Bern, Stuttgart, Wien, 1613 S.  
Oberdorfer E., 1994: Pflanzensoziologische Exkursionsflora. Ulmer, Stuttgart, 1050 S.

- Welten M. & Sutter R., 1982: Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen der Schweiz. Vol. 2, Birkhäuser, Basel, Boston, Stuttgart, 698 S.  
Wyss M., 2000: Die rovia Roth & Cie. AG in Wangen a. A. Jahrbuch des Oberaargaus 2000, 293–306

### *Anmerkungen*

- 1 Friedli, 1925, S. 164
- 2 Wyss, 2000
- 3 mdl. Mitteilung von P. Roth
- 4 Wyss, 2000
- 5 Lauber & Wagner, 1996
- 6 Oberdorfer, 1994
- 7 Frehner, 1963
- 8 Ellenberg & Klötzli, 1972
- 9 Ellenberg, 1963
- 10 Oberdorfer, 1994
- 11 Welten & Sutter, 1982

# Bemerkenswerte Bäume im Oberaargau

Das Bipperamt (Teil 3)

Ernst Rohrbach

Im Rahmen des Europäischen Naturschutzjahres 1995 regten Dendrologen die Inventarisierung von bemerkenswerten Bäumen in der Schweiz an. In der Folge erschienen in den Jahrbüchern 1996 und 1997 vertiefte Auszüge aus dem von den Revierförstern des damaligen Forstkreises 10, Langenthal, erstellten Oberaargauer Inventars; geografisch beschränkt auf die Regionen südlich der Aare, also ohne das Bipperamt. Aus dieser Gegend waren damals auch keine bemerkenswerten Bäume gemeldet worden; in der Zwischenzeit liess sich das aber nachholen, und es ergab sich eine derart illustre Sammlung von Baumpersönlichkeiten, dass es dem geneigten Leser nicht vorenthalten sei, sie zumindest auf dem Papier etwas näher kennen zu lernen. Dabei sei deutlich vorbemerkt: Erst wer die Jurahänge und ihre Ausläufer in Musse beschreitet und in seinem Geist Alltagsorgen und -hektik hinter sich lässt, wird echt erfahren, was im ausgewogenen Spiel zwischen Mensch und Natur in Bezug auf Bäume alles möglich ist.

Von Ausgewogenheit lässt sich im Bipperamt vielerorts noch reden. Das äusserst reiche Angebot der Natur, in Form und Vielfalt, ist zwar auch hier auf den Menschen zugeschnitten, aber in einer Art und Weise, die von Respekt zeugt, von leiser Zurückhaltung und einem gewissen Gewährenlassen, zugleich aber auch von Offenheit gegenüber dem Nichtalltäglichen. Wie sonst wäre es heutzutage möglich, dass in einem engen Hofraum, auf teurem Bauland, eine Platane sich monumental entfaltet, auf fruchtbarstem Kulturland ein Lebhag von ungewöhnlichem Format sein Feld behauptet, oder Feldahorne in Gehölzen und Juraweiden zu bisher kaum bekannter Dimension und Schönheit erwachsen?



Esche

### *Drei Jura-Gattungen im Kurzporträt*

Drei Baumgattungen seien hier den Einzelporträts vorangestellt. Esche und Ahorn, häufige mitteleuropäische Bäume, sind im Bipper Jura oft auch ausserhalb des eigentlichen Waldes anzutreffen; sei es als treue, unentbehrliche Begleiter von zumeist tief eingeschnittenen Bachtobeln, als vielfach dominante Mitglieder von Feldgehölzen und Hecken oder als Schutz bietender Schirm draussen auf der Viehweide.

Von den drei im Bipper Jura verbreiteten Arten der Gattungen Sorbus besiedelt die Mehlbeere zusammen mit Föhre gerne die Kreten und oberen Lagen der abschüssigen Jurahänge. Mit der Elsbeere ist, obwohl es ihr von den standörtlichen Gegebenheiten her eigentlich passen müsste, im Bipperamt eher selten Bekanntschaft zu schliessen. Als quasi ausgestorben gilt der Speierling, der einst von den Römern nördlich der Alpen verbreitet wurde und zurzeit eine kleine Renaissance erlebt. Alle drei Arten sind nur von kleiner bis mittlerer Gestalt, bestechen aber durch ihr Äusseres und durch ihre speziellen Eigenheiten.

#### *Esche (Fraxinus)*

Die Eschen gehören zu den Ölbaumgewächsen (Oleaceae). Diese Familie besteht weltweit aus 27 Gattungen mit rund 600 Arten. Von den Gattungen sind in unseren Breiten neben jener der Esche (*Fraxinus*) auch Flieder (*Syringa*) und Forsythie (*Forsythia*) bekannt.

Die gemeine Esche (*Fraxinus excelsior*) ist in der Schweiz und in ganz Europa weit verbreitet. Unter natürlichen Verhältnissen wird sie von der sehr konkurrenzstarken Buche von den ihr durchaus zusagenden mittleren, guten Standorten in entweder feucht-nasse oder aber eher trockene Lagen verwiesen. Hier nun fristet sie alles andere als ein Mauerblümchendasein. Sie erhebt sich zu ungeahnten Höhen, schlank und rank im engen Waldbestand, breit und behäbig draussen, ohne Nachbarschaft. Punkto Reproduktionskraft oder Verjüngungsfähigkeit ist sie – genügend Licht vorausgesetzt – wohl den meisten anderen Baumarten haushoch überlegen, die ausgeprägte Stockausschlagfähigkeit trägt das Ihre dazu bei.

Blütenbiologisch ist die Esche interessant; Zwitterigkeit ist keine Norm, nicht selten sind die männlichen Blüten von den weiblichen baumweise getrennt (Zweihäusigkeit). Die männlichen Eschen sollen den stärkeren

Wuchs haben, weil sie keine Kraft an die Fruchtbildung verlieren. Die geflügelten Samen, die meist in grossen Mengen den ganzen Winter über aus den Kronen segeln, landen bis über 100 Meter weit von ihrem Mutterbaum entfernt und sorgen so für eine gute genetische Durchmischung der eschenen Folgegeneration.

Nachdem die artspezifischen Keimhemmungen einmal überwunden sind, treiben die Keimlinge vorerst ein Pfahlwurzelsystem in die Tiefe. Nach und nach verbreitern sich die unterirdischen Lebensadern und wachsen zu einer Herzform, woraus sich starke Senkerwurzeln abwärts schieben, entfernteren Bodenschichten zu. Leicht bis zu 150 cm tief verankert sich die Esche in der Erde und hält so Stürmen stand, die Fichte, Buche, Ahorn, Lärche und Douglasie längst entwurzeln.

Über Boden wächst die Esche schnell, verzweigt sich kaum und reinigt sich sehr gut von Ästen. Waldbaulich bedarf es kaum einer Kunst, sie so zu behandeln, dass ihr Holz den nachgefragten Qualitäten und Dimensionen entspricht. Eine frühe Ernte verhindert die verschmähte Braunkernbildung und erlaubt die Einteilung ins heimische Edelholz.

Schwer, hart, fest, biegsam, elastisch und zäh, so lassen sich die Eigenschaften des Eschenholzes benennen. Seine Bearbeitung von Hand oder mit Maschinen gilt als einfach, es lässt sich gut sägen, messern, schälen und dreheln, aber auch nageln und schrauben und ausgezeichnet verleimen. Dank guter Beiz- und Polierbarkeit gehört die Esche zu den bevorzugten Holzarten im Möbelbau. Parkettböden, Innentreppen, Skier, Boote und Werkzeugstiele sind weitere bescheidene Ausschnitte aus der reichen Palette der Verwendungsmöglichkeiten. Nur schade, dass sich das formidable Holz zurzeit so schlecht vermarkten lässt.

Ein Kapitel über die Esche wäre ohne Abschnitt über die Mythologie unvollständig. Als Welten- oder Lebensbaum steht sie im Zentrum der Welt und soll die verschiedenen Schichten eines vertikal gegliederten Kosmos, also Unterwelt, Erde und Oberwelt miteinander verbinden. Laut den alten Germanen trägt der Weltenbaum den Himmel und hält Himmel und Erde auseinander. Somit ist zumindest die kosmische Ordnung garantiert.

#### *Ahorn (Acer)*

Zahlreich und vielfältig ist die Ahornwelt. Wie ein Band umspannt sie die Erde, unterbrochen nur von den grossen Meeren. Vom Norden Spaniens



Bergahorn

über Mitteleuropa hinweg zum Kaukasus, von da an in Richtung Himalaja und China und wieder in Amerika und Kanada: Kaum ein Wald ohne Baum mit dem in verschiedenen Nuancen auftretenden, handförmig gelappten und in der Herbstfärbung äusserst eindrücklichen Blatt. Hier heimisch sind Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*), Spitzahorn (*Acer platanoides*) und Feldahorn (*Acer campestre*). Obwohl nah verwandt, sind doch einige, zum Teil markante Unterschiede auszumachen. Berg- und Spitzahorn gelten als mittelgrosse bis grosse Bäume, der Feldahorn wird als klein bis mittelgross bezeichnet. Alle drei wachsen fast überall im Mittelland und Jura da, wo der Druck der Buche nicht zu hoch ist und die Böden nicht allzu sauer sind. In den Alpen steigt der Spitzahorn auf etwa 1300 Meter, der Bergahorn besteht bis fast an die obere Waldgrenze, wenn auch in knorriger Form, und der Feldahorn ist im Gebirge eher selten anzutreffen. Anzahlmässig dominiert in der Schweiz gemäss dem Landesforstinventar (LFI) eindeutig der Bergahorn, mit gut 17 Millionen Stück (zum Vergleich: Buche 97 Mio., Fichte 200 Mio., Tanne 60 Mio.; Gesamtbaumbestand Schweiz 500 Mio.), gefolgt vom Feldahorn mit 1,1 Mio. Stück und schliesslich dem Spitzahorn mit 0,9 Mio. Stück. Auf Grund dieser Werte gelten Feld- und Spitzahorn hier zu Lande als seltene Baumarten.

Recht ähnlich sind sich die drei Arten in Blüte und Frucht. Erstere erscheinen als grüngelbe Trauben, beim Bergahorn hängend, bei den anderen aufrecht, die Letzteren sind Nüsschen mit unterschiedlich abgewinkelten Flügelchen. Der Spitzahorn blüht vor dem Laubausbruch und wird so, vor allem draussen in der Landschaft und in den Siedlungen, zur Augen-, aber auch zur begehrten Bienenweide.

Abgesehen davon und etwa im Vergleich mit einer Eiche, Birke oder Aspe ist in und auf den Ahornbäumen bezüglich Insekten und anderem Kleingetier aber relativ wenig Betrieb. Zerfressene und durchlöchernte Blätter sind eher die Ausnahme, Frucht und Samen jedoch werden von verschiedenen Tieren gern verspiesen. Beim Rehwild sehr begehrt sind die Knospen und die neuen Triebe junger Pflanzen, und an den feinen Stämmchen reibt sich der Bock den Bast vom Gehörn.

Waldbaulich ist der Umgang mit dem Ahorn schon fast ein Kinderspiel. Er erträgt in der Jugend ziemlich viel Schatten und strebt dennoch schnurgerade in die Höhe. Genügend Dichtstand erleichtert die natürliche Astreinigung, und die nicht zu späte konsequente Lichtgabe sorgt

für genügend Platz im Kronenraum. Um die Verjüngung braucht sich der Förster nicht zu sorgen. Acer sät jährlich aus, in rauen Mengen. Die mit dem Wind oft über weite Strecken verfrachteten Flügelnüsschen keimen bei erstem Bodenkontakt oberirdisch, und der junge Baum entwächst sehr rasch der konkurrierenden Vegetation.

Vermehrte forstliche Zuwendung müsste eigentlich der Spitzahorn erfahren. Die bis anhin stiefmütterlich behandelte Baumart ist von der Leistung her gesehen dem Bergahorn zumindest ebenbürtig, liefert ein sehr bodenpfegliches Laub und ein leicht rötliches Holz der Spitzenklasse. Lange wurde dieses ein wenig verschmäht, bis man entdeckte, dass es sich sehr gut als Ersatz für das selten gewordene, teure Birnenholz verwenden lässt. Aber auch der Feldahorn – ein anderer Name für ihn ist Massholder – ist ein Geheimtipp. Auf den guten Standorten tiefer Lagen ist er befähigt, mit Esche, Buche, Hagebuche mitzuhalten und bildet durchaus markt- und sägefähige Stämme aus. Das rötlichweisse, kernlose Holz ist oft schön gemasert und von besonderer Güte.

Forstliches Unkraut wird der (Berg-)Ahorn in Gegenden, wo er sich stark verjüngt und dominiert, auch schon genannt. So etwas kann ein Baum, der den Boden schützt und verbessert, stabile Waldbestände bildet und aus edlem Holz besteht, nie sein – und sollte sich sein Bestand verzwanzigfachen.

### *Sorbus*

Die Gattung *Sorbus* aus der grossen Familie der Rosengewächse lässt sich hier zu Lande vor allem durch drei Arten vertreten: Vogel-, Mehl- und Elsbeere. Sehr selten ist der Speierling (*Sorbus domestica*); im ersten Baumporträt sei er gerade auch deshalb ein wenig näher vorgestellt.

Die Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*), auch Eberesche genannt, ein Baum oder mehrverzweigter Strauch mit auffallend roten Früchten, setzt als beliebte Gartenpflanze einerseits im Siedlungsraum farbige und fröhliche Akzente, andererseits ist sie dank ihrer Genügsamkeit befähigt, selbst Extremstandorte wie Torfböden oder raue Gebirgslagen zu besiedeln. Auch Kalk wird gut vertragen, zu viel davon verkürzt allerdings das Leben dieses Pioniergehölzes.

Die Elsbeere (*Sorbus torminalis*) ist viel weniger verbreitet, am ehesten trifft man sie auf frischen Kalkböden in ziemlich milden Lagen an. Der «Schweizer Birnbaum», wie sie in Deutschland auch genannt wird, ist



Stellvertretend für die Speierlinge im Bipperamt: Etwa 9-jähriges, 2004 erstmals fruchttragendes Exemplar aus einer Bleienbacher Hecke. Fotos Daniel Schärer

von derart exzellentem Holz, dass sich geneigte Käufer oftmals nicht scheuen, pro Kubikmeter mehrere tausend Franken hinzublättern.

Der Elsbeerbaum ist aber nicht bloss teuer, er ist auch schön. Im Freiland formt er eindrücklich runde Kronen aus und schmückt sich im Frühjahr jeweils mit reichlich weissen Blütentupfern und im Herbst mit braunen Beeren.

Der Mehlbeere (*Sorbus aria*) stand die weisse Behaarung ihrer Blattunterseite bei der Taufe Pate. Die streng riechenden weissen Blüten erscheinen in grossen Trugdolden nach Laubaustrieb im Monat Mai, und die auffallend kugeligen, orange bis scharlachroten Früchte laden ab September die Vogelschar zu Tische ein. Das äusserst genügsame, sehr langsam wachsende Mehlbeerbäumchen treibt eine lange Pfahlwurzel in den Boden; künstlich angepflanzt zeigt es oft Anwuchsschwierigkeiten. Forstlich, rein vom Holz her gesehen, gilt die Art als wenig interessant. Umso höher sind aber ihre ökologischen und ästhetischen Werte einzustufen. Der reiche Fruchtbehang kombiniert mit der gelb-beigen Herbstverfärbung, erzeugt im Wald, in Gärten und den Parkanlagen ein bemerkenswertes Flammenspiel.

Der Gattung *Sorbus* eigen ist die Fähigkeit, ihre Arten teilweise miteinander zu kreuzen. So ist die Bastardeberesche ein Kind der Vogelbeere und der Mehlbeere, und wenn sich Els- und Mehlbeere vermählen, entsteht daraus die Saubirn, der breitblättrige Mehlbeerbaum.

### *Routenwahl*

Die Reise zu den bemerkenswerten und beachtungswürdigen Bäumen beginnt in der Weite Niederbipps mit einem Baum im Flegelalter und führt danach in den Längswald zu einer schlanken, jugendlichen Schönheit. Recht untersetzt und leicht versteckt wirkt dann die Baumburg im Kleinhölzli bei Wangen an der Aare. Im Städtchen selber, bei einem Bauernhof, wartet ein südlicher Gast auf Besuch, und nur wenig ausserhalb von Wiedlisbach präsentieren sich Laubsäulen in Reihenform. Nun geht es, ansteigend, dem Jura zu. Etwa in der Mitte zwischen den Dörfern Rumisberg und Farnern gebietet ein sich selbst überdachender Riese Halt, und schliesslich, nur unweit oberhalb, im Rüegacher, erneut ein Gruss aus südlichen Gefilden.



Speierling. Foto Verfasser

### *Der kleine Unbekannte*

Er wurde erst vor etwa neun Jahren gepflanzt und ist noch lange kein stattlicher Baum. Aber bereits im Vorsommer 2001 erschienen an seinen vorjährigen Trieben spärliche, weisse Blütentupfer, aus welchen sich dann gegen den Herbst hin gelbe, rotbackige und essbare Birnchen bildeten. Der erste so genannt mannbar gewordene Speierling des Oberaargaus hat einen recht behaglichen Platz zum Leben. Rechts und links beschützt durch dichte Weissdornhecken und als Glied einer langen Baumkette bestehend aus Artgenossen, Elsbeeren, Kirschen und Wildobst, steht er in jenem breiten Windschutzstreifen, der sich im Nordsüdverlauf von der Tela hinweg in die Niederbipper Ebene hinaus erstreckt. Die Burgergemeinde und ihr Förster haben hier vor Jahren die etwas monoton anmutende Pappelreihe gefällt und Raum geschaffen für eine weit vielfältigere Art von Leben. Dass sie bei der Wiederbepflanzung der Windschutzhecke auch den selten gewordenen und bedrohten Speierling berücksichtigt haben, zeugt von Rücksichtnahme und Weitsicht, von Experimentier- und Gestaltungsfreude.

Das besagte Bäumchen misst heute 6 Meter in der Höhe und 8 Zentimeter im Stammdurchmesser auf Brusthöhe. Es nimmt sich alle Zeit zum Wachsen, setzt Jahr für Jahr einen etwa 20 Zentimeter langen Neutrieb an seine durchgehende Stammachse, und bis es die vollendete Form und Grösse erreicht, dürften noch viele Jahrzehnte vergehen; vielleicht auch Jahrhunderte: gemäss Angaben in der Literatur sollen Speierlinge bis 600 Jahre alt werden.

*Sorbus domestica*, so heisst der Sonderling auf Lateinisch, hat seinen Namen nicht von ungefähr. Die alten Römer haben den Wildling seinerzeit in Europas südlichen Gefilden gezähmt und hierher gebracht. In warmen Lagen und bei voller Reife erbringt der Baum bis eine Tonne Frucht pro Jahr. Die kleinen Birnchen finden als Mostzusatz Verwendung, werden zu einer sehr speziellen Konfitüre verarbeitet oder erfreuen verwöhnte Gaumen in der klaren Form. Das harte Holz des «grossen Unbekannten» gilt als das schwerste in ganz Europa; in Kugelform dient es unseren spielfreudigen südlichen Nachbarn auf ihren Bocciaplätzen.

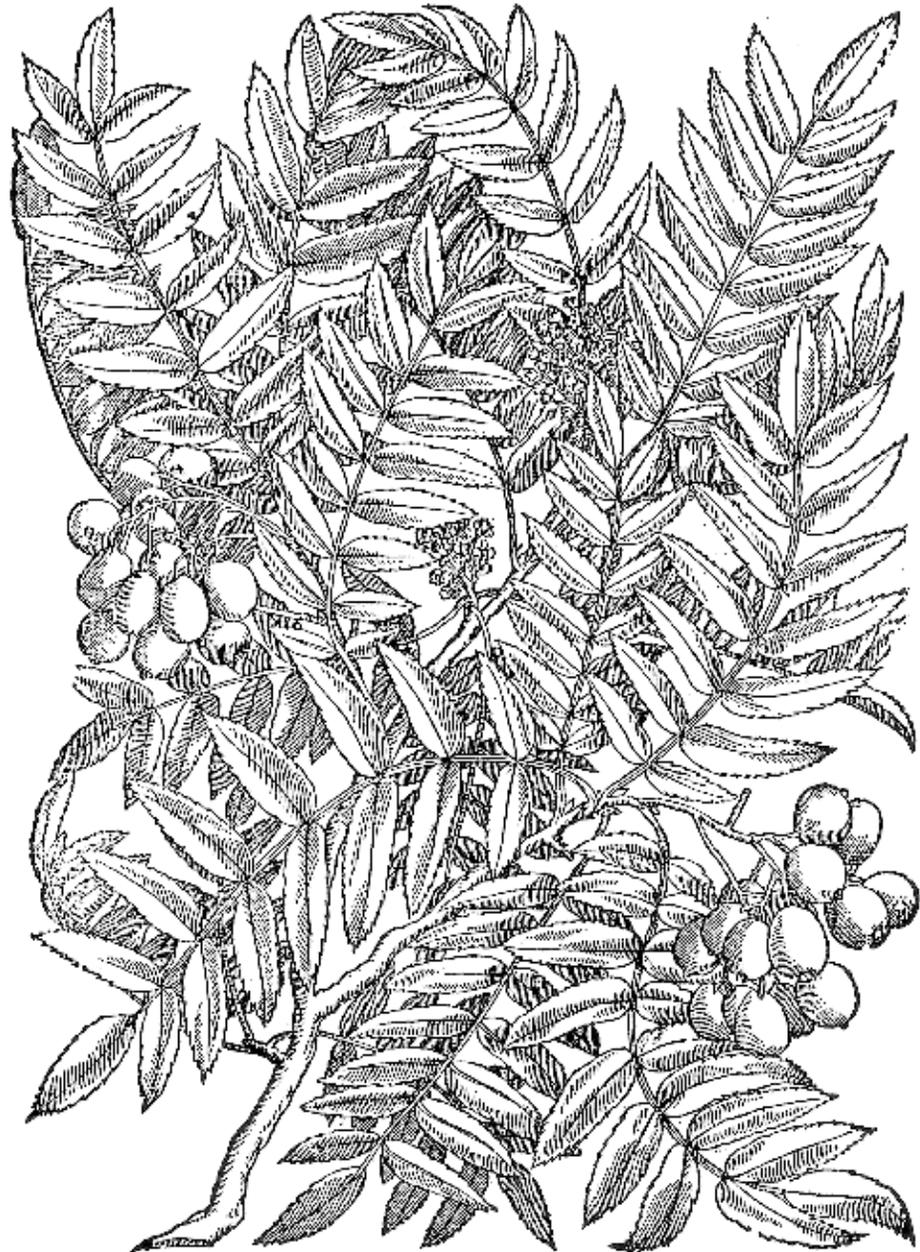
Die Chancen, dass der Speierling in der Schweiz wieder Fuss fasst, stehen gut. Seit die ETH Zürich seine Nachzucht in den Baumschulen sicher gestellt hat und mit dem Projekt zur Förderung seltener Baumarten

Darstellung des Speierlingzweiges  
mit Blüten und Früchten.  
Holzschnitt von 1563  
(aus: «Der Speierling» von  
Kausch-Blecken von Schmeling)

# Speierling.

Zämer Sperwerbaum.

*Sorbus domestica.*



Elsbeere, in der Nähe der  
Rumisberger Waldhütte im  
Längswald. Foto Ernst Moser



(SEBA) für die nötige Verbreitung sorgt, erobert die rarste Art der Gattung *Sorbus* aus der Rosenfamilie wieder mehr und mehr Terrain. Wer also, gleich wie die Niederbipper Idealisten, im Oberaargau über ein sonniges Plätzchen Erde frei verfügen kann, der darf es gut dem Speierling zuweisen.

### *Ein wenig verloren im grossen Wald*

Bezüglich Dimension schlägt die Elsbeere in der Nähe der Rumisberger Waldhütte im Längwald keine Rekorde. Der Baum ist kaum 15 Meter hoch und nur einen Viertelmeter dick. Weitab von seinen nächsten Artgenossen fristet er dennoch ein baumwürdiges Dasein. In einer kleinen Lichtung des grossen Waldes, der ihm Heimat wurde, ist der Jurabaum zwar nicht von seinesgleichen umgeben, wohl aber von einer ziemlich illustren Bäumeschar. Er ist bei weitem nicht der einzige Gast im längsten Wald des Schweizer Mittellandes. In nächster Umgebung lebt ein altes Fichtenvolk, das ursprünglich aus den Alpen stammt, und nicht weit davon entfernt siedeln Douglasien mit Heimatschein Amerika. Diese Nadelhölzer wurden ihres vielen und guten Holzes wegen vor hundert und mehr Jahren ins Bipperamt geholt und angepflanzt; das Elsbeerchen hingegen kam wohl vom Jura her als leichte Fracht im Magen einer Drossel oder Amsel im Längwald an. Aus dem abgesetzten Samen durchstiess schon bald ein kleiner Keimling den dunklen Moder, und scheinbar unbehelligt von gefrässigen Rehmäulern und aggressivem Bocksgehörn entflohen der junge Baum der dichten Farn- und Seggenschicht.

Was sich heute dem Auge des Betrachters präsentiert, ist ein äusserst ansprechendes Bild aus Holz und Blatt und Form. Der Stamm, bedeckt von einer rauen, längsrissigen und braungrau bis grünlich gefärbten Borke, teilt sich auf halber Höhe auf zum Zwiesel. Der bildet mit den horizontal bis leicht aufwärts streichenden Ästen eine schlanke, länglich-runde Krone, die sich mit einem glänzend dunkelgrünen Kleid aus tiefgelappten, feingesägten Blättern gut und dicht bedeckt. Dem unteren, ungeteilten Stammstück entwachsen elegant geschwungene, abwärts gerichtete Bogenäste, und der ganze Habitus des Baumes bringt so zum Ausdruck, was für ihn entscheidend ist im Leben: der gute Stand im Boden, die Stärke in der Mitte und darüber die Leichtigkeit des Seins.



Feldhorn, Kleinhölzli Wiedlisbach.  
Zeichnung und Foto Ernst Moser

Schon seit Jahren trägt die Krone Frucht. Die Apfelbeeren reifen jeweils im September, sie sind erst rötlichgelb, dann braun und hell punktiert und letztendlich, in der teigigen Konsistenz, dann auch geniessbar. Der Revierförster im westlichen Bipperamt ist bestrebt, die Längwald-Rarität zu mehren. Er erntet Samen und sät aus. Und eines nicht mehr allzu fernen Tages, wenn die alten Fichten ihren Dienst geleistet haben, wird er dem Zukunftswald aus Buche, Eiche, Ahorn, Esche, Kirsche, Linde und Ulme gelegentlich auch einen Elsbeerbaum beigeben, einen von lokaler Herkunft und bester Abstammung. Denn einem Baum mit derart hohen ökologischen und wirtschaftlichen Präferenzen gebührt schliesslich weit mehr als ein dürrer Vermerk in den Oberaargauer Annalen.

*Ein Ahorn, der trotz Dauerstress sein Feld behauptet*

Das Kleinhölzli in der Gemeinde Wiedlisbach ist alles andere als ein ruhiger Ort. Es liegt ein Dauerton bestehend aus Schiesslärm, Autobahngetöse und sirrender Überlandleitungen in der Luft. Ungeachtet solcher Misstöne hat ein Feldahorn im Laufe der Jahrzehnte still und heimlich Holz an sich gelegt; so viel, dass er die meisten seiner Schweizer Artgenossen, was die Masse anbelangt, wohl bei weitem übertrifft. Der im Rahmen des Landesforstinventars dickste gemessene Feldahorn weist 53 Zentimeter Brusthöhendurchmesser auf, dieser hier bringt es auf 81, und gemäss der Beurteilung seiner Lebenskraft wird er die Leibesfülle noch um einiges zu mehren wissen.

Das bäumige Wunderwerk steht in der Nähe der Schiessanlage Kleinhölzli unweit der Autobahn, in der Gemeinde Wiedlisbach. In einem kleinen Gehölz, im Besitz des Waffenplatzes, ist er umgeben von Eschen, Buchen, Kirschbaum, Schlehe, Weissdorn und Holunder. Das abschüssige Bord wurde in der Vergangenheit wahrscheinlich öfters mit organischem Material überschüttet, jedenfalls zeigen, nebst dem Schwarzen Holunder, auch Bodenpflanzen wie die Gundelrebe und die Taubnessel den Nährstoffreichtum des Waldstandortes an.

Kommt man dem Feldahorn nahe genug, so präsentiert er einen bloss etwa zweieinhalb Meter langen Stamm, welcher an seinem Ende in drei dicke, fast waagrecht abstreichende und bis gegen 12 Meter weit ausladende Seitenäste mündet. Die eigentliche, aufstrebende Krone indes

Eiche, Bahnhofplatz Wangen  
an der Aare. Foto Ernst Moser



bildet eine leicht s-förmige, reich verzweigte und durch die Konkurrenz einer westlich nahe stehenden Esche etwas einseitig geratene Dolde, die auf etwa 14 Metern Höhe ihre Abgrenzung zur Atmosphäre hin findet. Der sehr vital erscheinende Baum ist reich bestückt mit toten, absterbenden und abgebrochenen Ästen. Er wird dadurch zum Lebensraum von vielen bedrohten Tier- und Pflanzenarten, und zur Berechnung seines effektiven Wertes wären somit Grössen einzusetzen, die sich nicht aus der ökonomischen Theorie ableiten lassen, viel eher aus ökologischen Bilanzen. Totes Holz ist voller Leben, es ist im Schweizer Mittelland ein äusserst rares Gut, darum fehlen uns hier, nebst vielen anderen, die Prachtsfiguren Hirsch- und Nashornkäfer, wie auch der Alpenbock.

*Erst fremd, dann zunehmend heimisch*

Das Bauminventar von Wangen an der Aare ist eine lange und artenreiche Liste mit alten Exemplaren. So mag etwa die grosse Eiche nahe des Bahnhofes schon ein stattlicher Baum gewesen sein, als sich die Franzosen um die Schweiz bemühten. Just zu dieser Zeit, vielleicht auch etwas später, pflanzten die damaligen Bewohner des Hofes in der Gass neben ihr Bauernhaus ein kleines Bäumchen. Eines mit gelbgrüner Rinde, bräunlich-filzigen Trieben und ahornähnlichen Blättern. Die wechselständige Anordnung dieser Blätter am Zweig und ihr hohler Stiel schlossen eine Zuordnung zur Ahorn-Gattung jedoch von vornherein aus.

Im Laufe der Zeit erhielt die Rinde dann auch graue und braune Töne, sie wurde von allerlei Moosen und Flechten besiedelt, und die anfangs glatte Stammoberfläche nahm zusehends rauere und borkigere Formen an. Parallel zu den Veränderungen im Rindenkosmos verliefen jene der Dimensionen. Der Baum schob sich rasch in die Höhe, streckte bald weit ausladend seine Äste in alle Richtungen aus und gewann eindrücklich an Stammesfülle.

Die ahornblättrige Platane ist heute mit annähernd 30 Metern Höhe, 23 Metern Kronendurchmesser und 138 Zentimetern Durchmesser auf Leibeshöhe ein echter Blickfang im historischen Städtchen an der Aare. Dem Ende eines sechs Meter langen Grundsockels entspringen sieben Hauptdolden in trichterförmiger Anordnung. Im Schlund des Trichters hat sich zwischenzeitlich so viel organisches Material angesammelt und

Eiche, Bahnhofplatz Wangen an der Aare. Zeichnung Ernst Moser



zersetzt, dass sich darauf eine kleine Vogelbeere und ein Efeu mühelos halten und ernähren können.

Laut Auskunft der heutigen Besitzerin des Baumes, der Familie Blaser, ist demnächst ein Kronenschnitt geplant. Dabei soll so vorgegangen werden, dass die Charakterform der Platane erhalten bleibt. Angesichts der ungezählten, elendiglich verstümmelten Individuen dieser Art, ist diese Absicht nur zu würdigen. Der vorgesehene, professionelle Schnitt wird so geführt, dass in erster Linie Dürholz entnommen und das Kronengewicht reduziert wird. Es ist ein vorsorglicher Beitrag zur Minderung der Unfallgefahr mit dem Nebeneffekt eines gewaltigen Holzanfalles. Die letzte Aktion im Kronenraum vor fünfundzwanzig Jahren ergab rund 30 Ster formidables und sozusagen hausgeliefertes Brennmaterial.

Die sanftgrüne Pracht von Wangen mit ihrem südlichen Charme hat ungeachtet ihrer Grösse und des bereits erreichten Alters durchaus Zukunft. Platanen sind nicht nur schnittverträglich und äusserst ausschlagkräftig, sie haben auch eine hohe Widerstandskraft gegenüber vielerlei



Platane, Wangen an der Aare.  
Zeichnung und Foto Ernst Moser



schädlichen Umwelteinflüssen und ein ausgeprägtes Alterungspotenzial. Da wo andere, sensiblere Baumarten infolge Streusalz, Feinstaub und Frachten giftiger Gase längst kapitulieren, markiert sie Position und hält die Baumfestung. Platanen sind noch lange nicht die einzigen Fremdlinge, die plötzlich Wertschätzung erfahren, Achtung und Respekt. Was zwar schön ist, aber fremd, wird unvermittelt heimisch und gefragt.

### *Ein Lebhag mit Geschichte*

*«Nesplenhag»*

*wurde erhalten anno 1945*

*während der Güterzusammenlegung durch  
Entgegenkommen der Bgd an den alten  
Besitzer auf Initiative des Naturschutzvereins!*

So lautet der Hinweis auf einer alten Blechtafel vor Ort, etwa in der Mitte des alten, 130 Meter langen und annähernd 20 Meter breiten Lebhages. Wer vom «Al Ponte» herkommend früh Anfang Wiedlisbach links abzweigt und den Weg Richtung Westen gegen die ausgedehnte und fast baumlose Ebene von Attiswil einschlägt, der sieht sich bald einmal dem Nesplenhag gegenüber.

Hier findet sich eine ganze Reihe bemerkenswerter Bäume. Sie bilden mit den sie begleitenden Sträuchern eine so harmonische Einheit, dass diese nur als solche ein wenig näher beschrieben werden kann. Jede Beschränkung auf ein Einzelelement wäre eine sträfliche Ignorierung des Gesamtzusammenhangs.

Der Hag steht auf einem südorientierten leichten Geländebruch, und die markanten Bäume befinden sich auf dessen oberer Kante. Auf Wiedlisbacher Seite bildet eine grosse, formschöne Eiche die Spitze der erhabenen Baumkolonne; ihr folgen vornehmlich weitständig aufgewachsene, breitkronige Eschen, die mit ihren zartgrünen und lichtdurchlässigen Blattdächern das obere Stockwerk des Lebhages formen. In dieser freundlichen Atmosphäre gedeihen darunter Kirsche, Hagebuche, Feldahorn, Dornen- und Haselsträucher, Liguster, Pfaffenhut und Hagröslein. Dem Weissdorn scheint es sogar derart zu behagen, dass er dem gedrungenen Strauchsein entsagt und sich zur Baumform wandelt.

Der Hag verkörpert Vielfalt, Schönheit, Charme und Cachet. Zusammen mit der südseits angrenzenden, schon etwas lückig gewordenen alten Hochstamm-Kirschenreihe auf artenreicher Dauerwiese lässt er erahnen, was in der Ebene des Schweizer Mittellandes landschaftsästhetisch und ökologisch möglich wäre. Eine Idylle wie der Nesplenhag braucht eine Viertelhektare Platz zum Leben, ein Dutzend davon also kaum mehr als drei Hektaren. Das ist bloss wenig mehr als ein Prozent der benachbarten Ebene im Gebiet Sandacher-Lohholz-Hobüel. Ein Nichts an Fläche, mit hochprozentiger Auswirkung auf Feldhase, Igel und Goldammer. Ein Anfang ist gemacht. Unweit des Schützenhauses von Attiswil hat ein artenreicher, langer Junghag mit breitem Saum seinen Platz erobert. Bereits steht er in Blust und Frucht, bietet Nahrung sowie Deckung, bildet Struktur und Form.

Der Nesplenhag hat seinen ersten Boten ausgesandt.

#### *Der einsame Alte*

Die Jurahänge des Bipperamtes sind voll von Gastlichkeit – gerade auch für Bäume. Ausgedehnte Laubmischwälder, Tobel- und Feldgehölze sowie Baumheckenzüge und Baumalleen bilden hier ein Mosaik, das der Landschaft jene Kammerung verleiht, die den Menschen aufnimmt und behütet, ihm Heimat gibt, Gefühle und Bezug. Das Mosaik erreicht Vollendung durch die Präsenz von Freistandbäumen. Sie wurden vom Wald, von den Gehölzen oder Baumgärten ausgesandt, um ihren wahren Habitus zu zeigen, frei vom Gedränge und dem Kampf um Licht und Nahrung, das jede Baumansammlung prägt.

Eine solch pure Freiheit in der Landschaft, verbunden mit viel Lebensfreude, liess oberhalb von Rumisberg, an der Strasse nach Farnern, einen Birnbaum wachsen, wie man ihn gewöhnlich nur in alten Bilderbüchern findet oder in den Oberaargauer Jahrbüchern (siehe auch Ausgabe 1996, «Der Gelbmöstler in Buuchi»).

Geografische Lage, geologischer Untergrund, Kleinklima und, daraus teilweise resultierend, die Kraft des Individuums formten hier einen Baum aus, zwar nicht nach Rezept, aber nach den Gesetzen der Natur, die der Mensch – im besten Fall – erkennt, studiert und akzeptiert – und Kraft seines Verstandes und seiner Emotionalität ummünzt in Gebilde,



Birnbaum, Nothaule oberhalb Rumisberg. Fotos Fritz Anliker und Ernst Moser

die ihm dienen, ihn dauerhaft erfreuen und damit einen Nutzen spenden, der zwar rein rechnerisch nie erfassbar ist, wohl aber in Kopf und Herz für unzählbare Gewinne sorgt.

Die Nothaule oberhalb von Rumisberg, auf 800 Meter über Meer, verzeichnet pro Jahr 1200 mm Niederschlag, der Boden ist von tiefer Gründigkeit. Es ist der Standort des Birnenwunders, das der Sonne zugewandt und den Winden ausgesetzt ist: Mehr als einen Meter Holz hat es inzwischen an seinem Stamm gesammelt, und seine Krone so ausgebildet, dass sie ein Abbild ist der Perfektion, der fast zeitlosen Eleganz und Würde. Auf rund drei Metern Höhe verzweigt sich der dicke, birnbaumtypisch drehwüchsige Stamm in eine aufwärts strebende, leicht nach Westen geneigte und sich weiter reichlich teilende Hauptdolde und in zwei ziemlich flach abgehende, umfangreiche Seitenäste, deren vielfach verzweigte Enden sich wieder abwärts neigen, dem Erdreich zu.

Das Kronenbild gibt von allen Seiten her gesehen insgesamt leicht untersetzte, aber dennoch unerhört elegante und leichte Formen wider. Der Baum steht fest auf seinem Podest fünf Meter oberhalb der Strasse, er hat den Orkan Lothar und andere Unbill überdauert. Der sturmerprobte Blickfang mit der ungebrochenen Lebenskraft scheint dazu aus-



Edelkastanie, Rüegacher.  
Zeichnung und Foto Ernst Moser

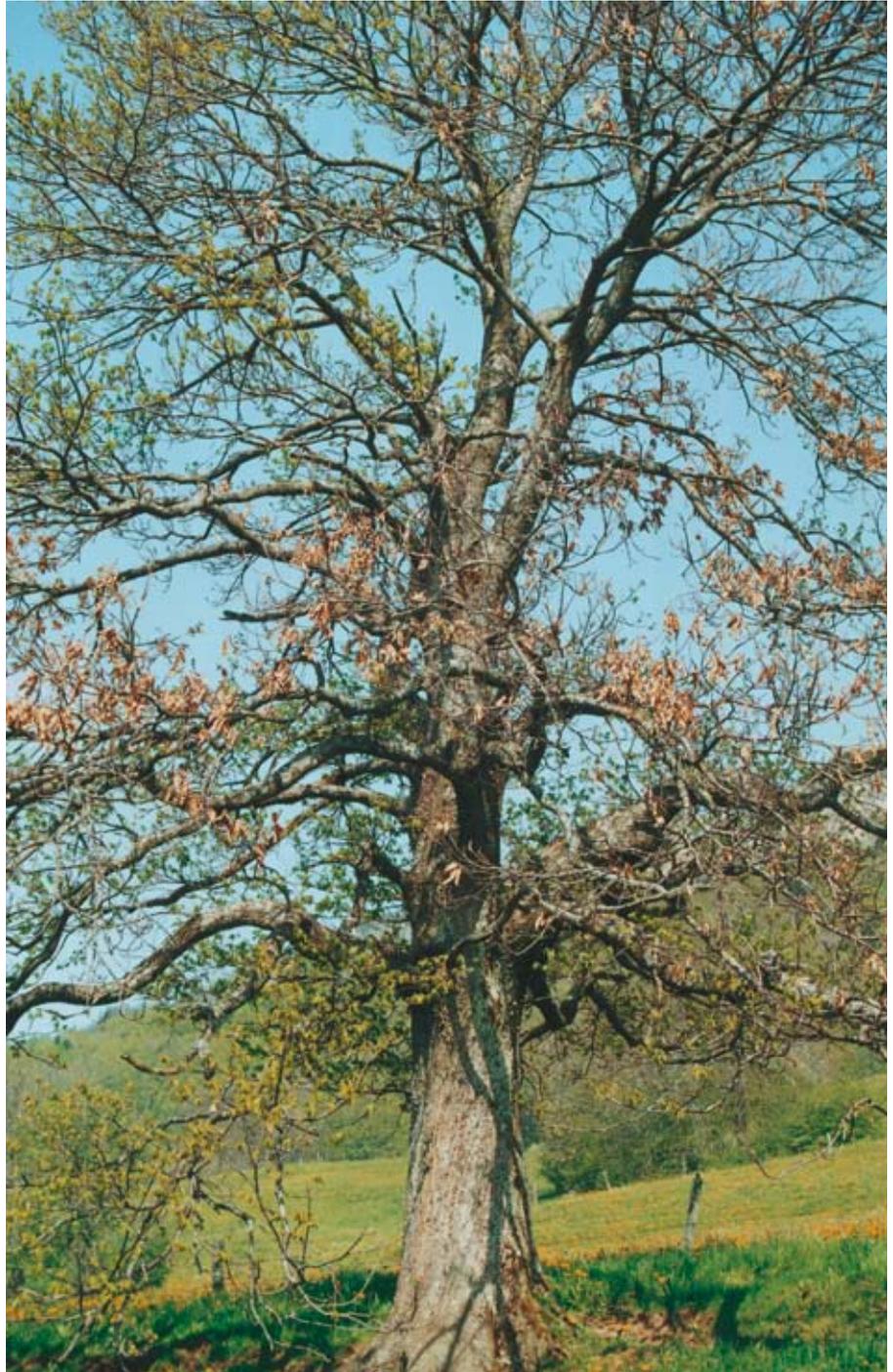


ersehen, seine Gattung im Bipper Jura zu repräsentieren und darauf hinzuweisen, mit welchen Überraschungen diesbezüglich hier gerechnet werden kann.

### *Jura-Maronen*

Nebst Birnen, Äpfeln, Nüssen, Kirschen und den Sorbus-Arten ist im Bipperamt als weiterer Fruchtbaum auch die Kastanie zugegen. Im Rüegacher, auf 820 m ü.M., in einem jener alten und stets einen etwas verwilderten Eindruck hinterlassenden Jura-Baumgärten, hat der Wärme liebende Gast ein derart sonniges Plätzchen gefunden, dass er blüht und fruchtet und Holz anlegt, wie auf den besten Standorten seiner südlichen Heimat. Auf einem bald einen Meter dicken, kurzen Stamm baut sich etagenförmig eine weit ausladende Krone auf, deren untere Äste, schön parallel zur Hangneigung, in eleganten Bogen berg- und talwärts zeigen. Gleich über dem zweiten Stock teilt sich die Hauptstammachse in zwei Zwiesel auf, wovon sich der untere, stärkere gut beastet gerade

Edelkastanie, Rügacher.  
Foto Fritz Anliker



**Bemerkenswerte Bäume im Bipperramt**

Vollständige Inventurliste 2004

PLZ	Gemeinde	Koord. Ost	Koord. Nord	Baumart dt.	Baumart bot.	B.höhe	Umfang	Kommentar
4536	Attiswil	611870	235125	Linde	Tilia sp.			Sehr speziell
4539	Rumisberg	614730	235115	Birne	Pyrus sp.	21 m	3,20 m	Speziell
4539	Farnern	614790	235600	Edelkastanie	Castanea sativa	24 m	3,00 m	
4539	Farnern	613265	235690	Feldahorn	Acer campestre			
4704	Niederbipp	620480	236110	Speierling	Sorbus domestica	6 m	0,25 m	Sehr selten
4538	Oberbipp	617545	234490	Traubeneiche	Quercus petraea	20 m		
4538	Oberbipp	620245	232775	Elsbeere	Sorbus tominalis	15 m	0,80 m	
3380	Wangen	616460	231345	Eiche	Quercus sp.			Bei Bahnhof
3380	Wangen	616265	231585	Platane	Plantanus sp.	27 m	4,30 m	
4537	Wiedlisbach	616495	232750	Feldahorn	Acer campestre	20 m	2,60 m	Speziell
4537	Wiedlisbach	615050	232695	Eschen u.a.	Fraxinus excelsior u.a.			Lebhag

aufwärts schwingt, der obere aber, nur leichte Seitenäste tragend, sein Haupt dem Berg zuneigt.

Der in seinem Gesamterscheinungsbild doch recht exotisch anmutende Baum legt erst sehr spät im Frühling, wenn die Frostgefahr gebannt scheint, ein dichtes, dunkelgrünes, leicht ledriges Blattkleid um sich, das er auch im Winter, nun braun geworden, in Teilen weiter trägt. Mit der zunehmenden Wärme des Frühsommers bilden sich die Blütenstände aus. Währenddem die Männchen als gelbe Knäuel in zunächst aufrechten, perlschnurförmigen Kätzchen erscheinen, formen die Weibchen solche in grünlichen Farbtönen, mit gut erkennbaren weissen Narben, welche von einem schuppig beblätterten Fruchtkelch umschlossen sind. Nach erfolgter Bestäubung und Befruchtung reift daraus, milde und nicht allzu trockene Witterung vorausgesetzt, eine vierklappig aufspringende, dicht weichstachelige Frucht mit zwei bis drei braunen, essbaren Kastanien (Maronen) als Inhalt.

Die Edelkastanie (*Castanea sativa*) ist eine Holzart der Mittelmeerländer. Dass sie auch nördlich der Alpen, ausserhalb der Föhntäler, gedeiht und Erstaunliches zu leisten vermag, beweist die «Chestene» im Rügacher. Und nicht nur sie. Im Wynauer Burgerwald sind in den letzten Jahrzehnten einige Exemplare zu stattlichen Bäumen herangewachsen; sie tragen nahezu alljährlich Frucht, und die keimfreudigen Samen, sofern sie denn nicht in den Gaumen einiger Eingeweihten verschwinden, sorgen für erfreulich Nachwuchs. Es ist nicht auszu-

schliessen, dass diesem Nachwuchs in hiesigen Breiten bald mehr Beachtung zukommen wird als bis anhin. Die Kastanie ist nämlich von sehr edlem, eichenähnlichem Holz, darüber hinaus vermag sie mit ihrem Pfahlwurzelsystem auch schwerere, dicht gelagerte und saure Böden zu erschliessen. Sie gilt als sehr sturmfest und kommt auch mit relativ wenig Niederschlag zurecht. Durchwegs Eigenschaften also, die im Zuge der sich abzeichnenden Klimaveränderung hier einmal gefragt sein dürften.

Zwar ist der Baum im Bipper Jura jetzt nicht allein. Eine freundliche Linde, einige Zwetschgen und wilde Rosen leisten ihm Gesellschaft, und zwei alte, dickborkige Eschen schirmen ihn gegen allzu heftigen Bisluft ab. Einige Artgenossen wären ihm aber schon zu gönnen: Man nehme ein paar der glänzend braunen Nüsse und stecke sie ihm Frühjahr etwa drei Zentimeter tief in den Boden. Bereits nach einem Monat kann der zarte Keimling bestaunt werden, der mittels Drahtkorb noch gegen die gefrässigen Mäuler der Rehe und allfällig anderer Wiederkäuer zu schützen ist. Danach ist nur noch Zusehen angesagt. Tausend Jahre lang. So alt können Kastanien werden falls – falls ihnen ihr Umfeld passt.

### *Das Bipperamt hat noch weit mehr zu bieten*

Insider wissen es längst, und der Autor hat es während seinen Feld- und Waldbegehungen zum Thema und anlässlich beruflicher Exkurse ins Gebiet vielfach bestätigt erhalten: Im Bipperamt stehen nebst den beschriebenen noch dutzend- wenn nicht hundertweise bemerkenswerte Bäume. Die skurrilen Föhren und Bergahorne auf den felsigen Kreten, die Eiben in den Tobeln, markante Eichen und Linden in der Landschaft und in den Siedlungen. Die schon erwähnten Feldahorne auf den Jura- weiden, hier zugegen auch Fichten, Bergahorne und Eschen: Alle würden einen Eintrag ins Inventar der bemerkenswerten Bäume mehr als verdienen. Wenn hier kein Platz ist für sie, so bleibt doch die Gewissheit, dass sie draussen auf ihren Standorten ungehindert ihre Pracht, ihre Eigenheiten und ihren Charakter voll entfalten können. Dafür garantieren ihr Gencode, der Boden und das Klima. Nicht zuletzt aber auch der umsichtige und, verzeihen Sie den Ausdruck, demütige Mensch. Der

Mensch, der sie wahrnimmt mit Beschaulichkeit und Poesie, sein Gemüt damit erfreut und sie schlicht und einfach gewähren lässt. Das Zurücknehmen unserer ewig ordnenden Hand macht sich bezahlt, es beschert uns Laubschlösser, Baumburgen, gewaltige Baumleiber mit hölzernen Gliedern und entrückter Haltung, Herbergen und Wirtshäuser in Grün, luftige Wohnungen, Stuben und Türme. Laubflammen im Herbst, die Flut- und Wogenfülle der Wipfel, Wind- und Sturmgesänge und mürbisches Brausen in alten Eichen.

Verzicht wird manchmal zum durchaus schöpferischen Akt.

Die Teile 1 und 2 sind erschienen in den Jahrbüchern 1996 und 1997.

### *Literatur*

Amman, Gottfried; 1972: Bäume und Sträucher des Waldes; Neumann Verlag, Melungen

Brändli, Urs-Beat; 1996: Die häufigsten Waldbäume der Schweiz; Herausgeber: Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft, Birmensdorf

Rittershofer, Bodo; 2001: Die Esche, ein vielseitiger Weltenbaum; Publikation in AFZ – 34, Der Wald, 24/2001

# Auf den Spuren der Eiszeit im Raum Wangen a. A.

Neue Erkenntnisse auf Grund von bodenkundlichen Untersuchungen  
im Endmoränengebiet des Rhonegletschers

Ueli Reinmann

## Glossar

### *Bodentyp:*

Böden mit ähnlichem Entwicklungsstatus, die sich durch eine bestimmte Horizontkombination ausdrücken, werden zu einem Bodentyp zusammengefasst. Ein Bodentyp drückt die summarische Wirkung der bodenbildenden Faktoren und Prozesse an einem Standort aus.

### *Bodenhorizonte:*

Durch Verwitterung und Verlagerungsprozesse entstandene Bereiche mit charakteristischen Eigenschaften (Farbe, Korngrösse etc.).

### *Entkalkungstiefe:*

Grenze, an der das unverwitterte Ausgangsmaterial erreicht wird. Da im Untersuchungsgebiet überall kalkhaltiges Material das Ausgangssubstrat der Bodenbildung ist, fällt der Nachweis mithilfe von 10-prozentiger Salzsäure leicht (aufschäumen).

### *Fossiler Boden:*

Überdeckter, begrabener Boden.

## 1. Einleitung

Die Wälder im Oberaargau sind gross und unergründlich. Einer dieser Wälder reicht von Wangen a.A. bis nach Neuendorf (SO). Vielleicht wegen seiner Länge von 15 km heisst er auch Längswald. Ich habe den westlichen Teil dieses Waldes für meine Diplomarbeit zum Abschluss des Geografiestudiums an der Uni Bern ausgewählt. Ich habe diesen während mehreren Monaten kreuz und quer durchwandert und auf einer rund drei Quadratkilometer grossen Fläche systematische Bohrungen vorgenommen. Die Resultate habe ich in einer Bodenkarte dargestellt. Damit wollte ich die Bodenbildung auf den Endmoränen des eiszeitlichen Rhonegletschers etwas genauer unter die Lupe nehmen.

Zur Zeit meiner Kartierarbeit war es ungewöhnlich heiss und trocken – manchmal war es da schwierig zu verstehen, dass der untersuchte Untergrund in Eiszeiten abgelagert worden war. Der Jahrhundertssummer 2003 führte dazu, dass die Arbeit mit dem Bohrstock mancherorts zu einem wahren Kraftakt wurde, da der Waldboden völlig ausgetrocknet war. Positiv war hingegen, dass sonst unpassierbare Feuchtgebiete und versumpfte Stellen deshalb begehbar waren.

Während der letzten Eiszeit war der Rhonegletscher bis in die Gegend des Oberaargaus vorgedrungen (Abb. 2). In unterschiedlichen Beiträgen wurde in bisherigen Jahrbüchern über die Landschaftsgeschichte berichtet. Speziell zu erwähnen ist das grundlegende Werk «Geographie des Oberaargaus» von Valentin Binggeli.<sup>1</sup> Im Kapitel 2.5, «Eiszeit», wird ausführlich über die Eiszeittheorie, den Rhonegletscher im Oberaargau, die letzte Eiszeit sowie über die glazialen Landschaftsformen berichtet. Binggeli stützt sich im Wesentlichen auf die Arbeiten von Zimmermann.<sup>2</sup> Die

Abb. 1:  
Hügel im Gebiet «Dälebaan»,  
Längwald. Foto Verfasser



*Holozän:*

Die heutige Warmzeit.  
Ca. die letzten 10 000 Jahre.

*Kryoturbation:*

Ein periglazialer Prozess des Gefrierens und Auftauens, welcher zur Deformation der ehemaligen Oberfläche geführt hat.

*Löss:*

Kalkhaltiger Lehmstaub (dominante Korngrösse: Grobschluff und Feinsand) als Ablagerung von Eiszeitwinden. Ausgeblasen im trockenen Gletschervorfeld, abgelagert ausserhalb der vereisten Fläche.

*Lösslehm:*

Entkalkter, verwitterter Löss.

oberaargauischen Endmoränen werden allesamt als letzteiszeitlich, also als Ablagerungen der Würmeiszeit, bezeichnet. Auf Abb. 3 sind die unterschiedlichen Ausdehnungen, so genannte Stadien, des Rhonegletschers sowie die Lage meines Untersuchungsgebietes dargestellt.

Nach neueren Untersuchungen<sup>3</sup> soll das Endmoränengebiet jedoch nicht nur aus der Würmeiszeit, sondern aus Ablagerungen mehrerer Vergletscherungsphasen bestehen. Dabei wurden auf Grund von Verwitterungstiefen und Deckschichtenabfolgen für den äusseren Endmoränenzug (Älteres Wangenerstadium, Abb. 3) ein vorletzteiszeitliches Alter angenommen. Die maximale Eisausdehnung während der letzten Eiszeit soll zur Zeit des LGM (= last glacial maximum, rund 20 000 Jahre vor heute) den Stand des Jüngeren Wangenerstadiums erreicht haben (Abb. 4). Mein Untersuchungsgebiet im Längwald liegt auf der Grenze zwischen Jüngerem und Älterem Wangenerstadium (Abb. 3).

## 2. Eiszeiten und Warmzeiten

Im Verlaufe des Quartärs (rund die letzten 2 Millionen Jahre) kam es auf Grund von Klimaschwankungen zu verschiedenen Vorstössen der alpinen

Abb. 2:  
Eiszeitliche Gletscherausdehnungen. Aus: Gerber und Schmalz 1948

*Moräne:*

Zum einen ein Begriff für eine Landschaftsform, z.B. Seitenmoräne, Endmoräne. Zum anderen ein vom Gletscher abgelagertes Sediment, z.B. Grundmoräne.

*Periglazial:*

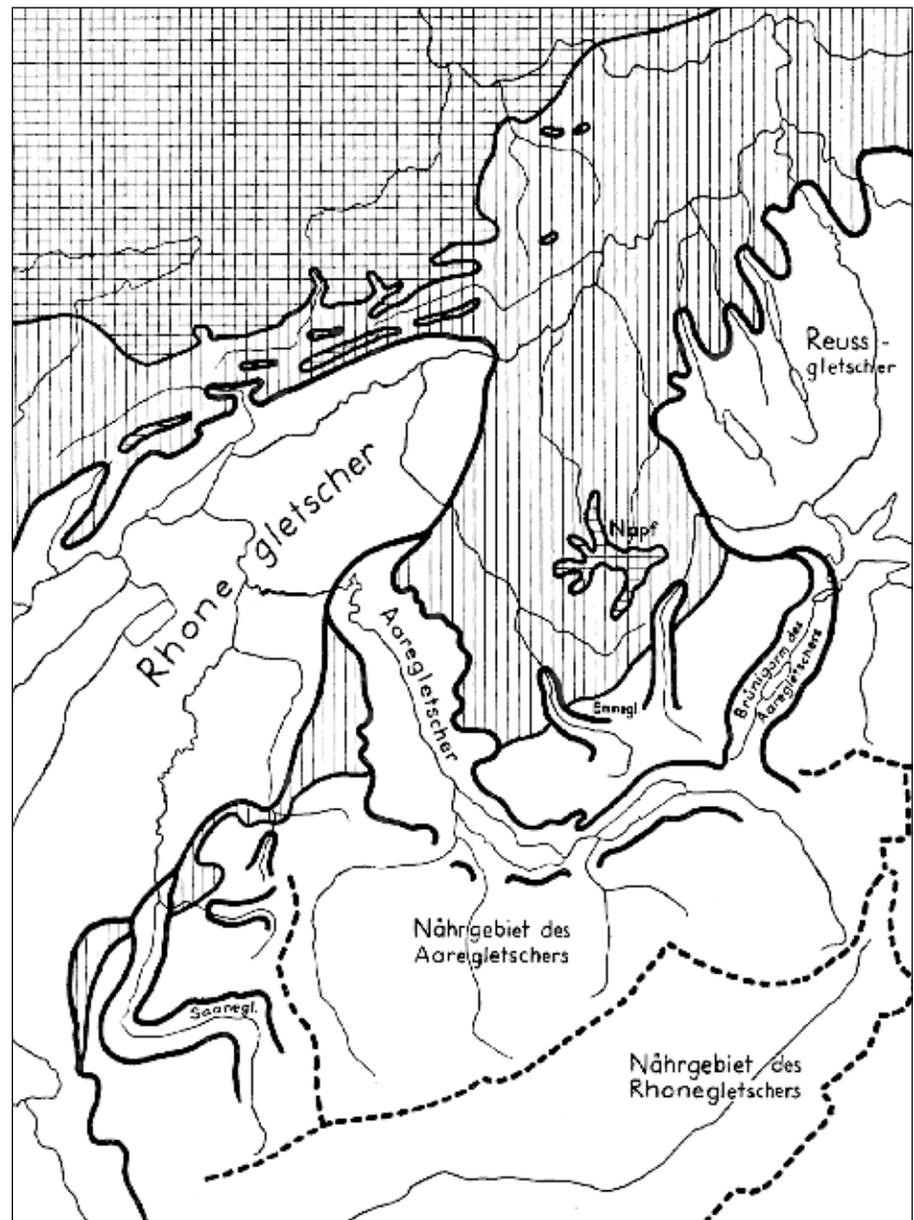
Sammelbegriff für die natürlichen Prozesse kaltklimatischer Gebiete, die nicht vergletschert sind. Die mittlere Jahrestemperatur liegt häufig unter 0 °C. Bodenfrost (saisonal oder als Permafrost) spielt eine wichtige Rolle.

*Periglaziale Deckschichten:*

Während der kaltzeitlichen Phasen wurde im jeweiligen Periglazialraum der oberflächennahe Untergrund vor allem durch Kryotur- bation, Solifluktion und Löss- ablagerungen stark verändert. Das Ergebnis sind periglaziale Deckschichten (Lagen) unterschiedlicher Zusammensetzung. (Mailänder 2002).

*Solifluktion:*

Begriff für jede Form des wasser- gesättigten Bodenkriechens hang- abwärts. Solifluktion findet mit und ohne Permafrost statt. Sie ist zeitlich und räumlich variabel.



- Die Gletscher in der letzten Eiszeit
- ▨ Von alpinem Eis frei
- ▧ Zusätzliches Ausbreitungsgebiet in der grössten Eiszeit
- Eisscheiden

Abb. 3:  
Das Endmoränengebiet des Rhonegletschers im Oberaargau.  
Blaue Linien: verschiedene Stadien des Rhonegletschers.  
Rotes Rechteck: Untersuchungsgebiet dieses Beitrages.  
Aus: Binggeli 1983

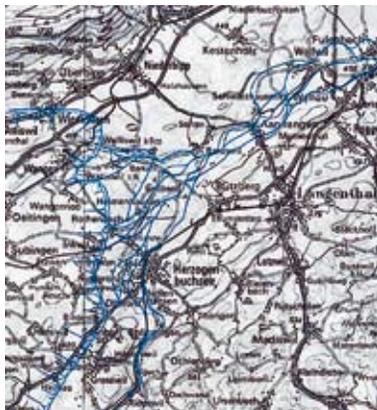
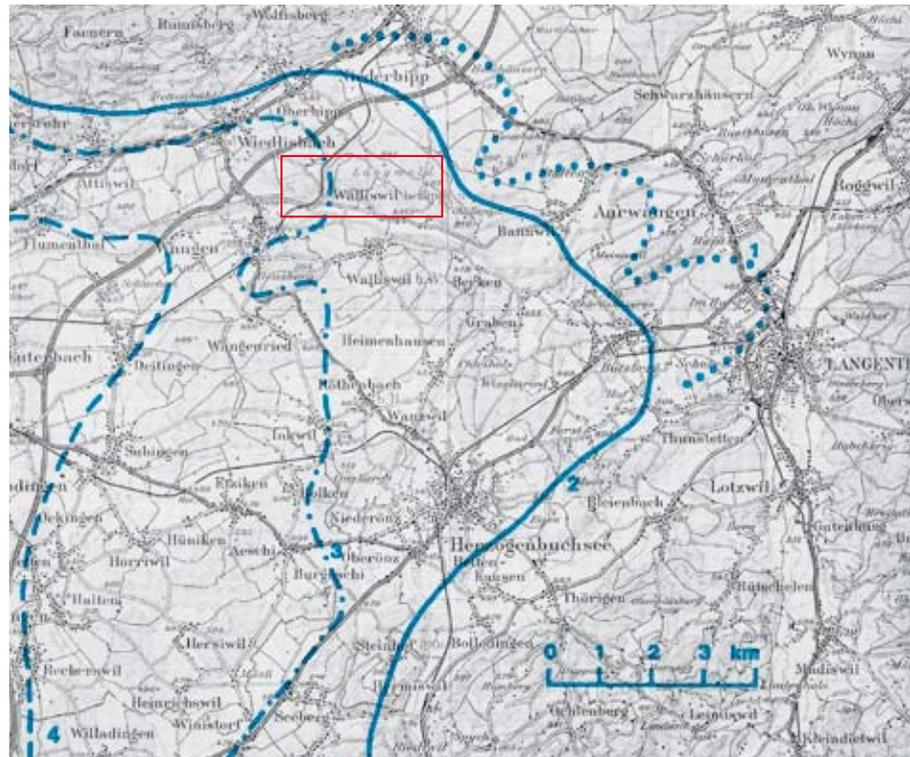


Abb. 4:  
Das Jüngere Wangenerstadium.  
Aus: Binggeli 1983

Gletscher ins nördliche Alpenvorland. Diese «katastrophalen» Veränderungen der Umwelt fanden mindestens 15-mal statt.<sup>4</sup> Mit Hilfe von unterschiedlichen im Boden erhaltenen so genannten «Archiven» (Pollenprofilen, Lockergesteinsabfolgen) hat die Geologie eine grobe Gliederung des Quartärs in Glaziale (Kaltzeiten) und Interglaziale (dazwischenliegende Warmzeiten) herausgearbeitet. Das Modell mit den klassischen vier Eiszeiten Würm, Riss, Mindel und Günz, das Penck und Brückner<sup>5</sup> zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgestellt hatten, wurde in den letzten hundert Jahren vielfach verändert und auf Grund von neuen Befunden angepasst. In der Schweiz gilt eine eigenständige Stratigraphie (Abb. 5): Vor der zweigeteilten letzten Eiszeit (Würmeiszeit) gliedern Schlüchter & Kelly<sup>6</sup> eine ältere Vereisung (vorletzte Vergletscherung) aus, die aber eine geringere Gletscherausdehnung als die letzte Eiszeit hatte. Davor liegen zwei «grosse Vergletscherungen». Sie reichten weiter als die letzten Vergletscherungen. Die «grössten Vergletscherungen» gingen noch weiter und erreichten die Gegend von Möhlin AG. Diese Ausdehnung entspricht

Abb. 5:  
Das Eiszeitalter in der Schweiz.  
Aus: Schlüchter & Kelly 2000

Chronostratigraphie	Gletschervorstösse über den Alpenrand hinaus	Eiszeiten	Warmzeiten	Wichtige Profile
Holozän			Nacheiszeit	Unteraargletscher Gerzensee (BE) Zürichsee
Pleistozän	14.6	Letzte Vergletscherung(en)	Interstadialkomplex	Wauwilermoos (LU) Niederbipp (BE) Sünikon (ZH)
	28			Gossau (ZH)
	60			Jaberg (BE) Zell (LU) Niederweningen (ZH)
	115		Eem sensu Welten	Thalgut (BE) Gondiswil (BE/LU) Glütschtal (BE)
		Vorletzte Vergletscherung		Sihlbrugg
			Holstein sensu Welten von Meikirch	Thalgut (BE) Meikirch (BE)
	350	Grosse Vergletscherung		Seon (AG) Birrfield (AG)
			Holstein sensu Welten mit Pterocarya	Thalgut (BE) Buchberg (SZ)
		Grosse Vergletscherung		Reusstal bei Brugg Steinmaur (ZH)
	780	Grösste Vergletscherungen		Möhlin (AG) Landiswil (BE) Schwarzenburg (BE)
Morphogenetisches-morphotektonisches Ereignis im nördlichen Alpenvorland				
Pliozän	Jahrtausende vor heute	Schweizerische Deckenschotter-Vergletscherungen	Warmzeiten mit Caliche-Bildung	Allschwil (BL) Ecoteaux (VD) Irchel
	1670			Uetliberg Albis
	2000			Bachsertal Surbtal Studenland  Cholfirst
		Wanderblock-Formation		

Abb. 6:  
Gliederung des jüngeren Quartärs  
der Schweiz. Verändert nach  
Schlüchter & Kelly 2000.  
Aus: Preusser & Schlüchter 2004

Chronostratigraphie	Gletschervorstösse über den Alpenrand hinaus	Eiszeiten	Warmzeiten	Wichtige Profile
Holozän			Nacheiszeit	Unteraargletscher Gerzensee (BE) Zürichsee
Ober Pleistozän	17.5	Letzte Vergletscherung	Interstadialkomplex	Wauwilermoos (LU) Niederbipp (BE)
	30			Gossau (ZH)
	56	Vergletscherungen?	Frühwarnkomplex	Dürnten (ZH) Gossau (ZH) Gondiswil (BE) Zell (LU)
	95			
115		Eem	Thalgut (ZH) Gondiswil (BE)	
Mittel Pleistozän	130	Vergletscherung	Meikirch Komplex	Sihlbrugg (ZG)
	186			Meikirch (BE) Thalgut (BE)
	242	Grosse Vergletscherung		
	Jahrtausende vor heute (not at scale)		Interglazial mit <i>Pterocarya</i>	Thalgut (BE) Buchberg (SZ)
		Grosse Vergletscherung	▽ ?	Reusstal bei Brugg Steinmaur (ZH)
780	Grösste Vergletscherungen		Möhlin (AG) Landiswil (BE) Schwarzenburg (BE)	
Morphogenetisches – morphotektonisches Ereignis im nördlichen Alpenvorland (Mittelpleistozäne Wende)				

dem «zusätzlichen Ausbreitungsgebiet in der grössten Eiszeit» in Abb. 2. Davor werden mehrere, wesentlich ältere «Deckenschotter-Vergletscherungen» angenommen.

Eine Tagung mit Exkursion der Arbeitsgruppe «Alpenvorland Quartär» (AGAQ) von Ende April 2004 in Wasen i. E. hat gezeigt, dass die stratigraphische Gliederung von Schlüchter & Kelly<sup>7</sup> (Abb. 5) wahrscheinlich revidiert und angepasst werden muss. Im Rahmen der Exkursionen wurden einige Schlüssel lokalitäten (Thalgut, Meikirch) vorgestellt und ältere Befunde durch neuere Erkenntnisse ergänzt. Die neueren Befunde wurden gestützt durch eine Reihe von bisher zum Teil unpublizierten Datierungen (Oberflächenaltersbestimmung mithilfe von kosmogenen Nukliden, Radiokarbonmethode <sup>14</sup>C, optisch stimulierte Lumineszenz OSL).

Diese wurden vorgestellt und diskutiert. Abb. 6 zeigt den Entwurf einer Aktualisierung des bisherigen Arbeitsschemas. Die Stratigraphie-Diskussion ist in ständigem Wandel und auf Grund von neuen Befunden und Datierungen sind weitere Änderungen zu erwarten.

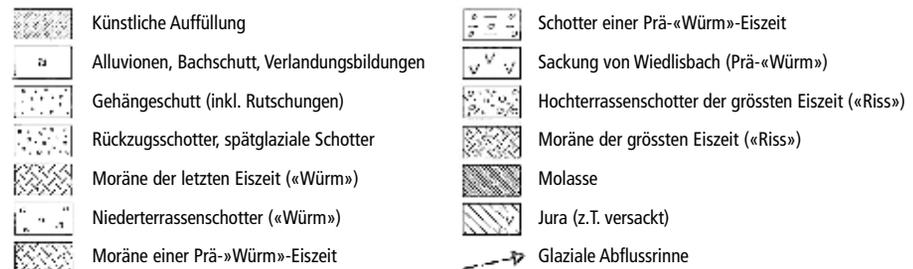
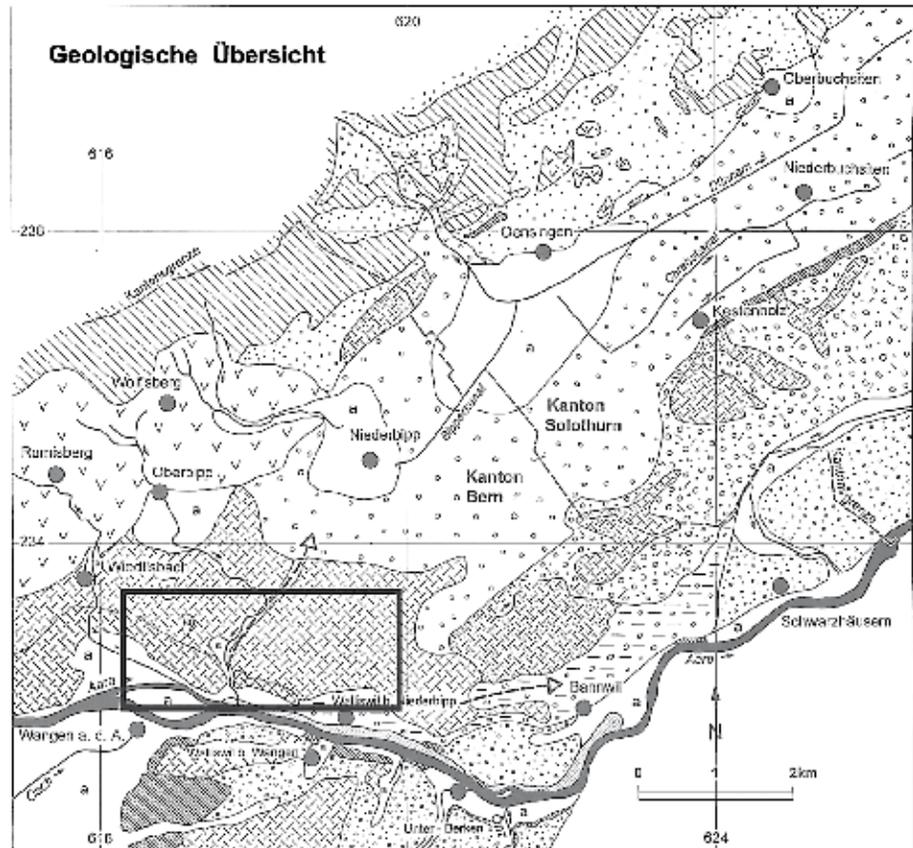
### *3. Arbeiten der letzten 15 Jahre*

Kurt Hildbrand<sup>8</sup> befasste sich in seiner erdwissenschaftlichen Diplomarbeit intensiv mit dem Endmoränengebiet des Rhonegletschers. Neben quartärgeologischer Kartierung und Untersuchung von Moränen und Schotterkörpern versuchte er auch einige bodenkundliche Befunde zu diskutieren. Hildbrand beschreibt zwei sehr unterschiedliche Bodenprofile in Walliswil b.N. und schliesst daraus auf unterschiedliche Alter. Er postuliert das LGM (last glacial maximum) im westlichen Teil der Kiesgrube Marti, während die Sedimente im östlichen Teil älter als die letzte Eiszeit sein sollen. Die geologische Übersicht des Wasser- und Energiewirtschaftsamtes des Kantons Bern<sup>9</sup> stützt sich unter anderem auf die Arbeit von Hildbrand (Abb. 7).

Gerhard Christen<sup>10</sup> untersuchte Bodenprofile auf Schottern des Älteren Wangenerstadiums und datierte deren Ablagerungszeit in die Zeit der «Grossen Vergletscherungen», was die Befunde von Hildbrand<sup>11</sup> festigt. Auch die Arbeit von Reiner Mailänder<sup>12</sup> zeigt auf, dass zumindest Teile des Älteren Wangenerstadiums älter als die Würmeiszeit sein müssen. In seiner Dissertation hat er die Verbreitung und die Eigenschaften von periglazialen Deckschichten und von fossilen Böden im zentralen Schweizer Mittelland untersucht. Unter anderen werden auch verschiedene Bodenprofile aus dem Endmoränengebiet des Rhonegletschers und dessen Umgebung beschrieben; sie stammen aus Kestenholz, Niederbuchsiten, Herzogenbuchsee und Wiedlisbach.

Mein Untersuchungsgebiet «Längwald West» liegt im Grenzgebiet zwischen Jüngerem und Älterem Wangenerstadium. Auf zahlreichen Karten wurde der Verlauf des Jüngeren Wangenerstadiums unterschiedlich eingezeichnet. Nach der Darstellung von Binggeli<sup>13</sup> in Abb. 3 verläuft die Grenze mitten durchs Untersuchungsgebiet, auf neueren Karten<sup>14</sup> nimmt der «Jungmoränen-Anteil» rund 20 Prozent der untersuchten Fläche ein (Abb. 7).

Abb. 7:  
Aus der geologischen Übersichtskarte des Wasser- und Energiewirtschaftsamtes von 1997.  
Das Untersuchungsgebiet ist mit einem Rechteck markiert.



#### 4. Böden im Längswald

Die untersuchte Waldfläche liegt auf den Gemeindegebieten von Oberbipp, Wiedlisbach und Walliswil bei Niederbipp. In der grossen Kiesgrube Marti in Walliswil bei Niederbipp werden ständig Kiesvorkommen ab-

Abb. 8:  
Kiesgrube Marti, Walliswil bei  
Niederbipp (Stand Sommer 2003).  
Foto Verfasser



gebaut und es entstehen «Fenster», Einblicke in den Aufbau des Untergrundes (Abb. 8). Beim abgebauten Kies handelt es sich um so genannte Vorstossschotter, welche im Vorfeld des Gletschers abgelagert und danach vom Gletscher überfahren wurden. Dies ist durch eine unterschiedlich mächtige Moräne belegt, welche heute als Abraum (Abdeckung) im tieferen Grubenbereich deponiert wird.

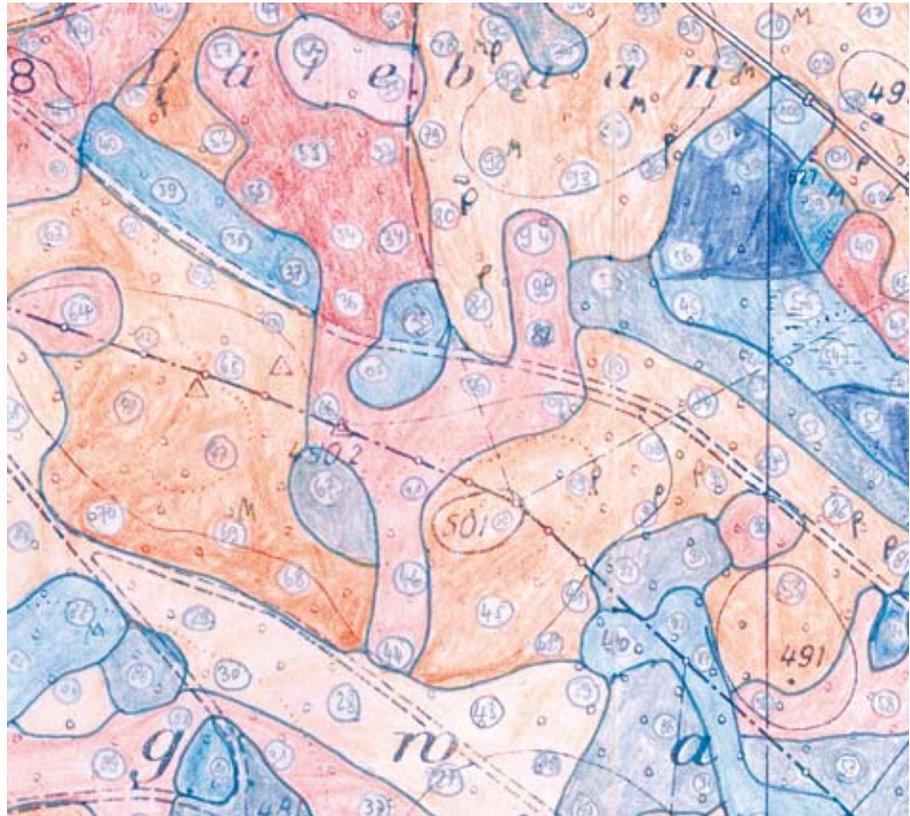
Wie meine Kartierarbeit gezeigt hat, ist jedoch das Ausgangsmaterial der Bodenbildung häufig nicht die Moräne. Diese wird flächig von periglazialen Deckschichten überlagert. Dabei handelt es sich um kaltzeitliche Fließerden (Soliflukationsdecken) und Lösslehm.

Im Mittelpunkt meiner unter der Leitung von Professor Heinz Veit durchgeführten Arbeit stand die flächenhafte Kartierung der Böden und deren Ausgangssubstraten im Grenzbereich von angeblichen Moränen der letzten Vereisung und Moränen älterer Vereisungen. Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Hypothese, dass es auf Moränen verschiedener Eiszeiten zu deutlichen Unterschieden in der Art und Mächtigkeit der Böden (Bodentyp, Entkalkungstiefen etc.) gekommen ist. Solche Unterschiede zwischen «Jung- und Altmoränengebieten» sind aus dem deutschen und österreichischen Alpenvorland gut belegt.

Auf der Basis von rund 800 ein bis zwei Meter tiefen Handbohrungen



Abb. 10:  
Die von Hand gezeichnete  
Bodenkarte; jede Bohrstelle ist  
mit der entsprechenden Nummer  
bezeichnet.

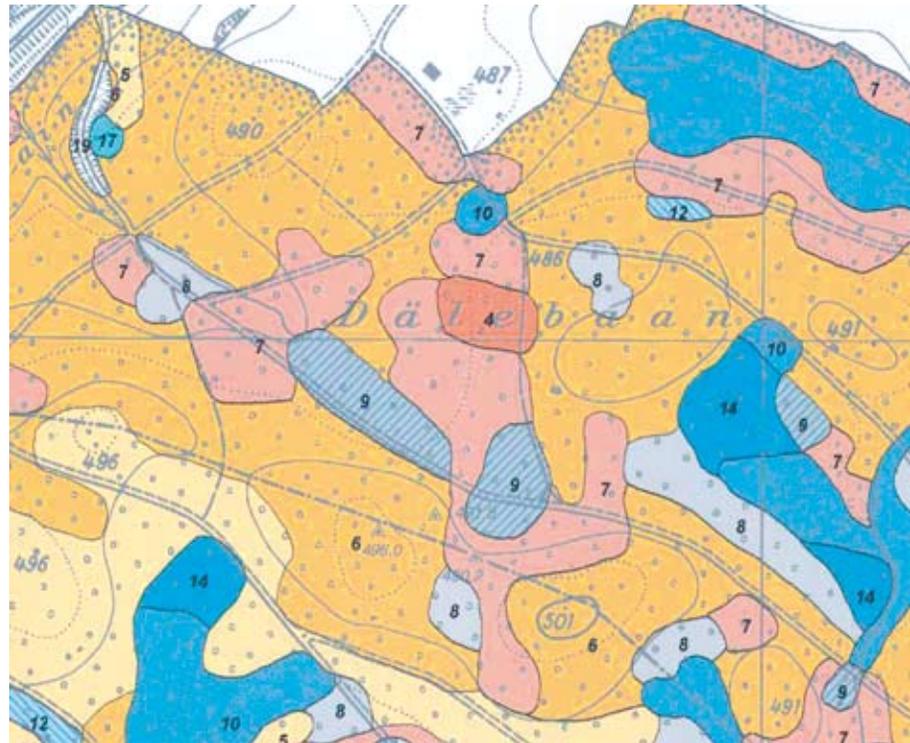


sich um Böden, welche durch Tonverlagerung vom Oberboden in den Unterboden charakterisiert sind. Dabei entstehen auffällige Tonanreicherungshorizonte, so genannte Bt-Horizonte.

In grauer Farbe sind Stauwasserböden, anders ausgedrückt Pseudogleye, dargestellt. Bei diesem Bodentyp kommt es an einer verdichteten Schicht (in rund 50 cm Tiefe) zeitweilig zu Wasserstau. Die blauen Farbtöne bezeichnen Gleye, Nassgleye und Anmoorgleye, welche unter ständigem oder zeitweiligem Grundwassereinfluss stehen.

Allein auf Grund der Bodentypen konnten nur bedingt Aussagen über verschieden alte Ausgangssubstrate im Untersuchungsgebiet gemacht werden. Dies kommt daher, dass für die Kartierung der Böden nur bis in 1 m Tiefe, in Einzelfällen bis in 2 m Tiefe, gebohrt wurde. Für die Fragestellung über das Alter des Ausgangsmaterials waren Aufschlüsse und gegrabene Bodenprofile hilfreich.

Abb. 11:  
Ausschnitt aus der mit Hilfe  
eines Computerprogramms  
erstellten Bodenkarte



#### 4.2. Bodenprofile

Ein derartiges breites Bodenprofil in einer alten, überwachsenen Kiesgrube wird hier näher vorgestellt. Dieses Leitprofil 1 steht stellvertretend für einen Grossteil des Untersuchungsgebietes.

Der Aufschluss (L1 auf Abb. 9) liegt ungefähr 400 m östlich ausserhalb der kartierten Fläche (jedoch innerhalb des älteren Wangenerstadiums) im Unterhang eines NW-SE-orientierten Hügelzuges (Moränenwall) im Gebiet «Chilchweg» bei Oberbipp. Die Böschung in der ehemaligen Kiesgrube wurde aufgekratzt und ein ca. 8 m breites, 4 m tiefes Bodenprofil freigelegt. Die Entkalkungstiefe liegt zwischen 3,20 und 3,50 m.

Beinahe steinlose, feinkörnige Sedimente überlagern eine skelettreiche Moräne. Der Kontakt verläuft wellenförmig und unregelmässig. An einigen Stellen, vor allem im rechten Profiltail, reicht die Moräne bis ca. 70 cm unter die Oberfläche. Im linken Profiltail findet sich eine feinkörnige Tasche, welche bis in 130 cm Tiefe reicht.

Abb. 12:  
 Gesamtansicht von Leitprofil 1,  
 alte Kiesgrube «Chilchweg», Ober-  
 bipp;  
 Koord. 619900/232450;  
 Höhe ü. Meer ~480 m;  
 Exposition Ost; Bodentyp: links  
 Pseudovergleyte Parabraunerde,  
 rechts Pseudogley-Parabraunerde.  
 Foto Verfasser



Abb. 13:  
 Seitenansicht von Leitprofil 1;  
 der Pfeil deutet die Entkalkungs-  
 tiefe an. Foto Verfasser



An diesem Profil ist zu erkennen, dass die heutige Bodenbildung nicht direkt in der Moräne stattgefunden hat. Auffällig ist die Unterteilung zwischen (periglazialen) Deckschichten und der Moräne.

Interpretation: Die wellenförmige Struktur der «Moräne» könnte als durch Kryoturbation entstandener «Würgeboden» interpretiert werden. Einzelne Steine sind eingeregelt, was die Verwürgungstheorie bestärkt. Im Dach der Moräne befindet sich ein fossiler Bodenhorizont (IllfBt), der den Rest eines ehemaligen Bodens andeutet. Die Bodenbildung mit Tonverlagerung deutet auf eine stabile Phase hin, während der genügend Zeit dafür vorhanden war. Mit einsetzender Abkühlung wurden Teile des damaligen Bodens erodiert (der Humushorizont fehlt) und unter periglazialen Bedingungen entstanden wahrscheinlich durch Kryoturbation die Taschen, die ihrerseits durch eingewehten Löss gefüllt wurden.

Die periglazialen Deckschichten unterscheiden sich von der Moräne zum einen durch den unterschiedlichen Steingehalt und zum anderen durch die Körnung des Feinbodens.

Mithilfe des Körnungsquotienten<sup>15</sup> kann die unterschiedliche Korngrößenverteilung im Leitprofil 1 klar aufgezeigt werden (Tabelle). Dieser errechnet sich aus der Summe von Mittelschluff (mU) und Grobschluff (gU) über der Summe von Mittelsand (mS) plus Grobsand (gS). Die Korngrößen wurden aus Laboranalysen ermittelt.

Je grösser der Körnungsquotient, desto grösser ist der Schluffanteil (Schluff ist die Korngrösse zwischen Sand und Ton) im Verhältnis zum Sandanteil. Deutlich treten die Werte der Moräne hervor, welche allesamt unter 1 liegen, im Gegensatz zum hohen Wert der Taschenfüllung, welche vor allem aus Lösslehm besteht, mit einem Wert von über 6.

*Tabelle:*

*Körnungsquotient (Feinbodenquotient) nach Alaily (1984) =  $mU+gU/mS+gS$*

Tiefe (cm)	Horizont	Lage	Körnungsquotient
-10	Ah	Deckschicht	5.12
-50	E	Deckschicht	5.34
-130	II SBvt	Deckschicht (Tasche)	6.22
-250	III fBt	Moräne	0.72
-320	III Cv	Moräne	0.34
-340+	III C	Moräne	0.84

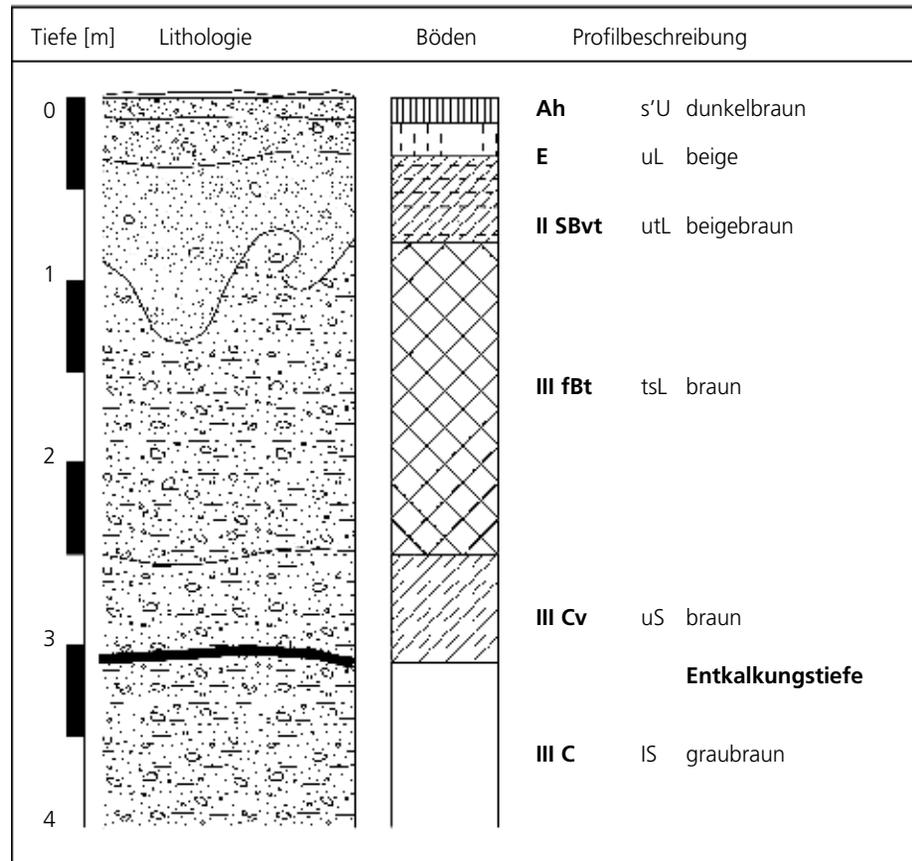
## 5. Schlussfolgerungen

Gemäss Fitze<sup>16</sup> sollen Bodenbildungen auf letzteiszeitlichen Ablagerungen eine Tiefe von 1 bis 1,50 m erreichen. Dies hat sich im Feldkurs des Geographischen Instituts vom Juni 2004 bestätigt. Böden innerhalb des Jüngereren Wangenerstadiums erreichten Entkalkungstiefen zwischen 1,20 und 1,60 m. Im Falle von Leitprofil 1 sowie in weiten Teilen des Untersuchungsgebietes fanden sich jedoch Entkalkungstiefen von 2 bis 4 m.

Die Beschreibung und Interpretation von Leitprofil 1 zeigt, dass es sich um mehrphasige Bodenbildungen handelt. Schon die enorme Entkalkungstiefe von über 3 m spricht für eine Bildungszeit, die nicht bloss das Holozän (die letzten 10000 Jahre) einschliesst. Leitprofil 1 zeigt typische Böden im Altmoränengebiet, wie sie auch in zahlreichen Bohrungen angetroffen wurden.

Eine mögliche Interpretation des Standortes Leitprofil 1 lautet: In einer älteren Vergletscherung erreichte der Rhonegletscher den Stand des Älteren Wangenerstadiums. Dabei überfuhr er seine eigenen Vorstossschotter und lagerte darüber seine Grundmoräne ab. Nach Abschmelzen des Eises wechselte das Klima, und in der darauf folgenden Warmphase wurde dieser Standort wieder bewaldet. In dieser (stabilen) Phase kam es zur Bodenbildung in der Moräne. Eine erneute Klimaverschlechterung liess

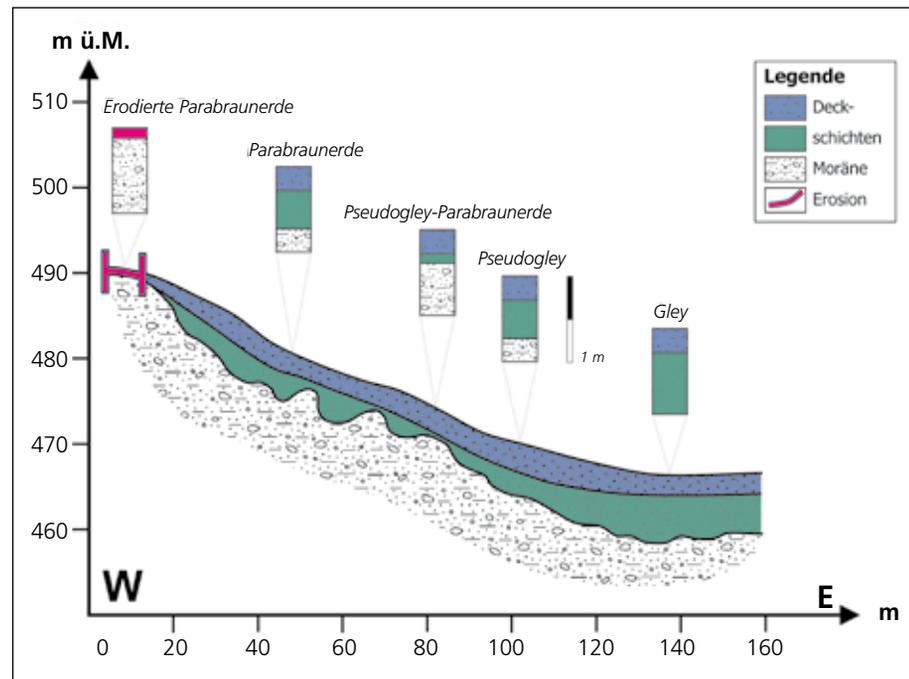
Abb. 14:  
Beschreibung des linken  
Profilteils von Leitprofil 1



die Gletscher wieder bis ins Alpenvorland vorstossen. Dieser Vorstoss erreichte den Standort jedoch nicht (Gletscher wahrscheinlich im Jüngeren Wangenerstadium). Das Periglazialklima führte jedoch stellenweise zum Abtrag des Bodens und durch Löss einwehung zur Überdeckung (Fossilisierung). In diese Zeit fällt die Bildung der periglazialen Deckschichten. Eine erneute Warmphase (die heutige Warmzeit) führte ihrerseits zur Ausbildung des heutigen Bodens. Die Abfolge von warm und kalt ist im Bodenprofil zu sehen und zeigt die Landschaftsgeschichte auf.

Die Hangabfolge in Abb. 15 widerspiegelt flächenmässig ungefähr die Hälfte des Untersuchungsgebietes. Das leicht coupierte Relief im Osten besteht aus Hügeln und Senken. Die Verbreitung der Böden ist zum einen abhängig vom Ausgangssubstrat, dieses wiederum steht in Relation zum Relief und der Reliefgeschichte.

Abb. 15:  
Hangabfolge der Bodenprofile



Die Arbeit im Längswald hat gezeigt, dass auf Grund der Entwicklungsstufen der Böden und auch der fossilen Bodenreste das Gebiet vor allem aus Altmoränenböden besteht. Über ein mögliches Alter der Moränen können nur bedingte Aussagen gemacht werden. Hierzu fehlt es noch an Untersuchungen und vor allem auch an exakten Datierungen. Gemäss mündlicher Mitteilung von Prof. Christian Schlüchter vom Geologischen Institut Bern sind die Längswaldmoränen im östlichen Teil des Untersuchungsgebietes zur Zeit der «Grossen Vergletscherungen» (Abb. 5) entstanden. Aus der neuen Gliederung (Abb. 6) resultiert, dass für die Bildung der Längswaldmoränen auch die vorletzte Vergletscherung in Frage kommt. Somit hätten die fossilen Bodenhorizonte in Leitprofil 1 eemzeitliches Alter (Eem = letztes Interglazial). Eindeutige Jungmoränen der letzten Eiszeit (LGM) sind nur im westlichsten und südwestlichen Teil des Untersuchungsgebietes auszugliedern.

Es wäre vermessen, die Resultate vom «Längswald West» auf den ganzen Oberaargau zu übertragen und zu behaupten, dass z.B. auch die Thunstettermoränen, da sie ausserhalb des Jüngeren Wangenerstadium liegen, vorletzteiszeitlich seien. Die Kartierung im Längswald war die erste

flächenhafte Erfassung aus diesem Gebiet. Wünschenswert wäre, weitere ähnliche Projekte zu lancieren und zusammen mit eventuellen Datierungen den Rätseln der Entstehung unserer Landschaft etwas näher zu kommen.

Die Zeit im Längswald war anstrengend, aufwändig und spannend. Die Begegnungen mit Forstleuten, Spaziergängern, Jägern und Tieren des Waldes werden mir in guter Erinnerung bleiben.

### *Literatur*

- Alaily F., 1984: Heterogene Ausgangsgesteine von Böden: Die Rekonstruktion und Bilanzierung von Böden aus heterogenen Ausgangsgesteinen. *Landschaftsentwicklung und Umweltforschung*, 25:236 S., 32 Abb., 45 Tab.; Berlin
- Binggeli V., 1963: Der Hard-Findling in Langenthal. *Jahrbuch des Oberaargaus* 8
- Binggeli V., 1971: Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung. *Jahrbuch des Oberaargaus* 14
- Binggeli V., 1982: Die Eiszeit im Oberaargau. Überblick über ein wesentliches Kapitel der Entstehungsgeschichte unserer Landschaft. *Langenthaler Heimatblätter* 1982
- Binggeli V., 1983: Geographie des Oberaargau. *Jahrbuchverlag Langenthal*
- Christen G., 1999: Pedogenese im Solothurnischen Gäu. Diplomarbeit, Geographisches Institut, Universität Bern
- Fitze P., 1987: Neue Hypothesen zur Bodenbildung auf Quartärablagerungen der Nordostschweiz. *Geographica Helvetica* Nr. 2
- Gerber E., Schmalz K.L., 1948: Findlinge. *Berner Heimatbücher* Nr. 34. Buchdruckerei Jordi, Belp
- Hildbrand K., 1990: Das Endmoränengebiet des Rhonegletschers östlich von Wangen a.A. Diplomarbeit Universität Zürich
- Ivy-Ochs S., 1996: The dating of rock surfaces using in situ produce  $^{10}\text{Be}$ ,  $^{26}\text{Al}$  and  $^{36}\text{Cl}$ , with examples from Antarctica and the Swiss Alps. Dissertation ETH Zürich
- Mailänder R.A., 2002: Stratified Soils on the Swiss Plateau. Inauguraldissertation Universität Bern
- Nussbaum F., 1911: Das Endmoränengebiet des Rhonegletschers von Wangen a.A. Separatabdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern (1910)
- Penck A. & Brückner E., 1901: Die Alpen im Eiszeitalter. Tauchnitz, Leipzig
- Preusser F. & Schlüchter C., 2004: Quartärstratigraphie des Schweizer Mittellandes. Aare und Emmental. Exkursionsführer der AGAQ-Tagung, 30.4.–2.5.2004 in Wasen i.E.
- Reinmann U., 2004: Böden und Deckschichten im Längswald. Pedologische Untersuchungen im Endmoränengebiet des Rhonegletschers. Diplomarbeit, Geographisches Institut, Universität Bern
- Schlüchter C. & Kelly M., 2000: Das Eiszeitalter in der Schweiz. Eine schematische Zusammenfassung. Stiftung Landschaft und Kies. Uttigen

- Veit H., Mailänder R., Vonlanthen C., 2002: Periglaziale Deckschichten im Alpenraum: Bodenkundliche und landschaftsgeschichtliche Bedeutung. Petermanns Geographische Mitteilungen, 146, 2002/4
- WEA (Wasser- und Energiewirtschaftsamt des Kantons Bern), 1984/1997: Grundlagen für Schutz und Bewirtschaftung der Grundwasser des Kantons Bern. Hydrogeologie Bipperamt. WEA, Abteilung Geologie, Bern
- Zimmermann H.W., 1962: Die Eiszeit im westlichen und zentralen Mittelland (Schweiz). Separatdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Heft 21, 1963
- Zimmermann H.W., 1969: Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus. Jahrbuch des Oberaargaus 12

### *Anmerkungen*

- 1 Binggeli 1983, 2. Auflage 1990
- 2 Zimmermann 1963, 1969
- 3 Hildbrand 1990, Christen 1999, Mailänder 2002
- 4 Schlüchter & Kelly 2000
- 5 Penck und Brückner 1901
- 6 Schlüchter & Kelly 2000
- 7 Schlüchter & Kelly 2000
- 8 Hildbrand 1990
- 9 WEA 1997
- 10 Christen 1999
- 11 Hildbrand 1990
- 12 Mailänder 2002
- 13 Binggeli 1983
- 14 WEA 1997
- 15 Alaily 1984
- 16 Fitze 1987

# Zur Baugeschichte des Schlosses Aarwangen

Daniel Möri

## 1. Ausgangslage

Viele Leser sind sicher schon am heutigen Schloss Aarwangen vorbeigefahren oder vorbeispaziert, oder sie sind davor gestanden und haben es nachdenklich betrachtet. Doch seit wann steht es eigentlich und warum, und wie hat es seither sein Aussehen verändert?

Der deutsche Dichter Friedrich Rückert hat um 1830 eine Ballade<sup>1</sup> verfasst, die auf unser Thema hinweist.

### *Chidher*

Chidher, der ewig junge, sprach:

Ich fuhr an einer Stadt vorbei,

Ein Mann im Garten Früchte brach;

Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?

Er sprach, und pflückte die Früchte fort:

Die Stadt steht ewig an diesem Ort,

Und wird so stehen ewig fort.

    Und aber nach fünfhundert Jahren

    Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;

Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,

Die Herde weidete Laub und Blatt;

Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?

Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:

Das eine wächst, wenn das andre dorrt;

Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren  
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,  
Ein Fischer warf die Netze frei,  
Und als er ruhte vom schweren Zug,  
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?  
Er sprach, und lachte meinem Wort:  
Solang als schäumen die Wellen dort,  
Fischt man und fischt man in diesem Port.  
    Und aber nach fünfhundert Jahren  
    Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum  
Und einen Mann in der Siedelei,  
Er fällt mit der Axt den Baum;  
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?  
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;  
Schon ewig wohn ich an diesem Ort,  
Und ewig wachsen die Bäum hier fort.  
    Und aber nach fünfhundert Jahren  
    Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut  
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.  
Ich fragte: seit wann ist die Stadt erbaut!  
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei!  
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:  
So ging es ewig an diesem Ort,  
Und wird so gehen ewig fort.  
    Und aber nach fünfhundert Jahren  
    Will ich desselbigen Weges fahren.

Anschaulich und kritisch beleuchtet hier der Verfasser die kurzsichtige Illusion einer zeitlosen bzw. geschichtslosen menschlichen Lebensweise (nur der mythische Erzähler Chidher erlebt Geschichte als zyklischen Verlauf). Dementsprechend fragen wir nun: Was konnte ein Betrachter

(etwa ein Wanderer, Reisender oder Soldat), welcher einst mit freiem Blickfeld oben an der heutigen Eyhalde stand, zu verschiedenen Zeiten allenfalls vom Schloss Aarwangen und seiner Brücke sehen? Letztere ist wichtig, denn in Aarwangen setzte die Burg am Fluss eine Brücke voraus und nicht umgekehrt. Die inneren baulichen Veränderungen fallen demnach ausser Betracht, und wir werden auf sie kaum eingehen.

## *2. Wechselnde Bilder*

### *2.1. Vom Flussübergang zur Burg*

Vor 1300 ist die Quellenlage für unser Vorhaben allerdings sehr ungünstig: Wir müssen uns also vor allzu spekulativen Angaben hüten. In den schriftlichen Quellen erscheint unser Bau als «burg», «vesti», «schlos» oder «hus». Um 3000 v. Chr. ist davon noch nichts zu sehen, stattdessen eine Naturlandschaft mit Fluss und Wald oder Wiesen; jedoch wohnen südwestlich des heutigen Aareübergangs in Sichtweite des heutigen Schlosses im «Gummen» bereits die ersten (historisch fassbaren) «Aarwanger» in einer Siedlung der Jungsteinzeit, wie die Funde von Walter Flükiger zeigen.<sup>2</sup> Ob sie schon mit Einbäumen die Aare überquerten, ist freilich ganz ungewiss.

Gegen Ende der Römerzeit, um 400 n. Chr., gibt es im Oberaargau schon zahlreiche Siedlungen. Deshalb sieht man an der Aare vielleicht eine Fähre, aber noch keine Burg. Kam der Passant von Langenthal her, so hätte er hingegen auf dem Muniberg rechts des Weges vermutlich einen römischen Wachturm,<sup>3</sup> oder dessen Reste erblickt; dieser hätte der Überwachung einer Verbindung zwischen Langenthal und Niederbipp gedient.

Im Frühmittelalter, um 700, verkehrt möglicherweise eine flossartige Fähre,<sup>4</sup> weil dort nördlich und südlich der Aare alemannisch/fränkische Siedlungen bestanden (archäologisch nachgewiesen).<sup>5</sup> Eine Holzburg ist an dieser Stelle damals unwahrscheinlich. Eine solche hätte aber ein Wanderer wohl am Moosberg im oberen Teil des Leuzigrabens entdeckt. Sie befindet sich im Wald in Deckung, ist also gut zu verteidigen. Die Burgstelle mit Burghügel und Wassergraben ist heute noch deutlich sichtbar. Max Jufer spricht von der klassischen Holzburg im Oberaargau.<sup>6</sup> Werner Meyer fragt sich, ob sie der Stammsitz der Herren von Aarwan-



Schloss und Brücke von Aarwangen. Kopie nach einem zwischen 1671 und 1677 gemalten Aquarell von Albrecht Kauw

gen gewesen sei.<sup>7</sup> Zwei Sagen behaupten übrigens, auf dem Moosberg sei ein «Raubritternest» gestanden und es habe dort ein «Freiherr» gehaust.<sup>8</sup> Es handelt sich hier quasi um einen ersten Nebenschauplatz unseres Themas.

Im Jahre 1212 gibt es sehr wahrscheinlich eine ähnliche Fähre, und möglicherweise erhebt sich da eine Holzburg zur Kontrolle und Beherrschung dieses Aareübergangs.<sup>9</sup> In dieses Jahr fällt nämlich die erste urkundliche Erwähnung eines adeligen Burgherrn: «her Burckart von Arwangen und

sin tochter Ita» vermachen dem Kloster St. Urban Wald, Ackerland und eine Wiese in Aarwangen und Umgebung.<sup>10</sup> Holzburgen sind damals nicht selten; sie sind wesentlich billiger als Steinbauten und in einem Bruchteil der Zeit zu bauen. Zu denken ist an einen Wehrturm, auf leicht aufgeschüttetem Boden stehend, bewohnt oder unbewohnt, möglicherweise umgeben von einer Vorburg mit Ökonomie- und Wohngebäude, gesichert mit einem Palisadenring und Wassergraben oder Sumpf.<sup>11</sup> Archäologische Beweise für Aarwangen liegen allerdings bis heute nicht vor.<sup>12</sup>

Kasser erwägt zwar, ob sich die Burg nicht doch im 13. Jahrhundert noch an der Stelle eines früheren römischen Wachtturms auf dem Muniberg befunden habe.<sup>13</sup> Das hätte den Vorteil gehabt, die Strasse von Langenthal nach Aarwangen, welche 1303 erstmals in einer Urkunde erscheint,<sup>14</sup> in angemessenem Abstand beaufsichtigen zu können. Ich halte das für eher unwahrscheinlich, denn für ihn fällt ein Holzbau als andere Möglichkeit nirgends auch nur in Betracht. – Das wäre dann allenfalls der zweite Nebenschauplatz unserer Betrachtung. Gottlieb Kurz stellt die interessante Frage, ob unsere Burg etwa zusammen mit Thun, Bern, Laupen, Gümmenen, Freiburg, Murten und Burgdorf Bestandteil eines militärischen Sicherungssystems der Zähringer gewesen sei.<sup>15</sup>

Im Jahr 1313 verbindet sicher eine hölzerne Brücke die beiden Ufer, sie wird als solche erstmals urkundlich erwähnt.<sup>16</sup> Sie liegt an der Grenze zwischen den Landgrafschaften Klein-Burgund und Buchsgau. Sie dürfte schon deswegen mit einer Brückenzollstation versehen sein, an welcher im Rahmen der wiederbelebten Geldwirtschaft Weggeld zur Finanzierung des Unterhalts erhoben wird. Ausserdem ist das Dorf Aarwangen – bereits 1255 als «villa Arwangen» belegt – wahrscheinlich schon Marktort.<sup>17</sup> Daneben befindet sich möglicherweise schon eine steinerne Burg. Solche sind damals schon verbreitet; sie enthält mindestens einen Bergfried (Hauptturm), sicherheitshalber mit nur einem Eingang in 11 Metern Höhe, und für die Besatzung nur bei Bedrohung bewohnbar.<sup>18</sup> In einer Urkunde taucht die Burg mit dem Bergfried aus Tuffstein allerdings erst 1339 auf, nämlich im Testament von Johann von Aarwangen,<sup>19</sup> das dieser ausstellte, bevor er ins Kloster eintrat; das sagt natürlich nichts über ihr tatsächliches Alter aus. Die Herrschaft Aarwangen geht dann 1341 auf Grund jenes Testamentes an die Freiherren von Grünenberg über. Spätestens seit 1331 befindet sich weit oberhalb der Burg

(westlich der heutigen Bahnstation) eine romanische «kapellen» aus St. Urban-Backstein (1950 freigelegt), urkundlich belegt im Zinsrodel Johannis;<sup>20</sup> sie ist nur für die Burgbewohner bestimmt, also eine Herrschaftskapelle, jedoch räumlich getrennt von der Burg; die Dorfbewohner müssen in der Regel die Kirche in Wynau benutzen.

Im Jahre 1375 sieht der Passant an der «vesti» wohl im Moment einige Zerstörungen, verursacht durch die in die Schweiz eingefallenen Gugler, räuberische Söldnerbanden aus dem Hundertjährigen Krieg; ihr Anführer Ingelram von Coucy hatte Quartier im Kloster St. Urban genommen. Er hatte alles Interesse daran, den Aareübergang zu erobern.<sup>21</sup>

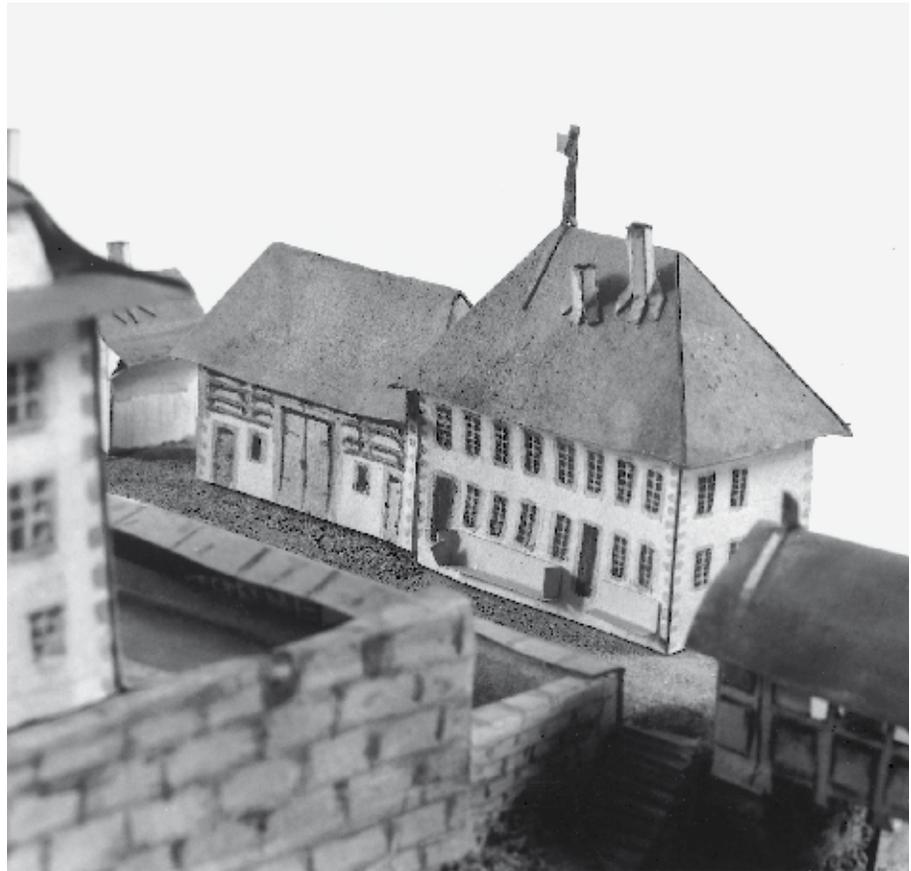
## 2.2. Das Landvogteischloss

1432 wechselt die Herrschaft Aarwangen nochmals den Besitzer: sie wird – wie im Mittelalter üblich – mit Land und Leuten der Stadt Bern verkauft.<sup>22</sup> Die Burg ist nun eine ausgebaute Wasserburg: Da steht der Bergfried mit rund 21 Meter hohem Mauerwerk, darauf ein überdachter Zinnenkranz. Er weist einen ungefähr quadratischen Grundriss von 8 bis 9 Metern Seitenlänge und Mauerstärken von bis zu 2,5 Metern auf. Er dient zur Sicherung der wehrtechnisch ungünstigen Südseite; parallel zur schützenden Aare liegt, baulich von ihm getrennt, der so genannte Palas, ein Wohntrakt. Das Leben darin dürfen wir uns aber auf keinen Fall wie eines in einem Palast vorstellen; das Wohnen in einer Burg war bis zum Beginn der Neuzeit im 16. Jahrhundert alles andere als komfortabel. Die Burg umgibt auf der Landseite ein hufeisenförmiger Mauerwerk mit einem Zinnenkranz. An der Nordwestecke sichert ein Eckturm Strasse und Brücke; sein Zinnenkranz trug ursprünglich ein Dach. Der Eingang zur ganzen Anlage befindet sich in einem im Grundriss ebenfalls quadratischen und mit Zinnen besetzten Torturm an der Ostseite der Festung. Eine Zugbrücke davor überspannt den ebenfalls hufeisenförmigen Wassergraben. Vor diesem erstrecken sich mehrere Weiher als zusätzliches Hindernis und für den Fischfang.<sup>23</sup>

Aarwangen ist damit Hauptort der neuen Landvogtei geworden. 1478 erhält es in der bernischen Gewerbeordnung als Marktort sogar das Privileg für den Handel mit Salz, Eisen, Stahl und Tüchern. Das fördert natürlich den Verkehr über die Brücke. Nach dem Dorfbrand von 1515 lief ihm jedoch Langenthal rasch den Rang ab und der Markt ging ein.<sup>24</sup>

Im 16. Jahrhundert tritt dem Betrachter ein Bauwerk entgegen, das Bern

Modell des Zollhauses Aarwangen um 1815. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald Kirchlindach



seit 1550 als Verwaltungs- und Wohnanlage für den Landvogt vergrössert umgebaut hat. Zu diesem Zweck wird der ja ursprünglich frei stehende Bergfried an der West-, an der Nord- und an der Ostseite mit direkten, verschieden hohen Anbauten umgeben, sodass schliesslich nur noch die Südseite frei bleibt. Vorübergehend steht vor dem Hauptturm eine Zeit lang ein kleineres, frei stehendes Kornhaus, welches im Erdgeschoss möglicherweise den Pferdestall beherbergt. Das Gesamtergebnis des Umbaus gibt das schöne Aquarell von Albrecht Kauw aus dem 17. Jahrhundert wieder; der Künstler sitzt dabei quasi in einem Boot auf dem Fluss westlich der Brücke (vgl. Abb. S. 156).<sup>25</sup> Der mittelalterliche Palas musste im Rahmen der ganzen Umgestaltung verschwinden.<sup>26</sup> Die Brücke ist seit spätestens 1577 gedeckt.<sup>27</sup> Von 1581 an sieht man auf der dem Schloss gegenüberliegenden Strassenseite ein steinernes

Zollhaus – den Kern des heutigen Gasthofs zum Bären.<sup>28</sup> 1577 erhält der Staat mit dem Bau der Kirche im Nachgang der Reformation oberhalb der Eyhalde nicht weit vom Schloss einen weiteren Repräsentationsbau im Dorf: Baumeister Antoni Stab passt das Turmdach des spätgotischen Gotteshauses mit der Käsbissenform umsichtig demjenigen des Bergfrieds der Burg und der Kirchen der näheren Umgebung an; sogar die Firstbalken der beiden Aarwanger Türme verlaufen ungefähr in gleicher Richtung, und der Kirchturm erhält wie der grosse Schlossturm Dachfenster. Zwanzig farbige Glasscheiben, gestiftet von Mitgliedern der Berner Regierung und von Landvögten, schmücken allmählich die Kirchenfenster; sie unterstreichen somit augenfällig die enge Verbindung zwischen Schloss bzw. Staat und Kirche in Aarwangen. Der Landvogt erhält denn auch in der Kirche einen eigenen Stuhl;<sup>29</sup> er konnte so gleich mithören, ob der Geistliche im Sinne der Regierung predigte und informierte. Der Pfarrer ist nämlich neben dem Landvogt der zweite Vertreter der bernischen Obrigkeit, und zwar auf Gemeindeebene. Die Errichtung dieser Kirche war zugleich ein Schachzug<sup>30</sup> gegen das Kloster St. Urban mit seinen Ansprüchen auf den Kirchensatz von Wynau und die Kaplanei Aarwangen (der Kirchensatz war das Recht, die Kirche zu beaufsichtigen und den Pfarrer einzusetzen). Die Kapelle selbst bleibt interessanterweise aber noch bis mindestens 1715 stehen.<sup>31</sup>

Auch das 17. Jahrhundert bringt deutliche Veränderungen: Der Bergfried wird aus taktischen Gründen 1624/25 auf die heutige Höhe von 32 Meter hinauf vergrössert; die ursprüngliche Höhe ist mit ihrem mittelalterlichen Buckelquadermauerwerk noch heute zu erkennen. Im obersten Teil sollen Löcher zum Abfeuern gröberer Geschütze auf der Artillerieplattform dienen. Die beiden Renaissance-Giebel des Turmdachs erhalten zur Verzierung je drei grosse Steinkugeln.<sup>32</sup> Die Brücke wird an beiden Eingängen mit Gattern gesichert. Schliesslich wird gleichzeitig auf dem Nordufer der Brücke ein Wachturm mit Mauer errichtet. 1643 wird neu ein schlanker Treppenturm oder «Schneggen» an die Gebäude östlich des Bergfrieds angebaut: er ist mit einem spitzen Giebeldach versehen und besitzt ein Renaissanceportal. Über diesem erkennt man ein in Stein gehauenes «Bärnrych», das Wappen Berns mit der Reichskrone;<sup>33</sup> damit wagt sich sozusagen die Renaissancearchitektur in den Oberaargau. Spätestens seit ca. 1670 sieht der Betrachter von der Brücke aus an der Nordfassade des Schlosses das farbige Bernerwappen aufgemalt.<sup>34</sup> 1616

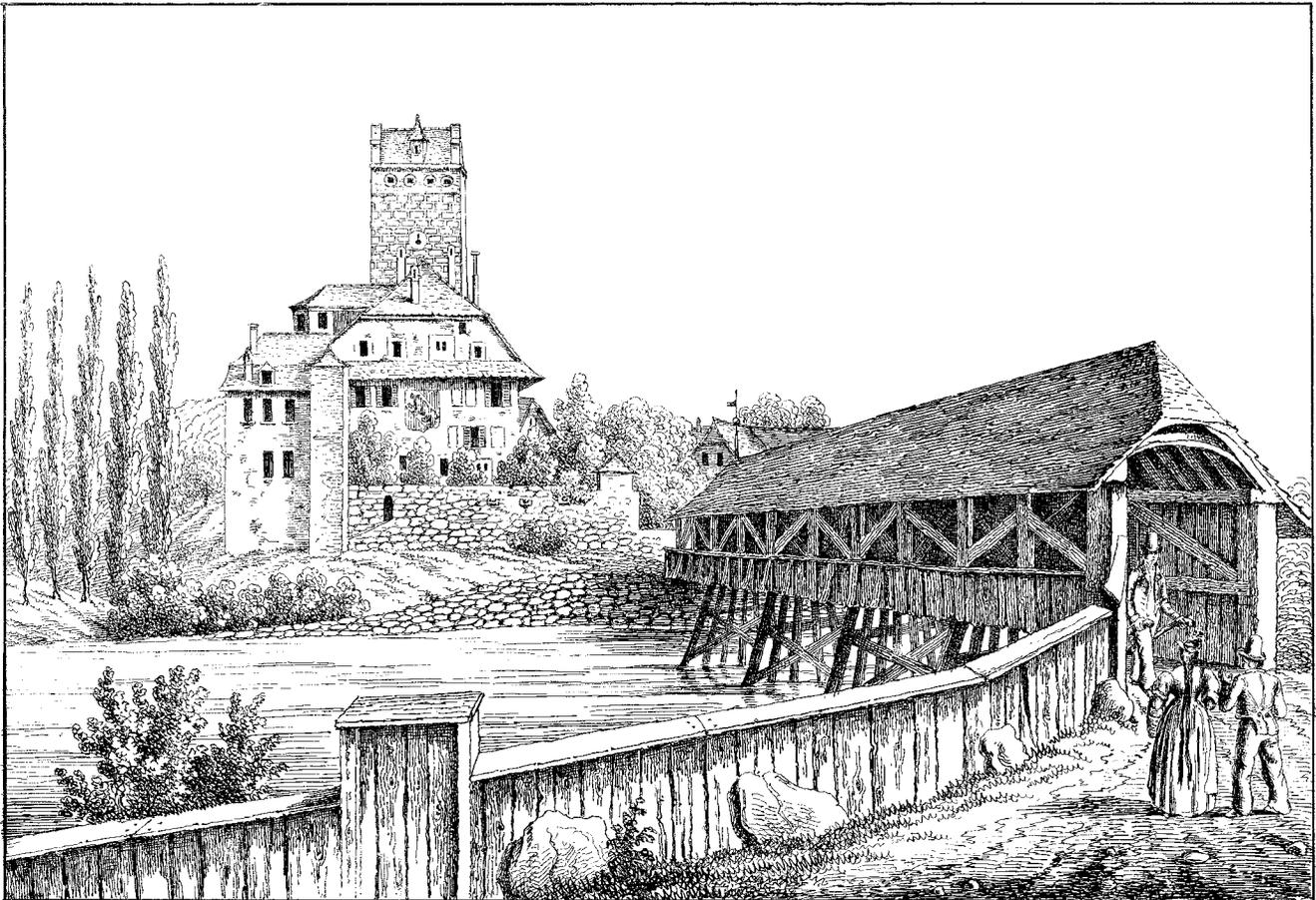
schon hat die Obrigkeit an der Ostseite der Eyhalde auf halber Höhe ein grosses, steinernes Kornhaus errichten lassen; es musste allen Passanten auffallen und hatte wohl auch Symbolwert. Schliesslich folgte aus Raumentnot 1762 noch das kleine steinerne Kornhaus vis-à-vis (im 19. Jahrhundert wurde es als Vorsteherhaus des Knabenheims genutzt).<sup>35</sup>

Doch ab Mitte des 18. Jahrhunderts verliert das Schloss einen Teil seines Gesichts: 1746 wird der Zinnenkranz der Mauer entfernt. Der auffällig gewordene Nordwestturm – er hat unter anderem als «kefiturm» gedient – wird nicht mehr repariert, sondern nach 1778 abgerissen. Nur sein Unterbau ragt bis heute noch sichtbar aus der strassenseitigen Schlossmauer. Ebenfalls im 18. Jahrhundert ersetzt man die hölzerne Fallbrücke über den Burggraben durch eine feste steinerne.<sup>36</sup> Als Kuriosum lässt der Landvogt um 1705 oben am Moosberg südwestlich des heutigen Bauernhauses ein «Jagdschlössli» bauen<sup>37</sup> – es gleicht etwas einem ländlichen Stöckli. Der Landvogt ist dort vor unbefugten Hörern und Beobachtern besser geschützt als im Schloss. Das Gelände ist schon 1331 im Zinsrodel als «an dem Mosiberge» genannt worden.<sup>38</sup> Eine Sage bezieht sich darauf: «Auf dem Moosberge in der Gemeinde Aarwangen hausten in den zwei einander gegenüberstehenden Gebäuden, Schloss genannt, zwei feindliche Brüder, deren Hass so weit ging, dass sie einander im gleichen Augenblick erschossen. Seither hört man oft einen Knall wie vom Schusse, hört sie im Spigwalde jagen oder sieht sie mit ihren weissen Pferden in der grossen Kutsche zum Hofe hineinfahren.»<sup>39</sup> Diese Erzählung widerspiegelt mit den Motiven des Duells und der noblen Kutsche in der Tat eine eher aristokratische Welt.

Diese Welt bricht mit der Revolution von 1798 ein: Das Schloss erfährt den «Zorn des Volkes». Das Schlossbuch berichtet: «In dieser Zeit ward das Schloss übel misshandelt, im inneren die Zimmer verändert, verunreinigt, im Aeusseren die Mauern des Schlossgrabens von der Aare biss vorn in die Mitte niedrigerissen, sogar der Thurm sollte abgebrochen werden.»<sup>40</sup>

### *2.3. Der Verwaltungsbau des 19. und 20. Jahrhunderts*

So weit kommt es dann aber doch nicht. Allerdings zwingt die Raumentnot die bernischen Behörden in der Helvetischen Republik dazu, so genannte Nationalgüter wie das Schloss Aarwangen zu verkaufen. Die Käufer waren drei Bürger aus Herzogenbuchsee; der Kaufvertrag trägt als Devise die Inschrift «Freiheit und Gleichheit», denn solche können



Schloss Aarwangen mit Brücke  
vom Nordufer der Aare.  
Stich von J. F. Wagner, um 1840

die drei nun eben beanspruchen und praktizieren.<sup>41</sup> Freilich dauert der neue Zustand nicht sehr lange: Unter der neuen Mediationsordnung seit 1803 kauft die Berner Regierung den mittlerweile verödeten Bau 1805 im Rahmen ihrer Restaurationsbemühungen zurück. Die drei Herren sollen dabei ein gutes Geschäft gemacht haben. Gleichwohl ist spätestens seit 1815 die strategische Verbindung zwischen Festung und Brücke zerschnitten, weil das Schloss von jetzt an kaum mehr militärischen Wert besitzt, während die Brücke ihn bis ins 20. Jahrhundert behält.

Das fortschrittsfreudige 19. Jahrhundert bringt nachher am Schloss fortschreitenden Abbau: Nach 1808 werden der Torturm und die Brücke über den Graben entfernt zu Gunsten einer «bequemen» Zufahrt in

Form eines Dammes.<sup>42</sup> Das Modell von Karl Anton von Lerber von 1818<sup>43</sup> veranschaulicht diesen Zustand. Wegen der Aufhebung der Binnenzölle im Kanton Bern 1836<sup>44</sup> wird die Zollstation geschlossen. Damit verschwindet die sehr alte Bindung zwischen Schloss und Brücke. Dieses bleibt jetzt nur noch Verwaltungs- und Gerichtssitz sowie Gefängnis des Amtsbezirks, nach 1844 nur noch Gerichtssitz und Gefängnis;<sup>45</sup> die Gewaltentrennung wird sozusagen auch räumlich vollzogen.

Im Zusammenhang mit der Strassenverlegung um 1840 verschwinden sogar Mauern und Gräben; die Umgebung des Schlosses wird damit sehr stark umgestaltet.<sup>46</sup> Je nach Standpunkt des Betrachters kann man darin eine zweckmässige Modernisierung oder eine ärgerliche Trivialisierung wahrnehmen. Das Gleiche gilt für den Abbruch der gedeckten Holzbrücke, die J. F. Wagner um 1840 noch in seinem Stich von der linken Flussseite aus festgehalten hat.<sup>47</sup> Sie war in den vergangenen Jahrhunderten mehrmals eingestürzt oder schwer beschädigt worden. Heute noch erinnert z.B. eine zeitgenössische Steintafel an der westlichen Schlossmauer vor der Brücke an den Teileinsturz von 1758: «Der halbe Theil von dieser Brug ist den 25. July A.1758 Morgens um halb 3 Uhren während der Amts Praefektur dess Wohledelgeborenen und hochgeehrten Juncker Landvogt Karl Manuel allhier bey grosser Wassergrösse mit starkem krachen eingesunken.» 1887–89 wird das im Unterhalt teure alte Bauwerk durch eine ungedeckte solidere Eisenkonstruktion ersetzt. 1907 tritt dem Wanderer eine neue Dynamik mit Bahn, Bahngeleisen und Leitungsmasten entgegen.<sup>48</sup> Das «Bipperlisi» lädt ihn zur Fahrt über den Fluss ein.

Der «Schlossherr» und damalige Gerichtspräsident Paul Kasser – er wohnte zu jener Zeit dort – hält zu Beginn des 20. Jahrhunderts Rückschau und Umschau:<sup>49</sup>

«Die Entwicklung der alten Feudalherrschaft Aarwangen zur Landvogtei und zum Amtsbezirk spiegelt sich in der baulichen Entwicklung des Schlosses wider. Aus der Burg, deren ganze Anlage auf den im Verhältnis zur mittelalterlichen Kriegstechnik starken Wehrbau Rücksicht nahm, entstand das landvögtliche Schloss, ein herrschaftliches Wohnhaus, das sich – wie jene Zeit überhaupt – das mittelalterliche Aussehen möglichst bewahrte. Konnte man sich über seinen Kriegswert bei den Fortschritten der Feuerwaffen auch schon in der altbernischen Zeit keinen Illusionen hingeben, so war es doch noch fest genug, um die mittelalterlichen Traditionen gegen innere Angriffe verteidigen zu helfen, um als Stütz-

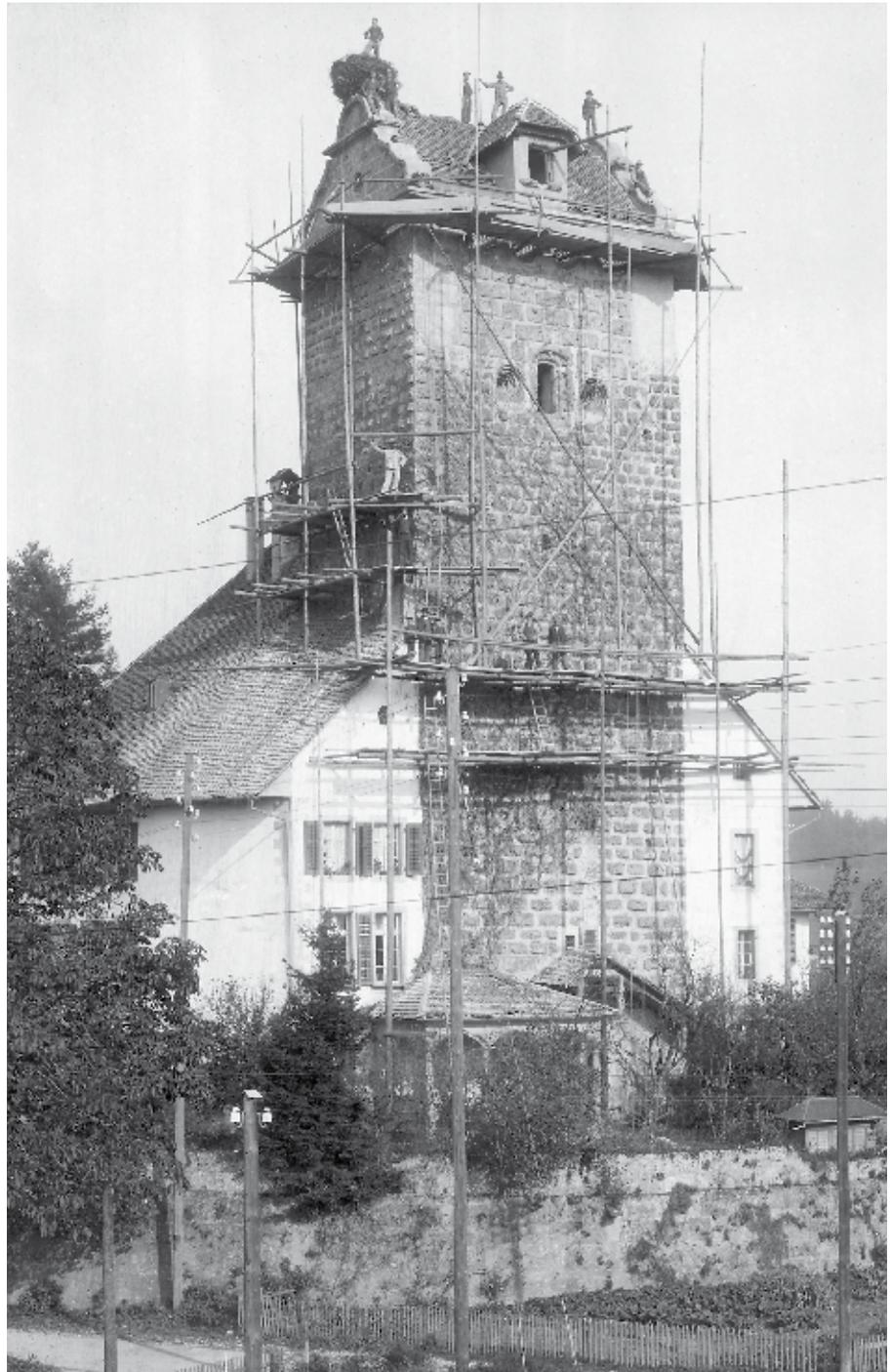


Postkarte mit der Eisenbahnbrücke für Strasse und Bahn, um 1910

punkt der innern Politik zu dienen. Erst das 19. Jahrhundert sprengte die Mauern, stiess den geschlossenen Torbau ein, füllte den Graben aus und machte das Schloss zum offenen Hause.

Wo Schloss und Ortschaft den gleichen Namen führen, pflegt man sich das Schloss in dominierender Lage zu denken. Das ist bei Aarwangen nicht der Fall. Das Dorf liegt an der oberen Terrasse des südlichen Aareabhanges, das Schoss dient unten an der Aare als Brückenkopf. Während auf der Westseite die Staatsstrasse vorbeiführt, stösst das Schloss ostseits an den Baumgarten, und die Südseite wird durch das breite Geäst der mächtigen jahrhundertealten Linde halb verdeckt. Der einzige Zugang befindet sich auf dieser Seite, unmittelbar bei der Südostecke. Der rebenumrankte, grosse Turm, seit Jahren der Sitz eines Storchenpaares, stellt seine freie Südfront dem Vorgelände entgegen; die drei andern Turmseiten sind bis auf halbe Höhe vom Wohngebäude

Schloss Aarwangen,  
Fassadenrenovation 1901,  
Turm mit Storchennest.  
Fotos aus der Sammlung  
A. Arnold-Marti, Aarwangen





Aarwangen. Schloss- und Schürhofgebiet. Luftaufnahme 1937

umbaut, dessen gewaltiges Satteldach mit der First auf die Nordfront des Turmes stösst. An diesen Hauptbau des Wohnhauses schliesst sich nach Osten ein um ein Stockwerk niedrigerer Anbau an, welcher die Nordostecke der Schlossumfassung ausfüllt. Ein Treppenturm im Winkel zwischen Hauptgebäude und Anbau verbindet die einzelnen Stockwerke. Der Hauptturm enthält heute unbenutzte Gefängniszellen, das Erdgeschoss und der Estrichraum des Hauptgebäudes die Gefängniszellen des Richteramtes, die beiden mittleren Geschosse die Wohnungen der Beamten. Im Erdgeschoss des Anbaus sind Archiv und Gefangenenwärterwohnung, im ersten Stockwerk Bureauräumlichkeiten untergebracht.

Der nicht überbaute Raum zwischen Gebäuden und Umfassung wird im südöstlichen Teil vom Schlosshof, im übrigen vom Schlossgärtchen eingenommen.»

Im 20. Jahrhundert wird die freie Sicht des Passanten an der Eyhalde durch Neubauten eingeschränkt; er muss sich je nachdem hinunter vor die Anlage begeben. Wegen des Storchennestes hiess der Hauptturm im Volksmund einfach «der Storche». Nach dem Ersten Weltkrieg muss auch dieses Wahrzeichen verschwinden, «weil es mit der Zeit zu mächtig wurde und das Dach beschädigte». 1935 fällt die grosse Linde vor dem Schloss, die Kasser erwähnt,<sup>50</sup> einem Sturm zum Opfer,<sup>51</sup> für einmal wieder ein Eingriff der Naturgewalten ins Erscheinungsbild.

1960–62 bringt eine grosse Renovation dem Treppenturm das ursprüngliche spitze Dach zurück, dem Bergfried die Wetterfahnen, und die Steinmetzarbeiten werden erneuert.<sup>52</sup>

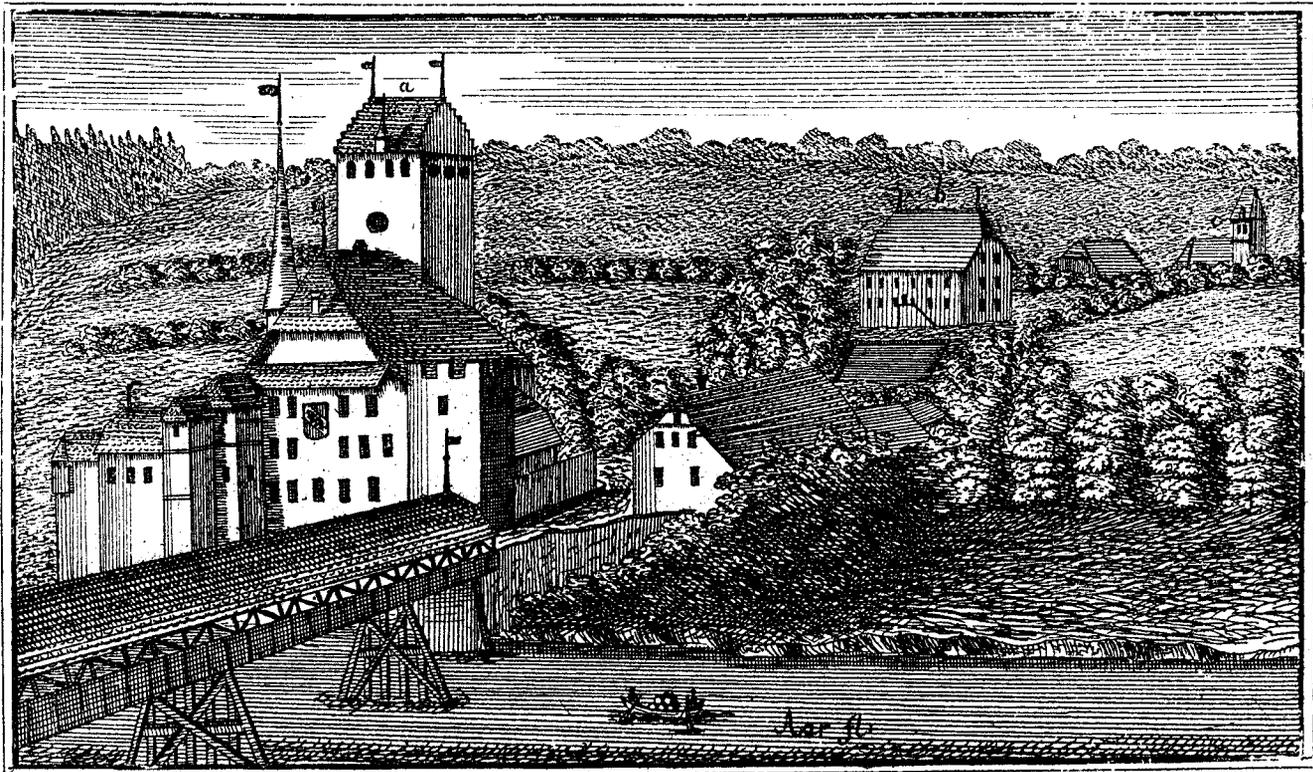
Um 1968 wird das «Jagdschlössli» am Moosberg abgebrochen, «es sei eben sehr alt gewesen».<sup>53</sup>

Bis 1996 wehte aus dem Gefängnisteil im Parterre jeweils eine weisse Fahne, wenn er keine Insassen beherbergte; mit der Aufhebung des Gefängnisses 1997 verschwindet diese Tradition endgültig. Ebenfalls 1997 werden Strassen- und Eisenbahnbrücke, die Erstere als Autobahnzubringer, durch eine breitere Neukonstruktion, im untern Teil in roter Rostschutzfarbe, ersetzt;<sup>54</sup> so erhält Aarwangen, allerdings nur vorübergehend, während der Bauarbeiten wieder wie in alter Zeit für den Personenverkehr eine Fähre.<sup>55</sup>

«Und aber nach fünfhundert Jahren  
Will ich desselbigen Weges fahren.»

### 3. Historische Zusammenhänge

Es liegt uns fern, in ein abgegriffenes Lob der Vergangenheit zu verfallen. Indessen kommen wir nicht um die nüchterne geschichtliche Feststellung herum, dass um den Flussübergang von Aarwangen in Jahrhunderten etwas aufgebaut wurde, was ab ungefähr 1815 aus seinen verschiedenen politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und militärischen Bindungen allmählich gelöst worden ist – aus Gründen, die wir schon dargelegt haben. Es ist sogar möglich, dass infolge der Justizreform von 2004 das Schloss seine letzte alte Funktion als Gerichtssitz verliert.



*Aarwangen.*  
*a Schloss b Kornhaus c die Kirch*  
*C. G. et P. Magist. Bernens.*  
*a Chateau b Grenier c l'Eglise.*  
*J. L. Nöthiger excud. Berna.*

Schloss Aarwangen.  
 Stich von J. L. Nöthiger, um  
 1750

Es handelt sich, bildlich ausgedrückt, um ein Bautengeflecht, das in vier Phasen entsteht: Die erste umfasst die vier Knoten Aarebrücke, Hauptturm, Graben und Zugangsbrücke; die zweite die drei Knoten Palas, Eckturm und Torturm sowie extern die Kapelle; die dritte die zwei Knoten Verwaltungs- und Wohnumbauten sowie «Schnegg»; und die vierte fügt das Zollhaus, die Kirche, die beiden Kornhäuser und das Jagdschlössli als abschliessende fünf Bestandteile hinzu. Insgesamt sind es also bis 1762 deren 15. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt danach der Abbau der Knoten und der Verbindungsstränge, oder diese werden zertrennt.

Übrig bleibt heute, wo die Kapelle und das Jagdschlössli ja schon verschwunden sind, zunächst eine Art Gemenge von Bauten wie Brücke,

Schloss, Zollhaus (privatisiert und umgebaut), Kornhäusern (das grosse in Gemeindebesitz, das kleine zum Verkauf stehend und umgebaut) und Kirche, welches aus funktional fast unverbundenen Bestandteilen besteht. Sie stehen sozusagen einfach nebeneinander da. Das kann man beklagen, doch historisch gesehen ist der point of no return strukturell nun einmal erreicht, obgleich das Ereignis von 1805 auf den ersten Blick das Gegenteil zu beweisen scheint. Aber schon die Tatsache, dass die Privatisierung rechtlich überhaupt möglich geworden war, ist entwicklungsgeschichtlich viel schwerwiegender.

Wir sollten uns fragen, ob eine neue, andere Verbindung entstehen könnte, etwa indem man diese Bauten als Baugruppe betrachten würde, wie dies in Nöthigers Stich<sup>56</sup> schon um 1750 angedeutet wird, weil sie das Gesicht des Dorfes Aarwangen geprägt hat – so wie es auf ihre andere Art Tierlihaus, Mühlebauten, Pfarrhaus und Amthaus leisten. Eine tiefe Luftaufnahme könnte dies wohl verdeutlichen. So gesehen, gehören sie wenigstens historisch-ästhetisch zusammen, und das wäre dann eine neue nennenswerte Funktion.

### *Quellen*

- Angaben der Denkmalpflege des Kantons Bern, 2004, und von Thomas Aeschlimann, Aarwangen (Moosberg), 2004  
Fontes rerum bernensium, Berns Geschichtsquellen, Bern 1883–1956  
Kauw Albrecht, Schloss Aarwangen, Aquarell, undatiert [2. Hälfte 17. Jahrhundert], Bernisches Historisches Museum, Inv.-Nr. 26086  
Museum Langenthal, Geschichtliche Abteilung  
Nöthiger J(ohann) L(udwig), (Sammlung von Burgen und Schlössern im Kanton Bern), 1742–1747, Bürgerbibliothek Bern  
Die Rechtsquellen des Kantons Bern, 1. Teil, Band 8, und 2. Teil, Band 10. Aarau 1966/67 und Basel 2001  
Urkunde im Staatsarchiv Bern betr. Vertrag von 1432, gedr. in: Rechtsquellen des Kantons Bern, II, 10, S. 62 f.  
J.F. Wagner, Burgen und Schlösser und Ruinen der Schweiz, nach der Natur gezeichnet von J. F. Wagner, Kanton Bern, 44 Ansichten, Bern 1838 ff.

### *Darstellungen*

- Aarwangen, Berner Heimatbücher, hrsg. v. August Hertzog und Ernst Moser, Bern 1968  
Aarwanger Dorfzytig, Aarwangen 1997

- Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Fundstellen, Internetpublikation, 2002  
Archäologischer Dienst, Mitteilungen von Daniel Gutscher, 2004  
Audétat Emil, Verkehrsstrassen und Handelswege Berns im Mittelalter, Langensalza 1921  
Baumann Max, Fähren, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Internetpublikation, 2002  
Dubler Anne-Marie: Aarwangen (Gemeinde), in: Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 1, S. 47/48. Bern 2002  
Fastnacht A., Burg Grenchen, Bettleschloss, Internetpublikation 2002  
Flatt Karl H., Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II, JbO 1971  
Flükiger Walter, in: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, 45. und 46. Jahrgang 1965 und 1966, Bern  
Furger Andreas u.a., Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter, Zürich 1996  
Handbuch der historischen Stätten, Schweiz und Liechtenstein, Stuttgart 1996  
Historisches Lexikon der Schweiz, Bern 2002 ff. (Internetpublikation 2001 ff.)  
Jahn Albert, Des Kantons Bern deutschen Theils, antiquarisch-topografisch beschrieben mit Aufzählung der helvetischen und römischen Altertümer..., Bern 1850  
Jufer Max, Aarwangen, Ein Gang durch die Geschichte bis 1432, in: Aarwangen, Berner Heimatbücher, Bern 1968  
Jufer Max, Die frühesten Burgstellen im Oberaargau, JbO 1999  
Kaiser Reinhold, Frankenreich, Gesellschaft und Wirtschaft, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Internetpublikation 2004  
Kasser Paul, Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, 2. Auflage, Langenthal 1953  
Kurz Gottlieb, der Übergang der Herrschaft Aarwangen an Bern 1432, JbO 1965  
Leuenberger Walter, Sagen aus Bannwil und Umgebung, Bannwil, o.J.  
Meyer Werner/Widmer Eduard, Das grosse Burgenbuch der Schweiz, Zürich 1971  
Moser Ernst, Die Kirche Aarwangen 1577–1977, Aarwangen 1977  
v. Mülinen Egbert Friedrich, Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern deutschen Theils, (ab Heft 5 fortgesetzt von Wolfgang Friedrich v. Mülinen), Bern 1879–1893  
Pfister Christian, Geschichte des Kantons Bern seit 1798, Band 4, Bern 1995  
Rückert Friedrich, Gedichte, Stuttgart 1988  
Sagen der Schweiz, herausgegeben von Peter Keckeis, Band Bern, Zürich 1986

### *Anmerkungen*

- 1 Rückert, Gedichte, S.133 f.
- 2 Flükiger, Jahrbuch, 1965/66, S. 249 ff. Vor 4000 Jahren gab es schon eine mesolithische Siedlung im heutigen Meiswil; ebd., S. 361 ff.
- 3 Jahn, Kanton Bern, S. 453 f.
- 4 Baumann, Fähren. HLS
- 5 vgl. Jufer in: Aarwangen, BHB, S. 5; Flatt JbO 1971, S. 26 f., und Handbuch der historischen Stätten, Schweiz, S. 45, 376 u. 450. – Die Unterscheidung zwischen

- alemannischen und fränkischen Siedlern ist schwierig: Furger, Schweiz, S. 157 ff., und Kaiser, Frankenreich (HLS)
- 6 Jufer, JbO 1999, S. 49
- 7 W. Meyer, Burgenbuch, S. 252; dabei Irrtum: «Bützberg» statt richtig «Moosberg»
- 8 Leuenberger, Sagen, S. 4, und v. Mülinen, Beiträge, S. 8 f.
- 9 Audétat, S. 67
- 10 Fontes II, S. 51 ff.; das Urbar von St. Urban, welches diese Angabe enthält, stammt allerdings erst aus dem 15. Jahrhundert.
- 11 Archäologischer Dienst Kt. Bern, Fundstellen: Pieterlen, Burg, 2002. A. Fastnacht, Burg Grenchen, Bettleschloss, 2002 (beide Dokumentationen im Internet).
- 12 Mitteilung des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2004
- 13 Kasser, S. 229 f.
- 14 Audétat, S. 68, A. 2
- 15 Kurz, JbO, S. 62; zur Brücke: S. 60
- 16 Fontes IV, S. 542
- 17 Fontes II, S. 389 (lateinischer Text); die oft angegebene Datierung 1267 ist falsch; zum Markttort: Dubler, Aarwangen (HLS)
- 18 Kasser, S. 229 f.
- 19 Fontes VI, S. 458
- 20 ebd. V, S. 83 ff.
- 21 Kasser, S. 21 f.
- 22 Urkunde Staatsarchiv Bern, Sol. Wbl. 1829, S. 596
- 23 Kasser, S. 214 ff.
- 24 Dubler, Aarwangen (HLS) und Rechtsquellen, II, 8, S. 7
- 25 Kauw, Aarwangen
- 26 zum ganzen Umbau vgl. Kasser, S. 232 ff.
- 27 Kurz, S. 60, mit Verweisen auf Thomas Schoepfs Beschreibung der Vogtei Aarwangen von 1577
- 28 Kasser, S. 262
- 29 Moser, S. 18 f.
- 30 Aarwangen, S. 16
- 31 Moser, S. 11
- 32 Kasser, S. 222 u. 230 ff.
- 33 ebd., S. 233 ff.
- 34 Kauw, Aarwangen
- 35 Kasser, S. 265 f. Seit 1571 ist auch eine Schlossscheune belegt; sie gab dem Weiler beim Schloss seinen Namen: Schürhof; Kasser, S. 266
- 36 ebd., S. 222 f. u. S. 225
- 37 Angaben des Amtes für Denkmalpflege des Kt. Bern; ferner Hinweis Leuenberger S. 4, auf «einen verwahrlosten Patriziersalon aus dem 17.–18. Jahrhundert»
- 38 Fontes V, S. 831
- 39 Sagen der Schweiz, Bd. Bern, S. 125
- 40 Kasser, S. 202 ff.
- 41 ebd., S. 202–207
- 42 ebd., S. 225 f.

- 43 Standort: Museum Langenthal, Geschichtliche Abteilung
- 44 Pfister, S. 252
- 45 Kasser, S. 211
- 46 ebd., S. 220
- 47 J. F. Wagner, Ansichten von Burgen
- 48 Kasser, S. 261
- 49 ebd., S. 213 f.
- 50 ebd., S. 104
- 51 Angaben in: Aarwangen, BHB, S. 11
- 52 ebd.
- 53 Angaben des Amtes für Denkmalpflege des Kantons Bern und von T. Aeschli-  
mann, Aarwangen
- 54 Aarwanger Dorfzytig, März 1995, S. 20, und ebd., Sept. 1997, S. 36 ff.
- 55 ebd., S. 38
- 56 Nöthiger, Stich Schloss Aarwangen

# Die reformierte Kirche Huttwil nach der Innenrestaurierung von 2003/2004

Jürg Rettenmund und Hans Peter Würsten

Nach einer knapp einjährigen Innenrestaurierung konnte die reformierte Kirche Huttwil am 7. Mai 2004 offiziell wieder eingeweiht werden. Dem vorher weissen Raum wurde damit seine Farbigkeit aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgegeben.

## *Kurzer Abriss über die Baugeschichte*

### *Der Kirchenbau von 1705*

Die heutige Kirche von Huttwil geht auf einen Neubau aus dem Jahr 1705 zurück. Der barocke Predigtsaal folgte mit seinem polygonalen Chorabschluss einer Kirchenbautradition, die in vorreformatorischer Zeit fusst. Offenbar galt der Bau im frühen 18. Jahrhundert als grosszügig, ist doch vom damaligen Huttwiler Schultheissen der Kommentar überliefert, man habe jetzt «ein gulden Kanzel, aber höltzin Predig». Ein Stich von Samuel Weibel aus dem Jahr 1827 zeigt die Kirche von aussen. Auffälligster Unterschied zu heute ist die geringere Höhe des Turmes und sein Abschluss: Ein steiles Satteldach mit Treppengiebel auf beiden Seiten, wie wir es von Dürrenroth oder Sumiswald kennen. Über die Ausstattung des Innenraumes ist praktisch nichts bekannt; einzig die Schenker der sieben farbigen Glasfenster sind überliefert.

Finanziert wurde die neue Kirche zu einem Teil aus dem so genannten Täufergut. Das Täufergut wurde aus beschlagnahmtem Vermögen von deportierten Mitgliedern dieser Glaubensgemeinschaft geäufnet. Die Täufer sind ein Nebenzweig der Reformation, der jedoch von der offiziellen Kirche ausgegrenzt und vom Staat verfolgt wurde. Im 16. Jahrhundert wurden Täufer hingerichtet, im 17. und 18. Jahrhundert deportiert

Auf seinem Stich des Pfarrhauses Huttwil hielt Jakob Samuel Weibel 1825 auch die Kirche Huttwil vor dem Städtlibrand fest.



Zehn Jahre nach dem Brand schuf er einen zweiten Stich von der neuen Situation.



und ihr Vermögen von der Obrigkeit eingezogen. Eines der Gebiete, in denen sie sich trotzdem im Verborgenen halten konnten, war das Emmental. Hier bestanden denn auch in praktisch allen Kirchgemeinden Täufergüter. Aus ihnen wurden zum Beispiel Subventionen für Schulhaus- oder Kirchenbauten ausgerichtet, aber auch Arme unterstützt oder Bläsergruppen bezahlt, die – als Kompensation für die seit der Reformation verschwundenen Orgeln – im Gottesdienst spielten.

### *Der Wiederaufbau der Kirche nach dem Städtlibrand von 1834*

Beim Städtlibrand in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 1834 brannte neben 30 Wohnhäusern sowie 15 Scheunen und Ökonomiegebäuden im Ortskern auch die Kirche bis auf die Mauern nieder. Für den Wiederaufbau sandte die Berner Regierung ihren Kantonsbaumeister, Johann Daniel Osterrieth, nach Huttwil. Dieser entwarf für die Brandstätte insgesamt vier Pläne, die auch für die Kirche unterschiedliche Lösungen aufzeigten:

- Einen Wiederaufbau auf den alten, schräg in den Achsen der Gassen stehenden Mauern im Plan II mit drei parallelen Häuserzeilen.
- Einen Neubau der Kirche am östlichen Kopf eines grossen, länglichen Platzes, der dadurch entsteht, dass die vis-à-vis der Kirche gelegene Häuserzeile um eine Reihen- und Gassenbreite nach hinten versetzt wird, in Plan I.
- Einen in die Achse der Hauptgasse gedrehten Neubau am alten Standort der Kirche, an einem dreieckförmigen Platz, der durch zwei Häuserzeilen entlang der Oberdorf- und der Viehmarktstrasse gebildet wird (Plan IIIa) oder am schliesslich gebauten Brunnenplatz mit dem Stadthaus als Gegenpol in der dritten Häuserzeile (Plan IIIb).

Die Kirche der Lösungen II und III hat man sich mit rückseitigem Turm und gegen den Platz gerichteter, repräsentativer Fassade vorzustellen, wie sie beispielsweise in Heiden (AR) 1840 ebenfalls nach einem Dorfbrand gebaut wurde.

Während der Vorschlag für eine Versetzung der Kirche nie ernsthaft aufgenommen worden zu sein scheint, entstand auch nach der Festlegung auf den Wiederaufbauplan IIIb – mit dem Brunnenplatz – unter der stimmberechtigten Einwohnerschaft ein heftiger Streit um die beiden andern Vorschläge am bisherigen Standort der Kirche.

Zwei Parteien standen sich recht unversöhnlich gegenüber und trugen ihren Streit bis in die Spalten des «Berner Volksfreundes» in Burgdorf:

- Die «Chiledräjer», die die Kirche in die Strassenachsen drehen wollten. In Anlehnung an das Abstimmungsresultat einer Gemeindeversammlung vom 20. Februar 1835, an der sie mit 39:383 Stimmen unterlagen, wurden sie auch der «Neununddreissiger-Klub» genannt. Ihre Anführer waren mit Sonnenwirt Johannes Lanz und Grossrat Friedrich Herrmann zwei Vertreter der reichsten Huttwiler; ihre Anhänger unter der Städtlibewohnerschaft rekrutierten sie aber aus allen sozialen

Schichten, wie auf Grund dreier Unterschriftenlisten nachgewiesen werden kann.

- Die «Chilebäggeler», die das ausgebrannte Mauerwerk wiederverwenden und somit in den Augen ihrer Gegner ein «Baggel» anrichten wollten. Ihr anderer Übername, «Zehnbätzler-Klub», dürfte auf ihre Haltung gegenüber den grossen finanziellen Folgen der «Chiledräjer»-Projekte zurückzuführen sein. Ihre Führerschaft ist weniger klar festzustellen; Unterstatthalter Johannes Grädel, der von den Gegnern vor allem angegriffen wurde, dürfte mehr Zielscheibe als wirklicher Anführer gewesen sein. Klar ist jedoch, dass diese Partei stets – und nicht nur am 20. Februar 1835 – eine klare Mehrheit der Stimmberechtigten aus allen Schichten der Bevölkerung hinter sich hatte.

Mit zwei Begriffen, die im erwähnten Leserbriefstreit auftauchen, lassen sich die unterschiedlichen Positionen auf den Punkt bringen: Die «Chilebäggeler» warfen den «Chiledräjern» vor, sie hingen einem «Prachtsbausystem» nach, während es umgekehrt hiess, diese wollten den alten «Krähwinkel» von vor dem Brand unverändert wiederherstellen.

Betrachtet man den ganzen nach 1834 neu gebauten Städtlikern und vergleicht ihn einerseits mit dem Zustand vor der Brandkatastrophe und andererseits mit den Wiederaufbauplänen von Johann Daniel Osterrieth, so kommt man zum Schluss, dass weder das eine noch das andere entstanden ist, sondern ein Ergebnis, das dazwischen liegt und sowohl bewahrende wie neue Elemente enthält.

Unter der Leitung von Baumeister Christian Bächler konnte der Dachstuhl der Kirche am 2. Mai 1835 aufgerichtet werden. Das Mauerwerk war das alte geblieben; lediglich der Turm wurde um ein Stockwerk erhöht und erhielt sein heutiges Wahrzeichen, das kupferne Zwiebdach. Der Innenausbau musste vollständig neu angefertigt werden. Im Gegensatz zur barocken Raumhülle dominierten nun Ausstattungsstücke mit dezent klassizistischen Schmuckformen: sparsam mit Stuck gegliederte Wände und Muldendecke aus geglättetem Gips, grosse Gebotstafel mit Stuckrahmen und Giebel an der Nordwand, polygonale Kanzel und Chorgestühl aus Eichenholz, rhythmisiert durch schwarze Halbsäulen. Der aus Alpenkalk gefertigte Taufstein ist ein Geschenk der Gemeinde Frutigen, die im Jahr 1827 selbst von einem Ortsbrand heimgesucht worden war, wie die Inschrift belegt. Schliesslich gehört auch die erst

1838 auf der Westempore aufgestellte Orgel – ein Werk von Philipp Heinrich Caesar aus Solothurn – zur Neuausstattung nach dem Brand.

*Vervollständigung der Innenausstattung und Veränderungen seit 1835*

Aus finanziellen Gründen blieb die Kirche von 1835 vorerst ohne farbige Fenster. «Jahrzehntelang blieb aber der Wunsch nach bemalten Fenstern in der Bevölkerung wach», heisst es in einer Notiz im «Unter-Emmentaler», «namentlich bei den älteren Leuten, die die alte Kirche noch gesehen hatten». Als dann am 8. Juni 1884, genau 50 Jahre nach dem Brand, im «Stadthaus» eine Erinnerungsfeier an den Brand stattfand, wurde beschlossen, Geld für ein farbiges Fenster zu sammeln. Am 10. November 1887 konnte dieses in die mittlere Choröffnung eingesetzt werden. Es stellte den segnenden Christus dar und war bei der deutschen Firma Greisner und Giesbrecht bestellt worden, also ein Produkt von der Stange.

45 Jahre später, an einer Kirchgemeindeversammlung im Februar 1932, wurde die Anregung gemacht, einen Fonds zu gründen, um auf die Erinnerungsfeier 100 Jahre nach dem Brand die übrigen vier Fenster im Chor ebenfalls durch Glasgemälde zu ersetzen. Schliesslich entschied man sich für eine vollständige Neuverglasung unter Einschluss des zentralen Chorfensters. Entworfen wurde sie von den beiden Berner Malern Paul Zehnder und Walter Reber, ausgeführt von der Werkstätte von Louis Halter in Bern. Am 10. Juni 1934 – also zum angestrebten Termin – konnten sie eingeweiht werden.

Welche Umgestaltungen, Renovierungen und Restaurierungen der Innenraum der Kirche seit 1835 sonst noch erfahren hat, konnte bisher nicht im Detail untersucht werden. Die tief greifendste Veränderung erlebte er aber 1967 bei der letzten Renovation, die stark und nachhaltig in die historische Substanz eingriff. Beispielsweise zerstörte man mit dem Bau eines Luftschuttkellers und einer Toilettenanlage unter der Kirche – tragischerweise ohne archäologische Grabung – die historisch bedeutenden Bodenschichten. Im Westen der Kirche schuf man eine Eingangs- und Windfangzone, deren massive Treppenanlage die beiden gegenläufigen hölzernen Emporenaufgänge ablöste und vom Ersatz des Emporenbodens durch eine Betonplatte begleitet wurde. Diese Eingriffe und der damit verbundene Substanzverlust sind letztlich irreparabel.

Eine weitere, heute weniger augenfällige Veränderung war das damals



beliebte Versetzen der Kanzel von der Süd- auf die Nordseite. Dies hatte zur Folge, dass auch die mit einem Stuckrahmen versehene und mit einem Bibelspruch beschriftete Tafel von der Nord- auf die Südwand wechseln musste. Entgegen der Empfehlung der Denkmalpflege versuchte man 1967 schliesslich, das Chorgestühl in bequemere Formen zu bringen und entfernte dort wie an der Kanzel die charakteristischen schwarzen Halbsäulen.

Eine weitaus geschicktere Hand besaßen die Huttwiler 1967 glücklicherweise im Umgang mit der Orgel. Während anderswo noch in den 1960er-Jahren Orgelgehäuse aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert entfernt und durch musikalisch und architektonisch vollständig anders disponierte Instrumente ersetzt wurden, liess man hier das imposante



Blick in den Chor der reformierten Kirche Huttwil:  
Vor der grossen Umgestaltung von 1967 (linke Seite) und nach der Innenrestaurierung von 2003/2004 (oben).  
Fotos Denkmalpflege des Kantons Bern [Walter Bernhardt, Huttwil (links), und Christian Hemle, Thun (oben)]

Gehäuse sorgfältig restaurieren, wobei die ursprüngliche, rot marmorierte Farbfassung freigelegt und ergänzt wurde.

#### *Die Innenrestaurierung von 2003/2004*

##### *Ausgangslage*

Bereits rund zwanzig Jahre nach der Renovation von 1967 begannen Wände und Decke sichtbar grau zu werden. Seit 1994 ist in den Protokollen der Kirchgemeinde von der Notwendigkeit einer Renovation die Rede. Erste Kontakte mit der kantonalen Denkmalpflege fanden 1998 statt. Deren Anforderungen an die Innenrenovation lauteten:



- Weitere Verluste an relevanter historischer Substanz sind zu vermeiden.
- Durch gezielte Rückführungen im Bereich der festen Ausstattung soll versucht werden, den ästhetisch arg strapazierten Innenraum näher in Richtung seines ursprünglichen Aussehens zu führen und ihm dadurch einen Teil der verloren gegangenen Wirkung und Würde zurückzugeben.

Beide Bestrebungen hingen entscheidend von der Frage ab, was mit dem vorhandenen Wandverputz geschehen sollte, dessen Oberfläche von einem dichten Netz von mehr oder weniger feinen Rissen überzogen war. Eine Laboranalyse stellte eine eingeschränkte Haftung des stark gipshaltigen Deckputzes auf dem Grundputz aus Kalkmörtel fest und der Prüfer empfahl – allerdings ohne Berücksichtigung der denkmalpflegerischen Anliegen – den vollständigen Ersatz des Wandverputzes.



Blick vom Chor der reformierten Kirche Huttwil ins Schiff mit Empore und Orgel:  
Vor der grossen Umgestaltung von 1967 (linke Seite) und nach der Innenrestaurierung von 2003/2004 (oben).  
Fotos Denkmalpflege des Kantons Bern [Martin Hesse, Bern (links), und Christian Hemle, Thun (oben)]

Dieser Lösung konnte die Denkmalpflege nicht zustimmen, weil vermutet werden musste, dass grösstenteils noch der Originalverputz von 1835 vorhanden war.

#### *Rekonstruktion der ursprünglichen Farbigkeit*

Farbfassungsuntersuchungen durch Restauratoren bestätigten dies zumindest für den Chor. Dort trägt der originale Verputz tatsächlich sämtliche Farbkleider, welche der Innenraum je besessen hatte, bis hinunter zur Erstfassung von 1835. Die Untersuchungen zeigten auch, dass weder die originale Farbgebung noch die erste Renovationsfassung monochrom – also einfarbig – und schon gar nicht in Weiss gehalten waren. Besonders das erste Farbkleid, soweit es sich interpretieren liess, wirkte

überzeugend: Dunkelgrün marmorierte Wandflächen kontrastierten wirkungsvoll mit den Fenster- und Türöffnungen, die mit hellen, cremefarbenen Marmoreinfassungen versehen worden waren. Im Übergang zur Decke wurden sie von einem ebenfalls gelblich gestrichenen Stuckgesimse begrenzt. Der weiss gehaltene Plafond übernahm die Töne der Wandfelder in ihrem zentralen, in blassem Grün marmorierten Medaillon, das von einem dunkelgrünen Kranz aus Eichenlaub umgeben wurde.

Auf Grund dieser Befunde war ein Auswechseln des Wandverputzes nicht mehr zu verantworten, auch wenn sich die Farbschichten – zumindest nach heutigem Stand der Restaurierungstechnik – kaum trennen lassen und somit die Freilegung und das Retuschieren einer der älteren Farbfassungen ausser Betracht fiel. Weitere Sondagen an ausgewählten Stellen brachten hingegen genügend Informationen für eine verlässliche Rekonstruktion.

Die Bestrebungen der Denkmalpflege gingen nun dahin, erstens und unbedingt den historischen Wandverputz mit seinen älteren Fassungsschichten zu erhalten und bloss lokal zu ersetzen bzw. auszubessern, nämlich dort, wo die Haftung auf dem Untergrund nicht oder kaum mehr vorhanden war. Zweitens – so war ihre Überzeugung – liess sich mit der Rekonstruktion des originalen Farbkleides an Wand und Decke das Manko des nüchtern, etwas freudlos und kalt wirkenden Innenraums beheben.

Für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Farbkleides sprach drittens auch der Umstand, dass der Kanton Bern zwar reich ist an Kirchenausstattungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert und sich auch Ausmalungen aus der Zeit kurz vor und nach der Wende zum 20. Jahrhundert erhalten haben, nicht jedoch solche aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Einzig in der Kirche Walkringen wurden vor ungefähr 15 Jahren ein Wandfries und die Fenstereinfassungen auf Grund von archäologisch geborgenen Verputzfragmenten wiederhergestellt.

Die Zustimmung der Baukommission zur Erhaltung des Innenverputzes und zur Bemalung der Wände und der Decke in enger Anlehnung an das erste Farbkleid von 1835 war eine sehr wichtige und weit reichende Entscheidung. Unter diesen Vorzeichen fiel es der Denkmalpflege leichter, Kompromisse zu Gunsten der heutigen Nutzungsanforderung des Kirchenraums einzugehen.

### *Flexibles Nutzungskonzept*

Mit der Erarbeitung des Nutzungskonzeptes war eine spezielle Projektgruppe vom Kirchgemeinderat beauftragt worden. Diese bezog die mittels eines Fragebogens erhobenen Meinungen von 19 Einzelpersonen und Vereinen in ihre Erwägungen ein. Grösstes gemeinsames Anliegen war ein flexibel nutzbarer Kirchenraum möglichst ohne fest installierte Einrichtungsgegenstände. Deshalb wurden die 1967 geschaffenen, fest montierten Kirchenbänke durch Einzelstühle in aktueller Formensprache ersetzt. Hart blieb die Denkmalpflege dagegen beim Wunsch der Kirchgemeinde, auch den Taufstein verschiebbar zu machen.

Die Ausrüstung des Kirchenraums mit einer freien Bestuhlung erforderte den Einbau einer Bodenheizung, die wegen der vorhandenen Unterkellerung zwar keine archäologischen Schichten mehr tangierte, aber durch die genau definierten Bodenhöhen in Verbindung mit der unumgänglichen Wärmedämmung den Einbau grossformatiger Sandsteinplatten, wie sie hier korrekt gewesen wären, nicht zulies. Die Wahl fiel schliesslich auf einen modernen gegossenen Anhydritbelag, der in seiner Farbe einem Sandsteinbelag angenähert werden konnte und weit besser zur wiederhergestellten Farbigekeit passt als die versiegelten Harttonplatten der letzten Renovation. In der Folge musste das auch von 1967 stammende, nun aber aus dem formalen und zeitlichen Zusammenhang gerissene Brusttäfer im Schiff durch eine Kopie der glücklicherweise fotografisch dokumentierten alten Wandbekleidung ersetzt werden.

### *Ergänzung der hölzernen Ausstattungsteile*

Weniger spektakulär als die Bemalung der Wand- und Deckenoberflächen, aber für die Wirkung des Innenraums von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind die holzsichtigen Ausstattungsteile; ihre eher dunklen, nun leicht rötlichen und mit einem zurückhaltenden Glanz versehenen Oberflächen unterstützen die grüne Marmorierung der Wände entscheidend.

Ebenfalls ein wichtiges Anliegen der Denkmalpflege war die Ergänzung von Kanzel und Chorgestühl. Wie vor 1967 gliedern nun wieder schwarz gefärbte Halbsäulen mit Basen und Kapitellen aus fein ornamentiertem Messingguss den Kanzelkörper bzw. die Rückenlehnen des Wandgestühls, dessen Sitze zudem die originalen Proportionen zurückerhielten.

Verzichtet wurde – nicht zuletzt aus Kostengründen und wegen des zu

befürchtenden Substanzverlusts – auf einen erneuten Seitenwechsel von Kanzel und Wandtafel. Letztere verblieb also an der Südwand, erhielt aber an Stelle des Bibelspruchs die Zehn Gebote in einer aktuellen Textversion. Solche Gebots- oder Mosestafeln gibt es auch in anderen bernischen Kirchen, so beispielsweise in Ligerz, Steffisburg, Hilterfingen und Meiringen. Sie alle stammen aber aus dem 17. oder frühen 18. Jahrhundert. Dass die Tafel in Huttwil ursprünglich ebenfalls die Zehn Gebote getragen haben muss, wird durch die beiden kleinen Platten belegt, welche das Giebelfeld des Rahmens bekrönen und mit römischen Ziffern von I bis X versehen sind.

### *Würdigung*

Das Resultat der Innenrestaurierung von 2003/2004 kann aus Sicht der Denkmalpflege knapp so zusammengefasst werden: In Huttwil entstand ein eindrücklicher Innenraum, der sich stark an seinem ursprünglichen Aussehen nach dem Wiederaufbau der Kirche von 1835 orientiert. Trotz seiner Farbigkeit – man betrachte nur die Orgel, deren rot gefasstes Gehäuse erst vor dem wiedergewonnenen grünen Wandhintergrund zur vollen Wirkung gelangen kann – wirkt der Raum weder schreierisch, noch prahlt er mit billigen Effekten, sondern er vermittelt einen fröhlichen, trotzdem eher intimen und in sich geschlossenen Eindruck. Alle Elemente stehen in einem Gleichgewicht!

Restaurator Walter Ochsner hielt dazu in seinen Gedanken zum Farbkonzept an der Einweihung fest: «Ohne die historischen Funde hätten wir niemals den Mut aufgebracht, ganze Wandflächen zu marmorieren, und sicher auch nicht in dieser doch eigenen Farbgebung. Das Beispiel aber lässt uns Mass nehmen für Neues, um unsere Seins- und Wohnräume dem Benutzer wieder kreativ und farbig zur Verfügung zu stellen. Es kann und darf doch in begründeten Fällen mehr sein als nur gebrochenes Weiss!»

Der Beitrag basiert auf den Referaten von Jürg Rettenmund, Historiker, und Hans Peter Würsten, Denkmalpflege des Kantons Bern, an der Einweihungsfeier vom 7. Mai 2004. Ergänzende Angaben wurden den Referaten von Adrian Berthoud, Kirchgemeinderat und Präsident der Baukommission, André Schärer, Architekt, sowie Walter Ochsner, Restaurator, entnommen.

# 1817 erdrosselt und gerädert: Liebe, Leid und Mord in Langenthal

Ruedi Bärtschi

Er war der zweitletzte Schweizer, der aufs Rad geflochten wurde: Der Langenthaler Anwalt Johann Franz Niklaus Desgouttes, Sohn einer reichen Aristokratenfamilie. Die brutale, öffentliche Hinrichtung wurde am Dienstag, 30. September 1817, «auf dem Markt zu Aarwangen» vollzogen. Zuerst wurde Desgouttes erdrosselt, danach gerädert. Sein Körper blieb bis am Abend auf dem Rad ausgestellt, und wurde – so lautete das Urteil des Berner Oberappellationsgerichts – «dann aber abgenommen und nach dem Schindanger geschleift».

Mit dem Langenthaler Mordfall beschäftigte sich fast 20 Jahre später, 1836, das Buch «Eros oder Die Männerliebe der Griechen». Geschrieben hat es Heinrich Hössli, Hutmacher und Autodidakt aus Glarus. Darin betonte dieser: Es war kein Raubmord, wie die Tat offiziell dargestellt wurde, sondern ein Mord aus Leidenschaft. Dieses gleich nach Erscheinen verbotene Buch spielt in der Homosexuellenbewegung in Deutschland noch heute eine gewisse Rolle. Denn Desgouttes wird darin auch als Opfer beschrieben.

Bei seinen Recherchen für sein Buch über den erfolgreichen Schriftsteller und Priester Heinrich Federer ist der Schweizer Autor Pirmin Meier auf Hösslis Schrift gestossen. Und auf den Aufsehen erregenden Langenthaler Mordfall. Pirmin Meier verschob die Biografie über den homosexuellen Heinrich Federer (Meier: «Federer ist der Oscar Wilde der Schweiz.») und begann, die Geschichte des homosexuellen Langenthalers, der aus verschmähter Liebe mordete, aufzuarbeiten. In seinem Buch «Mord, Philosophie und die Liebe der Männer» (erschienen im Pendo-Verlag, 2001) erzählt Meier nicht nur einen der spektakulärsten Schweizer Mordfälle des 19. Jahrhunderts, er beschreibt darin auch das Langenthal von 1817, wie es zuvor noch nie dargestellt wurde.

## 1. Der Mörder, das Opfer und die Hinrichtung

Es geschah im «Bären» Langenthal. In den frühen Morgenstunden des 29. Juli 1817. Ein Langenthaler Marktdienstag.

«In ebenso rasenden als sich widersprechenden Empfindungen ergriff ich ein Messer [...] und mit einer cannibalischen Wildheit begab ich mich zu dem Unglücklichen, welcher sanft schlief; ich betastete vorsichtig die Stelle seines Herzens, und stiess den Mordstahl in seine Brust.»

Die Worte eines Mörders. Festgehalten in der Autobiografie, die er in Gefangenschaft, kurz vor seiner öffentlichen Hinrichtung in Aarwangen, verfasst hatte. Sie sind nachzulesen im Buch von Pirmin Meier. Dieser hat darin einen wahnwitzigen Mordfall minutiös aufgearbeitet. Eine Tat, deren wahre Hintergründe lange verschwiegen wurden. Vielleicht, weil in den ganzen Mordfall auch zwei spätere Regierungsräte verwickelt waren (Hans-Ulrich Leibundgut, Schoren, Lehrling bei Franz Desgouttes, und Karl Schnell, Burgdorf, ein Freund und Studienkollege von Desgouttes). Sicher aber wurde geschwiegen, weil die Tat aus Eifersucht geschah; der Täter war homosexuell.

Der 32-Jährige, der da mitten in Langenthal mordete, war nicht irgendwer: Franz Desgouttes, ein Doktor Juris und ein Bernburger; hoch begabt, gebildet, belesen. In Langenthal führte er ein Anwaltsbüro. Johann Franz Niklaus Desgouttes, so sein vollständiger Name, hatte das Büro von seinem 1816 verstorbenen Vater übernommen.

Sein Vater war Franz Jakob Desgouttes. Um 1800 gehörte er als Gerichtsschreiber zu den vermögendsten Bürgern im Dorf. Franz Jakob Desgouttes war es, der als Bezirkssekretär der Helvetischen Republik bei der Revolution von 1798 den versammelten männlichen Bürgern von Langenthal den Eid vorgelesen hatte, den sie auf die helvetische Verfassung leisten mussten. Und später war er engagiert bei der Grenzbereinigung zwischen Langenthal und Schoren. Diese lokalhistorisch wichtige Angelegenheit ging 1813, nachdem der Vater erblindet war, an dessen Sohn Johann Franz Niklaus Desgouttes über. An den brillanten Rechtsagenten, der 1816 fast Staatsanwalt geworden wäre. An den Homosexuellen, der 1817 zum Mörder wurde.

Im Winter 1816/17, dem Winter vor dem grausamen Mord, herrschte in der Schweiz eine grosse Hungersnot. Die Bauern mussten einen bedeutenden Teil ihres Viehs ins Schlachthaus treiben. Die Qualität des Fleisches

Gasthof Bären, Langenthal,  
Juli 1888.  
Quelle: Museum Langenthal/  
Mappe «Alt Langenthal» von  
Eugen Kohler, Bild Nr. 74



war schlecht, der Preis entsprechend tief. Die Not war in einzelnen Kantonen so gross, dass die Ärmsten am Schluss sogar gesottenes Gras essen mussten. Aus dem Ausland trafen Spenden für die hungernden Schweizer ein. Bergleute aus dem Haslital erhielten die Erlaubnis, in Langenthal zu musizieren. Was wohl im Klartext so viel hiess, wie: Sie durften betteln.

Angesichts einer solchen Not war es nicht verwunderlich, dass der reiche Lebemann Franz Desgouttes damals in Langenthal für eine Flasche Wein von jungen Männern alles bekommen konnte. Und im Desgouttes-Keller lagerten viele Flaschen Ryffwein des Spitzenjahrgangs 1811. Er schenkte Wein aus und pflegte, wie er später eingestand, mit verschiedenen jungen Männern aus seiner Umgebung «unzüchtigen» Umgang. Er selbst nannte Namen wie Johannes Madliger, Jakob Kummer oder Jakob Herzig. Ab und zu, und wenn er genügend berauscht war, nahm er auch mit Frauen vorlieb. So sagte er vor dem Untersuchungsrichter aus, dass ihm in Langenthal ein Mädchen bekannt war, das er «beschlafen» konnte. Aber eigentlich trieb er am liebsten Sex mit einem Mann, der einen Knaben spielte.

Die verbotene Knabenliebe hatte der 1785 in Bern geborene Franz Des-



Plan von Langenthal  
aus dem Jahr 1800.

- 1 Altes Amthaus (heute Museum)
- 2 Kaufhaus (Choufhüsi)
- 3 Haus Bahnhofstrasse 2;  
erste Kanzlei
- 4 Hotel Bären
- 5 Bärenstock, Tatort
- 6 Blaues Haus. Standort Dennler-  
Haus

gouttes wohl im Pfarrhaus Lützelflüh entdeckt, in der Erziehungsanstalt von Pfarrer Abraham Moser, dem Vorgänger von Albert Bitzius (alias Jeremias Gotthelf). Dort las er Romane und religiöse Schriften und ergötzte sich bei der Beschreibung einschlägiger Sünden. Dort begann sein exzessives Onanieren, unter dem er körperlich zu leiden begann. Dort kam er mit dem gleichen Geschlecht in Kontakt und litt fortan Zeit seines Lebens unter seinem grossen Sündenbewusstsein.

«In Lützelflüh anno 1801 habe ich einen kleinen Knaben zu verschiedenen Mahlen missbraucht; derselbe ist aber längst, und nicht von daher, verstorben.»

Die Ausbildung führte den jungen Bernburger nicht nur nach Lützelflüh, sondern auch nach Thun, Zofingen, Aarau und Lausanne. Mehr als einmal wurde er bei Diebstählen erwischt. Trotzdem finanzierte ihm der Vater ein Studium der Juristerei an der Universität Tübingen, wo Franz Desgouttes 1806 seine Dissertation schrieb.

In Tübingen leistete er sich einen teuren Lebenswandel. Er brauchte mehr Geld, als ihm der Vater bezahlen mochte. Franz Desgouttes begann, Studienkollegen zu betrügen. Eine unglückliche Liebschaft – er betete eine junge Frau an – und die Betrügereien zwangen ihn jedoch, Tübingen fluchtartig zu verlassen.

Franz Desgouttes wohnte vorerst bei seinem reichen Onkel Isaak in Bern. Dort beschloss er, «für immer zu fliehen» und das Geld seines Onkels gleich mitzunehmen. Als er eines Nachts versuchte, den Tresor aufzubrechen, machte er zu viele Geräusche. Der Onkel wachte auf und rief nach Franz.

«Statt mich ihm zu Füssen zu werfen, hatte ich die Grausamkeit, diesen unglücklichen Greis zu verwunden.»

Der Überfall – oder war es ein versuchter Totschlag? – wurde familienintern geregelt. Der skrupellose Franz Desgouttes wurde in französische Kriegsdienste gesteckt. Von dort aber wollte er erst recht fliehen; er desertierte. Nur dank einer Lösegeldzahlung kam er schliesslich frei. 1809 kehrte er in den elterlichen Haushalt nach Langenthal zurück. Er arbeitete in der Anwaltskanzlei mit und begann in die Fussstapfen seines Vaters zu treten. Die Art und Weise, wie er ab 1809 dachte und arbeitete, beschrieb er in seiner Lebensgeschichte so:

«Die Jugend verführen, falsche Unterschriften machen, die ungerechtesten und anstössigsten Prozesse suchen, skrupellos gemeine Geschäfte

Bahnhofstrasse. Im hellen Haus in der Mitte befand sich die Kanzlei von Vater Desgouttes und dessen Sohn, bevor dieser umzog. Bild H. Rentsch



betreiben, die jeder anständige Anwalt ablehnen würde, das war mir Spielerei.»

Dr. jur. Franz Desgouttes galt als brillanter Anwalt. Nachdem er die Kanzlei seines Vaters übernommen hatte, zeigte sich aber, dass er mit seinem verschwenderischen, ungezügelden Lebenswandel als Geschäftsmann nichts taugte. Um den drohenden Konkurs abzuwenden, musste er im Sommer 1817 schliesslich das Haus seines Vaters verkaufen. Der Langenthaler Lokalhistoriker Max Jufer hat herausgefunden, dass das väterliche Haus an der heutigen Bahnhofstrasse stand, dort wo lange Zeit die Buchhandlung von Urspeter Geiser untergebracht war. Der direkte Nachbar war damit der ehemalige Ammann Friedrich Mumenthaler, dieser wohnte im Reberhaus.

Neben der «Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Doktors der Rechte F.D.», die Franz Desgouttes im Gefängnis geschrieben und in der er wohl auch etwas übertrieben hat, blieb auch das Tagebuch des «am 30. September 1817 zu Aarwangen im Canton Bern hingerichteten Diebes und Mörders» erhalten. Darin hatte Franz Desgouttes fast bis zum Schluss aufgeschrieben, was er tat, was ihn bewegte, was er fühlte. So vertraute

er im Frühling 1817 seinem Tagebuch an, man dränge ihn von allen Seiten endlich zu heiraten:

«Damit meine Umgebungen fröhlich sein und lustig und bequem leben können, soll ich elend sein.»

Nein, das Herz des Franz Desgouttes schlug wirklich nicht für Frauen, das hatte er mittlerweile herausgefunden. Der Langenthaler Rechtsgelehrte lebte krankhaft nur noch für seinen Angestellten, den 22-jährigen Daniel Hemmeler. Eine Liebe, die aber unerwidert blieb. Denn der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Hemmeler ging lieber zu Viktoria Dennler, der Tochter des legendären Landarztes Andreas Dennler. Im Tagebuch hielt Desgouttes fest:

«26. April: Daniel Hemmeler geht zu Viktoria Dennler ½ Stunde.»

Und eifersüchtig rechnete Desgouttes in seinem Tagebuch die Stunden und Minuten zusammen:

«Ende April: Auf den ganzen Monat bleibt Daniel weg = Tage 6, Std. 2 ¾.»

Es gab auch andere Zeiten, romantische Gedanken. Denn manchmal war es Franz Desgouttes «so romanhaft, so sonderbar» zumute. Dann träumte er davon, den Hemmeler – seinen geliebten Daniel – zu töten, diesen zu begraben und ewig an seinem Grabe zu wachen. Eine andere Idee war, katholisch zu werden und endlich beichten zu können. Doch oft waren die Gedanken des Franz Desgouttes klar; dann vertraute er seinem Tagebuch Ideen an, die für die damalige Zeit revolutionär waren: Er wollte mit seinem Hemmeler eine Art Ehe führen; beide Männer würden pro forma eine Frau heiraten, und sie würden glücklich leben bis an ihr selig Ende. Doch was kam, war ein unselig Ende.

Daniel Hemmeler war ab 1810 Lehrbub bei Vater Desgouttes. Hemmeler blieb in der Kanzlei, auch nachdem der Sohn die Führung übernommen hatte. Daniel Hemmeler arbeitete bei Franz Desgouttes, und er wohnte auch gleich bei seinem Lehrmeister. Er merkte bald einmal, wie er Franz Desgouttes und dessen homosexuelle Neigungen für sich ausnützen konnte. Daniel Hemmeler lernte in Langenthal nicht nur seinen Beruf. Franz Desgouttes weihte ihn in Sexualpraktiken ein, von denen selbst die Richter vorher noch nie gehört hatten. Um sich den jungen Hemmeler gefügig zu machen, mischte ihm Desgouttes oft Drogen, «übel wirkende Arzneimittel», ins Essen.

Immer unerträglicher wurde Franz Desgouttes der Gedanke, Daniel Hemmeler könnte ihn verlassen. Am Mittwoch, 16. Juli 1817, zügelte die ver-



Gärtli und Wohnstock beim Gasthof Bären. 1811/12 durch den Besitzer Kaspar Wiedmer erbaut. Am 16. Juli 1817 zügelte die Kanzlei Desgouttes in diesen Stock.

schuldete Kanzlei Desgouttes in den – 1929 abgerissenen – «Bären»-Stock. In der Nacht nach der «Husröiki», von Freitag, 18. Juli, auf Samstag, 19. Juli 1817, verging sich Franz Desgouttes ein weiteres Mal an Hemmeler, den er mit Alkohol und Opiaten betäubt hatte. Doch das reichte ihm nicht. Laut seinem Geständnis missbrauchte er in dieser Nacht auch seinen total alkoholisierten und sich im Tiefschlaf befindenden Lehrbuben Hans-Ulrich Leibundgut aus Schoren, den späteren Berner Regierungsrat.

«Er lag zufälligerweise in meinem Bett [...] Leib und Gut schlief hart, und ich glaube nicht, dass er wach geworden darob.»

Zehn Tage später, am Dienstag, 29. Juli 1817, tötete Franz Desgouttes Daniel Hemmeler mit drei Messerstichen seines Militärsackmessers.

«In ebenso rasenden als sich widersprechenden Empfindungen ergriff ich ein Messer [...] und mit einer cannibalischen Wildheit begab ich mich zu dem Unglücklichen, welcher sanft schlief; ich betastete vorsichtig die Stelle seines Herzens, und stiess den Mordstahl in seine Brust. Der Unglückliche stiess ein Geschrei aus; ich bedeckte ihm den Mund mit einem Schnupftuch; er warf einen schmerzlichen Blick auf mich, dessen Andenken nicht von mir weicht, und verschied. Ich war mit Blut befleckt; dieser Anblick brachte mich so ausser mich vor Wuth, dass ich mein Messer hinwarf, und indem ich meine bluttriefenden Hände wusch, zu dem Leichnam trat, den ich beschimpfte und mit einer beispiellosen Rohheit misshandelte. Nach und nach kam ich zu mir, und Schmerz ergriff mich. Ich drückte ihm die Augen zu, nahm seine schon erkaltete Hand, und sprach zu ihm einige Worte, deren ich mich nicht mehr entsinne.»

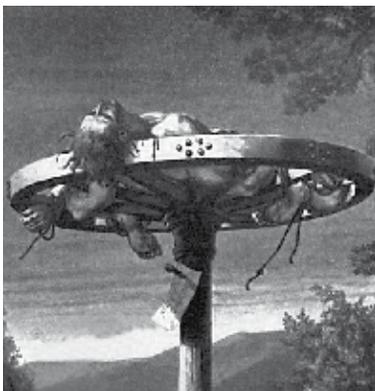
Desgouttes floh Richtung Aarwangen. Er verhielt sich völlig unerklärlich, es scheint, als habe er seine Verhaftung gesucht. Statt so bald als möglich die Kantonsgrenze zu überqueren, machte er beim Hardhof Halt. Der erste Mensch, der ihm auf der Flucht begegnete, war ein etwa achtjähriges Mädchen. Desgouttes sprach es an, schenkte ihm ein Stück Zucker, ging mit ihm zum Bauernhaus und liess sich von der Bäuerin Bier geben. Er bezahlte fürstlich, verliess den Hof aber fluchtartig, als der Bauer dazukam. Weiter ging die Flucht nach Mumenthal. Der Alkohol wirkte, seine Füsse wurden langsam schwer. Noch am gleichen Tag wurde er im Schatten eines Kirschbaumes liegend aufgegriffen und in die Mörderzelle des Schlosses Aarwangen geführt.

Endlich konnte er beichten. Er erzählte den Verhörern von der Not

Auf dem Markt zu Aarwangen (links das Tierlihus) wurde Franz Desgouttes hingerichtet und aufs Rad geflochten. Bild H. Rentsch



Auf dem Rad wurden Hingerichtete ausgestellt. Zeichnung K. Jauslin



eines Mannes, der Männer liebt. Und er erzählte von Abgründen, davon, dass er auch Knaben missbraucht habe. Das Urteil vom 17. September 1817 im Schloss Aarwangen lautete: «Tod durch Enthauptung». Doch Franz Desgouttes wollte bis zu seiner Hinrichtung seine Memoiren fertig geschrieben haben. Er zog deshalb das Urteil weiter und gewann so zehn Tage Zeit. Am 27. September 1817 beschloss das Oberappellationsgericht:

«Dass der obgenannte Verbrecher F.D. [...], nachdem ihm die zum Heil seiner Seele dienliche Unterweisung erteilt worden, auf dem Markte zu Aarwangen hingerichtet, und zwar zuvörderst bis zum erfolgten Tode erdrosselt, hiernächst aber gerädert werden, sein Körper bis zum Abend auf dem Rade ausgestellt bleiben, dann aber abgenommen und nach dem Schindanger geschleift werden soll.»

Die Hinrichtung fand am 30. September 1817 statt. Für Franz Desgouttes war nicht das Galgenfeld vorgesehen, sondern der Marktplatz bei der Riedgasse, wo die Postkutschen anhalten, in der Nähe des Tierlihus. Doch bevor er getötet wurde, hielt Desgouttes eine feurige, reumütige Rede. Darin dankte er ausdrücklich für die Verschärfung des Urteils und warnte die vielen Schaulustigen unter anderem vor den Gefahren des Romanlesens.



Wo heute das Blaue Haus steht (Markt-gasse), befand sich das Haus von Andreas Dennler. Foto H. Rentsch

Franz Desgouttes war laut Pirmin Meier der zweitletzte Schweizer, der gerädert wurde. Meier schliesst den ersten Teil seiner eindrücklichen Biografie über Franz Desgouttes mit der Feststellung: «Als letzter in der Schweiz wurde der Schneidergeselle Niklaus Glauser am 20. Juli 1822, wie Desgouttes wegen Meuchelmords, im bernischen Fraubrunnen erwürgt, gerädert und verscharrt.»

## 2. *Andreas Dennler, der Vater der Geliebten des Opfers*

Daniel Hemmeler (22) wurde von Franz Desgouttes (34) aus verschmähter Liebe umgebracht. Denn der Angestellte liebte nicht seinen Chef, sondern Viktoria (16), die Tochter des Landarztes Andreas Dennler. Vater Dennler (1755–1819) war Landarzt und einer der «originellsten Köpfe», zudem ein begeisterter Anhänger von Napoleon. Deshalb hatte er seine drei Töchter Bonaparta, Helvetia und Viktoria getauft. Viktoria, Hemmellers Geliebte, war übrigens die Einzige, welche ihren Namen behielt. Bonaparta nannte sich später Rosina und Helvetia wurde zu Katharina. Die Wahl der Namen zeigt: Andreas Dennler hatte keinen Respekt vor Autoritäten. Dies bewies er mit seinen Schriften, welche denn auch von der Obrigkeit verboten wurden. Für Zeitungsherausgeber Heinrich Zschokke (1771–1848), der im zweiten Teil des Buches von Pirmin Meier eine wichtige Rolle spielt, war Dennler einer der «originellsten und trefflichsten Köpfe», welche die Schweiz je hervorgebracht hat.

Diesem Urteil schliesst sich auch Pirmin Meier an. Für ihn ist zwar der «Eros» von Heinrich Hössli das «bedeutendste verbotene Buch des 19. Jahrhunderts». Aber gleich an zweiter Stelle kommen die Schriften des «Bürger Quixote aus Uechtland», wie sich Dennler nannte.

1808 wurde der damals 53-jährige Landarzt Andreas Dennler sogar ins Gefängnis gesteckt. Denn er besass die Frechheit, die Fensterläden seines Hauses an der Markt-gasse mit vier satirischen Bildern verzieren zu lassen. Er hatte dafür einen «armselig bekleideten Menschen» angeheuert, den «reisenden Mahler» Hieronimus Biderli aus Frankfurt. Die Bilder waren sehr klein, und die Fensterläden befanden sich im obersten Stockwerk, deshalb wurden sie von den Langenthalern auch kaum zur Kenntnis genommen. Bis eines Tages Dekan Messmer genauer hinschaute. Messmer, eigentlich Pfarrer in Lotzwil, war damals Pfarrverweser in Langenthal. Er

störte sich an den «profanen, der Religion und ihren Dienern Hohn sprechenden Gemälden». Messmer zeigte Dennler an. Und Siegmund Emanuel Hartmann von Thunstetten, Bürger der Stadt und Mitglied des «Grossen Rathes» des Kantons Bern, regierender Oberamtmann von Aarwangen, verhaftete den respektlosen Hausbesitzer.

Jetzt wollten die Langenthaler natürlich genauer wissen, was da auf den Fensterläden zu sehen war. Und sie kamen in Scharen zu Dennlers Haus an der Marktgasse (heute steht dort das so genannte «Blaue Haus» mit dem «Bistro»).

Für Andreas Dennler, der sich in seiner Gefängniszelle im Schloss Aarwangen nicht reuig zeigte und es an Respekt vor den Gnädigen Herren fehlen liess, war das Ganze aber gar nicht lustig. Hartmann verurteilte den Freigeist und Aristokratenhasser wegen «seines muthwilligen, öffentlichen Spottes über Religion und seiner Unverbesserlichkeit zu 2-jähriger Einschliessung in seinen eigenen Kosten». Dennler zog das Urteil ans Obergericht weiter. Dieses zeigte sich gnädig. Dennler musste die ganzen Verfahrenskosten zahlen, die Fensterläden neu überstreichen, und zudem erhielt er einen Verweis. Der Frankfurter Künstler erhielt eine Busse und zwei Tage Arrest.

Dennler kam mit seinen Schriften der Berner Obrigkeit aber immer wieder in die Quere. Und diese liess den Unverbesserlichen regelmässig einsperren. Dennler starb 1819 im Haus an der Marktgasse, das mittlerweile seinem Sohn Andreas gehörte, wenige Wochen nachdem er seine letzte Gefängnisstrafe auf dem Thorberg abgesessen hatte.

### *3. Warum Pirmin Meier nichts erfinden musste*

Pirmin Meier arbeitet die Schweizergeschichte ab dem 14. Jahrhundert bis heute in Form von aussergewöhnlichen Biografien auf. Der 1947 geborene Schriftsteller und Gymnasiallehrer wird deshalb auch der «Geschichtsschreiber der Schweiz» genannt. Er schrieb bisher Biografien über Paracelsus (1993), Bruder Klaus von der Flüe (1996), Micheli du Crest (1999), Franz Desgouttes und Heinrich Hösli (2001) und Heinrich Federer (2003). Der Gymnasiallehrer betreibt für seine Bücher über die einsamen Männer jeweils ein aufwändiges Quellenstudium. «Es gefällt mir, Geschichten zu schreiben, die historisch belegbar sind», erklärt er.

Und er findet die unglaublichsten Geschichten – so zum Beispiel in Langenthal. «Die Wahrheit ist so spektakulär, dass bei der Geschichte von Franz Desgouttes jegliches Geflunker völlig überflüssig ist.» Die Geschichte, die Pirmin Meier in seinem Buch über Franz Desgouttes erzählt, ist wirklich sehr spektakulär. «Ich habe bei meiner Arbeit Langenthal und den Obergeraargau ganz neu kennen gelernt», schwärmt Meier. Beim Aufarbeiten der umfangreichen Desgouttes-Akten konnte er auf die Mithilfe des Langenthaler Historikers Max Jufer zählen. Ohne diese Hilfe hätte er das Buch nicht schreiben können, betont Meier. Denn: «Ohne Hintergrundkenntnisse ist eine blossle Aktenlektüre verhänglich.»

Wichtig war das Erkennen und Auseinanderhalten der Namen und Personen. So taucht in den Akten immer wieder der Name Mumenthaler auf. Erst mit Jufers Hilfe konnte Meier eruieren, welcher der vielen prominenten Mumenthaler an welcher Stelle genau gemeint ist. Das gleiche Problem stellte sich bei den verschiedenen Bädern, die damals existierten. Oft waren es nur Kleinigkeiten, die das Bild dann vervollständigten.

Auf die spektakuläre Geschichte des schwulen Mörders stiess Pirmin Meier über Umwege. Bei den Vorarbeiten zu seinem Buch über den Dichter und Priester Heinrich Federer («der Oscar Wilde der Schweiz») befasste sich Meier mit der Geschichte der Homosexualität im 19. Jahrhundert. Bei diesen Forschungen stiess er auf ein Buch, das in der Homosexuellenbewegung in Deutschland eine grosse Rolle spielte. Es war gleich nach Erscheinen 1836 verboten worden: «Eros oder Die Männerliebe der Griechen». Geschrieben hat es Heinrich Hössli, Hutmacher und philosophischer Autodidakt aus Glarus.

Heinrich Hössli ging in seinem Werk mehrmals auf den Mordfall in Langenthal ein. Und betonte, dass es kein Raubmord war, wie die Tat offiziell dargestellt wurde, sondern ein Mord aus Leidenschaft. Meier begann selbst zu forschen. Er stiess auf die verbotenen Memoiren des Desgouttes. Beim Lesen der Gerichtsakten stellte er fest, dass die beiden späteren Regierungsräte Hans-Ulrich Leibundgut, Schoren, und Karl Schnell, Burgdorf, in den Fall verwickelt waren. Leibundgut ging bei Desgouttes in die Lehre und wurde offenbar von ihm missbraucht. Schnell war ein Studienfreund von Desgouttes und wahrscheinlich ebenfalls homosexuell. Franz Desgouttes hatte noch zwei Stunden vor seinem Tod versucht, Schnell eine Mitteilung zu machen.

Pirmin Meier ist überzeugt, dass er dieses Buch zwanzig Jahre früher

noch nicht hätte schreiben können. Die Zeit wäre noch nicht reif dafür gewesen, glaubt er. Meier weiss, dass sich zwei Jahrzehnte vor ihm der Musiker und Filmemacher Adriano an diesen Stoff gewagt hatte und gescheitert war. Einerseits weil das Filmprojekt zu teuer geworden wäre, andererseits weil der Stoff noch gar nicht historisch aufgearbeitet worden war. «Eine derartige Geschichte kann man erst verfilmen, wenn sie als Buch bekannt ist», glaubt Pirmin Meier. Als Franz Desgouttes war übrigens der Schauspieler Christian Kohlund vorgesehen gewesen. «Das wäre ein attraktives Projekt geworden.» Was nicht ist, kann ja noch werden. Für Pirmin Meier ist jedenfalls klar: «Wenn ein Filmemacher käme, das wäre toll.»

Spektakulär ist die Geschichte des Franz Desgouttes aus heutiger Sicht auch, weil die Verhörakten so umfangreich sind. Während die zur damaligen Zeit Verurteilten vielleicht zwei, drei Sätze zu ihrer Tat sagten, schien es Desgouttes geradezu darauf angelegt zu haben, seine Richter zu verblüffen.

Pirmin Meier hat sich beim Schreiben seines Buches in das Denken dieses Franz Desgouttes hinein versetzt. In eine «extreme Existenz, die aber auch etwas Geniales hatte». Er wollte nicht einfach die «erbarmungswürdige Situation der Homosexuellen von damals» darstellen, sondern auch das «elementar Böse» in Desgouttes zeigen, «in Verbindung mit einer unglaublichen Intelligenz und Raffinesse». Er habe sein Buch, das in der Frühzeit des Liberalismus spielt, jenseits von Gut und Böse geschrieben; weder als Anklage noch als Freispruch. Eigentlich sei nicht die Homosexualität der Grund für das Laster gewesen, sondern die nicht bewältigte Homosexualität.

Und wie stellt sich Pirmin Meier seine Hauptperson vor? «Franz Desgouttes war ein fantasievoller Mensch mit vielen guten Seiten», ist er überzeugt. «Ein Typ, mit dem ich gerne einmal im «Bären» zusammengesessen wäre, um zu diskutieren.»

### *Quellen*

Dieser Beitrag stützt sich nicht auf Originalquellen, sondern auf die folgenden Veröffentlichungen:

Pirmin Meier: «Mord, Philosophie und die Liebe der Männer». Pendo-Verlag Zürich/München, 2001

- Alfred Kuert: «Bürger Quixote aus Uechtland, Andreas Dennler 1755–1819». Langenthaler Heimatblätter, 1986
- Alfred Kuert: «Ein Dorf übt sich in Demokratie, Langenthal zwischen 1750 und 1850». Erschienen im Selbstverlag, 1997
- Alfred Kuert: «Reicher Lebermann wird wegen Mordes erdrosselt», aus der Sommerreihe «Tatort Langenthal», Berner Zeitung BZ, 1997
- Beat Gugger: «Streifzug durch die Geschichte Langenthals». Stiftung Museum Langenthal, 1987
- J.R. Meier: «Langenthal». Berner Heimatbücher, Verlag Paul Haupt Bern, 1958
- Balz Theus: «Pirmin Meier», aus der Serie «Ein Tag im Leben». Im «Magazin» des Tages Anzeigers, Zürich, 2001
- Und auf ein telefonisches Interview, welches der Autor mit dem Schriftsteller Pirmin Meier für einen Beitrag in der Berner Zeitung BZ im Oktober 2001 führte.

## Hermann Bürgi aus Wangen a.A. 1864–1937

Vom Zimmermann zum Gaswerkdirektor in New York

Max Gygax

Hermann Bürgi, 1864 als Sohn des Zimmer- und Baumeisters Andreas Bürgi in Wangen an der Aare geboren, wanderte kurz nach der Rekrutenschule nach Amerika aus. In mehr als hundert Briefen an Eltern, Verwandte und Freunde berichteten er und seine Frau über ihre Lebensumstände. Diese Briefe sind glücklicherweise alle erhalten und befinden sich im Besitz der Familie Bürgi in Wangen a.A. Sie wurden von Kurt Bürgi (1911–1997), Neffe von Hermann Bürgi, ohne inhaltliche, stilistische oder orthografische Änderungen in Maschinenschrift übertragen. Hermann Bürgi erweist sich darin nicht nur als scharfer Beobachter, sondern auch als begabter Schreiber, der anschaulich, farbig und sehr lebendig über seine Erfahrungen und seinen Werdegang zu berichten weiss und uns damit ein eindrückliches Bild der Zeit vor hundert Jahren vermittelt. Die Briefe dienten als Unterlagen für diesen Bericht.

### *Lehr- und Wanderjahre*

Nach beendeter Lehrzeit sucht der junge Zimmermann erfolglos Arbeit in Genf und wandert deshalb weiter nach Lyon. Dort findet er wohl zeitweilig eine Beschäftigung auf verschiedenen Bauplätzen, doch reicht der Verdienst kaum zum Leben. Bürgi lässt sich nicht entmutigen und besucht verschiedene Schulen, um sich sprachlich und im Bauzeichnen weiterzubilden. Mehrmals muss er den Vater um Geld bitten, obwohl er sich aufs Äusserste einschränkt. So schreibt er z.B. am 19. Dezember 1883: «Ich spare mir ja selbst am Essen ab um existieren zu können dess Morgens esse ich gar nichts dess Mittags sehr wehning, nur des Abends habe ich eine rechte Mahlzeit wenn Ihr mich jetzt sähet würdet Ihr Euch wundern wie ich gemagert habe.»

Familie Bürgi in Wangen an der Aare um 1880; links aussen in der hinteren Reihe der 1864 geborene Hermann



Im Sommer 1885 absolviert Bürgi die Pontonierrekutenschule in Brugg und entschliesst sich, im Jahr darauf auszuwandern. Er baut ein kleines Boot, mit dem er auf dem Wasserweg nach Rotterdam fahren will. Da ihm der Rhein ab Mainz zu langsam fliesst, verkauft er dort sein Schifflin und heuert auf einem Dampfschiff an, das ihn nach Holland bringt. Er findet Arbeit auf einer Werft, wo hölzerne und eiserne Schiffe gebaut werden, und macht sich sofort daran, auch in der Bearbeitung von Eisen grundlegende Kenntnisse zu erwerben. Daheim bestellt er eine ganze Kiste Werkzeuge, da die Schiffsbaumeister von den Gesellen erwarten, dass sie diese mitbringen.

Am 7. November 1886 berichtet er den Eltern: «Letzten Dienstag habe ich die Kiste richtig erhalten... Ich arbeite jetzt auf einem Deutschen Dreimastenschooner. Der muss gedichtet und neu gestrichen werden. Wenn es dann geladen ist fährt es nach Ostindien u ich gehe dann velleicht mit als Zimmermann. Ich kann 80 Mark verdienen im Monat u habe natürlich Kost u Logis frei... Die Reise würde so 8–9 Monate dauern u da könnte ich ein schönes Stück Geld verdienen...»

Ein paar Tage später teilt er den Eltern mit, dass es nun zur See gehe. Er bittet: «Schickt mir wieder Zeitungen zum Lesen aber nur recht viele (Auch Anzeiger). Auch seid so gut u schickt mir etwa drei Kalender von 87 etwa der «Hinkende Bote» der «Dorfkalender» u der «Distelikalender.» Als Adresse gibt er an: «Hermann Bürgi, Schiffszimmermann an Bord des deutschen Dreimastenschooners Balthasar abzugeben auf dem Deutschen Consulat in Ponce auf Portorico/Westindien».

Bis Bürgi seine Zeitungen und Kalender behändigen kann, sollte es allerdings noch eine Weile dauern! Sein Kapitän macht nämlich zuerst einen Abstecher nach Afrika. Auf der von Stürmen begleiteten Fahrt stellt sich heraus: «Der Balthasar war eben nicht ein gutes Seeschiff er ist eben hauptsächlich für die Flussschiffahrt u daher ziemlich flach gebaut u rollte (schlingern od schaukeln) u stampfte auf See ganz fürchterlich. Denkt Euch einmal ein Schiff das geht erst auf die eine Seite, dass man an Dek klebt wie eine Fliege an einer schiefen Wand u bald eben so auf die andere Seite u die Wellen schlagen von allen Seiten darüber hin. Der Wind pfeift u heult durch die Takelage u macht in den vielen straffgespannten Drahtseilen eine höllische Musik. Ich bin die ganze Reise mehr nass gewesen als trocken.»

Nach fünfwöchiger Fahrt erreicht die «Balthasar» die Kongo-Mündung und segelt ungefähr 200 Meilen flussaufwärts. «Da handelten wir mit den Neger gegen Werkzeuge Waffen Glaswaren Gold Elfenbein Palmöhl usw. Die mannigfaltige Scenerie, der mit der ganzen Pracht einer tropischen Vegetation geschmückten Ufern dieses gewaltigen Stromes das schauerlich erhabene eines nächtlichen Tierkonzerts, die Glut einer senkrecht über unserm Haupt scheinenden Sonne u endlich die sonderbaren Menschen Euch zu schildern will ich spahren bis ich einmal wieder nach Hause komme.»

Das nächste Ziel ist nun Puerto Rico. In Ponce kann Bürgi die erwünschten Zeitungen und Kalender auf dem Deutschen Konsulat in Empfang nehmen, was seinen Eltern von Vizekonsul Wichert mitgeteilt wird. Dann hören sie nichts mehr von ihm, bis Ende Mai 1887 ein Brief von ihm eintrifft, in dem er erzählt: «Von da (Ponce) fuhren wir nach Macoris auf der Insel Haiti mit Balast u ein par Passagiere. Da wären unser drei Mann bald in Gefar gewesen uns zu verlihren. Wir kreuzten schon ein par Tage vor der Insel herum u konnten die Einfahrt nicht finden. Der Steueremann ein Matrose u ich wurden im Boot an Land geschickt um einen

Lotsen zu suchen. Als wir wieder zurück kamen wurden wir etwa 20 Meilen vom Schiff von demselben getrennt u verlohren es aus Sicht 3 Tage ruderten wir herum bis wir das Schiff wieder fanden. Glücklicherweise hatten wir viel Provisionen an Bord aber das rudern gieng bei dem hohen Wellengang nicht so gemütlich wie daheim auf der Aare... Von Haiti giengen wir nach Buenos Aires in Südamerika u fuhren etwa 100 Meilen der Rio la Plata hinauf nach Rosario. Dort befinden sich sehr grosse Vieschlächtereien u werden täglich mehr wie 100 Stück geschlachtet. Das Vieh ist halbwild u wird von berittenen Hirten gehütet... Da haben wir Conservenfleisch in Büchsen u Suppenextrakt geladen u fuhren nach der Insel Dominica in Westindien. Dort luden wir Zucker u kamen hierher nach New York.»

### *Zimmermann in New York*

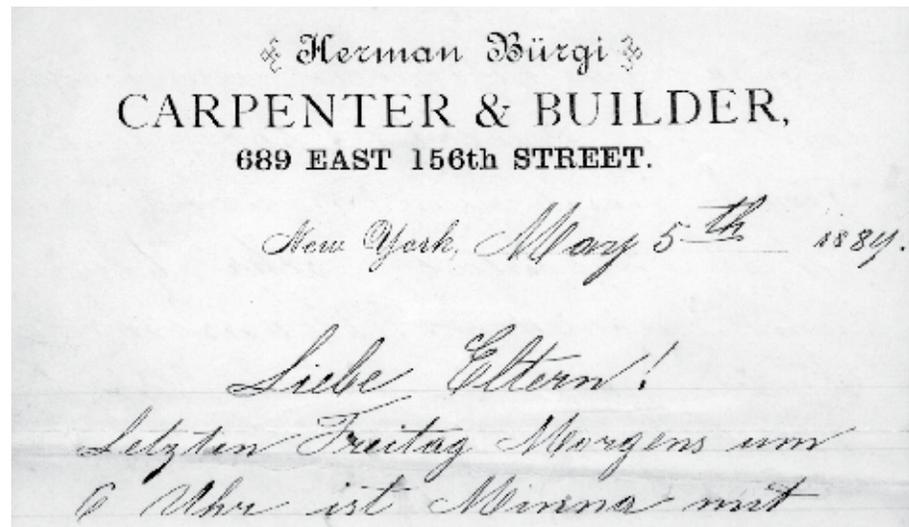
Die Riesenstadt macht dem jungen Bürgi gewaltigen Eindruck. «Der Verkehr im Hafen u auf den Strassen ist grossartig auf dem Wasser fahren die Fährboote auf den Strassen die Tramwais u Eisenbahnen welche den Verkehr in dieser Riesenstadt vermitteln. Alles rennt u hastet denn «teims is monnie» sagt der Amerikaner.» Er findet sogleich Arbeit beim Bau einer Villa und verdient bei neunstündiger Arbeitszeit drei Dollar. Damit ist er sehr zufrieden, kostet ihn sein schönes Zimmer samt ausgezeichneter Kost doch nur 6 Dollar pro Woche.

Weniger rühmt er die amerikanische Bauart: «Liederlich wird hier gebaut alles nur zusammengenagelt u hölzerne Zapfen an Pfosten od so gibt es gar nicht. In 3 bis 4 Wochen wird ein 3 Stökiges Wohnhaus fix und fertig gestellt.»

Seinem Heimatstädtchen Wangen bleibt der 1886 ausgewanderte Hermann Bürgi rührend verbunden; selten vergisst er in den vielen Briefen an die Eltern, auch Grüsse an alte Freunde und Bekannte auszurichten. So erkundigt er sich beispielsweise, ob der Pontonierfahrverein auch fleissig übe, und verspricht, wenn er wieder mal nach Hause komme, wolle er ihnen was vormachen im Schifffahren, da er nun in «diesem Artikel ziemlich Erfahrung habe».

Zuhanden des beruflich interessierten Vaters beschreibt er peinlich genau den amerikanischen Hausbau vom Fundament bis zum Dach, von

Briefkopf von  
Hermann Bürgis Zimmereibetrieb



der Isolation der Wände mit Papier bis zu einer besondern Sorte Nägel, welche das Holz nicht zersprengen. Im Sommer 1887 berichtet er: «Hier herrscht jetzt eine furchtbare Hitze an 40 bis 50 Menschen werden Täglich von derselben übermannt u mehr als die Hälfte sterben daran. Die Pferde an den Tramways u Lastwagen fallen um trotzdem sie alle einen kleinen Sonnenschirm über dem Kopf haben. Heute Abend habe ich 11 tode Pferde an der Strasse vom Arbeitsplatz hierher liegen gesehen.»

Bürgi arbeitet noch keine fünf Monate in New York, da kann er seinen Eltern mitteilen: «Ich habe jetzt als Vormann von 10 Mann ein grosses Haus auf dem Land angefangen u fahre alle Morgen mit der Eisenbahn hinaus... Das ist hier sehr bekwehm eingerichtet mit dem Salonwagen u fahrenden Restaurationen, dass man noch unterwegs früstücken kann. Es ist nur ein Preis u giebt nur eine Klasse, jeder hat Zutritt zu den Saloncars...»

Der rasche berufliche Aufstieg des jungen Zimmermanns war keineswegs Zufall; er ergreift jede Gelegenheit, sich weiterzubilden: Nach der täglichen Arbeit auf dem Bauplatz besucht er von 18 bis 22 Uhr eine Zeichenschule und anschliessend noch eine Englischstunde. Damit nicht genug, zeichnet er nach dem Nachhausekommen um Mitternacht noch Pläne für einen Architekten! Monatelang schläft er höchstens vier Stunden und meint, mit ein bisschen Energie gewöhne man sich ganz gut daran.

### *Bürgi gründet eine Familie*

Hermann Bürgi spricht fließend Englisch und wird überall für einen richtigen «Yankee» gehalten, obwohl er erst ein halbes Jahr in New York lebt. Bereits trägt er sich mit dem Gedanken, ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Er unterbricht die Arbeit auf dem Bauplatz und besucht während anderthalb Monaten täglich von 8 bis 22 Uhr wieder die Zeichenschule, eine Art Technikum.

Am 27. März 1888 teilt Hermann den Eltern mit, er habe die Bekanntschaft eines Mädchens, Minna Pappendeck, einer Deutschen aus Ostpreussen, gemacht und gedenke zu heiraten. Dazu möchte er die Einwilligung von Vater und Mutter haben. Er entwirft ein eingehendes, sehr sympathisches Bild von seiner Freundin, ihrem Herkommen, ihren Angehörigen und ihren günstigen Vermögensumständen und hofft, die Eltern würden ihm den Segen nicht versagen. Vorerst wurde diese Hoffnung aber enttäuscht, was den Sohn am 25. Mai 1888 zu folgender Antwort veranlasst:

«Vaters Brief vom 29. April habe ich erhalten und daraus gesehen, dass Ihr meinen Entschluss mich zu verheiraten nicht billigen könnt, was ich auch schon zum voraus wusste. So will ich Euch nun sagen... dass dieser Entschluss immer noch fest steht. Über meine Zukunft braucht ihr nicht bange zu sein, einem offenen Kopf u einem par kräftigen Armen stehen hier viele Wege offen. Mit dem kleinen Kapital das wir beide besitzen, lässt sich hier, oder weiter im Land drinnen immer ein hübscher Anfang machen... Von Euch verlange ich gar nichts, als Eure Einwilligung.»

Angesichts dieser selbstbewussten, entschiedenen Stellungnahme gaben die Eltern ihren Widerstand auf. Jedenfalls dankt im August Minna Bürgi-Pappendeck «für das Glück, dass Sie die Fremde, die jetzt Ihren Namen trägt, als Glied Ihrer Familie betrachten wollen, ich Sie Vater & Mutter nennen darf».

Vom Januar 1889 an arbeitet «Herman Bürgi, Carpenter & Builder, 689 East 156 th Street, New York» auf eigene Rechnung. Er beschäftigt gleich acht Arbeiter, und ihre Zahl steigt nach kurzer Zeit auf 15, da sich die Aufträge häufen. Das erstaunt nicht, Bürgi verrät selber sein Erfolgsrezept: «Ich halte vor allem darauf dass gute Arbeit gemacht wird, und woh ich einmal bekannt bin, bekomme ich auch wieder Recommenda-

In diesem Brief aus New York vom 25. Mai 1888 bittet Hermann Bürgi die Eltern um Einwilligung in die Heirat mit Minna Pappendeck.

New-York, d. 25. Mai 1888.

Liebe Eltern!

Mein Liebes Brief vom 20. April habe ich erhalten und davon gelesen, dass Sie mir ein  
 Gutachten mit der Bitte schreiben, nicht billigen  
 können, was ich mir schon gewünscht habe.  
 Ich will ich hier nicht sagen, dass ich alles  
 dafür in Erwägung genommen habe, dass  
 ich in meinem Gutachten schon vorher  
 geschrieben habe, dass ich in der That  
 und dass dieser Gutachten immer noch  
 fast fast. Unter meiner Zeit nicht betriebe  
 Sie nicht besser zu sein, wenn es  
 Recht in einem von Küstigen Namen  
 haben wie auch andere Offiziere. Mit  
 dem Namen Reichert das eine nicht  
 besitzen, ist es für Sie, eine weitere  
 im Land können immer noch für Sie  
 Ansehen und für. Unter der Zeit haben  
 wir auf dem Gebiet fast gut geübt, wenn  
 möglich können wir auch noch nicht  
 jedenfalls werden ich es für mich selbst  
 Ich bin sehr dankbar für die Briefe, die  
 Sie mir schreiben. Wenn Sie  
 mich nicht mehr in der That schreiben  
 in der That mich ein Brief für fast sein  
 wenn Sie ist wenn für die Unterwelt  
 darauf schreiben. Ich werde mich als

tion nach anderwärtz.» Und er fügt gleich noch bei, dass er noch gute Leute brauchen könnte und gerne auswanderungswillige Zimmerleute aus der Schweiz anstellen würde.

### *Neue Herausforderungen*

Nachdem Bürgi für die Central Gaslight Compagnie verschiedene Gebäuderenovationen vorgenommen hat und dem Haupteigentümer der Factory als sehr zuverlässiger und ideenreicher Mann aufgefallen ist, macht ihm dieser den Vorschlag, den Posten eines Werkführers im Gaswerk zu übernehmen und den ganzen Betrieb mit 80 bis 90 Angestellten zu leiten. Nach einer Probezeit, in der er sich in gewohnt gründlicher Art mit der neuen Aufgabe vertraut gemacht hat, sagt Bürgi zu. Den Eltern schreibt er am 16. Dezember 1891: «Ich habe eine Stelle bei der Gas Co. angenommen, wo ich \$ 2000 das Jahr verdiene. Mr. Beal ist der President und mein einziger Vorgesetzter ein kleiner quecksilberner Yankee. Ich habe die Aufsicht über die ganze Gasfabrik. Ich stelle die Arbeiter an und bezahle sie auch. Dess Morgens stehe ich um halb sechs auf gehe in das Retorthaus wo um sechs die Leute wechseln dann sehe ich nach wie viel gas wir anhand haben und bestimme dann wieviel gemacht werden soll... Um 10 Uhr kommt der President mit dem gehe ich dann überall herum und erstatte meinen mündlichen raport bis 12 Uhr... Abends 6 Uhr wechseln die Feuerleute wieder... dann gehe ich nach Hause und gehe nach dem Nachtessen noch einmahl hinüber.» Im April 1892 erwirbt Bürgi übrigens das amerikanische Bürgerrecht, ohne indessen auf das schweizerische zu verzichten.

Um die Jahrhundertwende entwickelt sich in New York das Geschäft mit dem Gas unter Hermann Bürgis Leitung hervorragend. Es bringt der Gesellschaft saftige Gewinne. Innert zehn Jahren steigt der Gasausstoss von 600 000 Kubikfuss auf 3,5 Millionen täglich. Werkführer Bürgi wird zum Betriebsdirektor ernannt und sein Gehalt entsprechend erhöht. Seine Firma, die jetzt Central Union heisst, gilt als Mustergasanstalt in den USA, da hier pro Tag und Retorte 12 000 cbft Gas erzeugt werden gegenüber bloss 8000 in den andern Gaswerken. Selbstbewusst und mit berechtigtem Stolz schreibt er am 20. Februar 1901 den Eltern: «Wir

Hermann Bürgi um 1900  
in New York



machen 40 000 cbft pro Mann gegen 20 000 der andern und was die Hauptsache ist wir machen das Gas um etwa die Hälfte billiger und darauf wird hier am meisten gesehen. Alle diese Vorzüge sind das Resultat meines 10jährigen heissen Ringens und Fleisses. Ich habe praktisch und theoretisch mich ausgebildet. Ich verlange von keinem meiner 200 Arbeiter etwas was ich nicht selber thun kann darum arbeiten dieselben auch mit Lust und Liebe für mich und ich bekomme auch mehr und bessere Arbeit als in den andern Gasfabriken geleistet wird. Ich habe auch Unterricht genommen und habe mich zum Civil Ingenieur ausgebildet. Heute werde ich als eine Autorität im Kohlengasfach angesehen und werde von vielen Seiten um Rath angegangen.»

Wie weit Bürgis Ruf gedungen ist und wie sehr seine Mitarbeit gefragt ist, geht auch daraus hervor, dass sich die Stettin Chamotte Fabrik, die weltweit Ofen für Gaswerke herstellt, um ihn bemüht. Die Deutschen schicken ihren Generaldirektor Lenz nach New York, um den anerkannten Fachmann als leitenden Ingenieur für den Bau einer neuen Fabrik zu gewinnen. Bürgi denkt aber trotz eines verlockenden Angebots einstweilen nicht daran, seine Gesellschaft im Stich zu lassen. Er arbeitet am Entwurf für einen neuen Ofen, der 60 Prozent mehr leisten soll als alle bisherigen Modelle. Daneben baut er jetzt schon Gasanlagen auf eigene Rechnung, so in Connecticut und Kalifornien. Ein Problem für ihn bilden fehlende qualifizierte Arbeitskräfte. Immer wieder bittet er den Vater, ihm willige, fleissige Leute zu suchen und zur Ausreise aufzumuntern; er würde ihnen in New York zur Zeit bei Bewährung 1500 bis 1800 Dollar im Jahr bezahlen – eine einzigartige Gelegenheit, wenn man bedenkt, dass ein Arbeiter für Kost, Logis und Wäsche pro Woche nur 4 Dollar auslegen muss.

### *Besuch in Europa*

Im April 1903 unternimmt Bürgi eine schon lange geplante Europa-reise, die er mit dem Besuch seiner Eltern in Wangen verbinden will. Zuerst führt ihn aber der Weg nach Stettin und dann ein paar Wochen nach Berlin, wo er in den dortigen Gaswerken alle modernen Verbesserungen studieren will. Er inspiziert, schreibt Beobachtungen auf, fotografiert die Anlagen, diskutiert mit Arbeitern und ihren Vorgesetz-

Überfahrt von New York nach  
Bremen, 1903. Unter den Erst-  
klasspassagieren Hermann Bürgi

<h1>Cabin Passenger List</h1> <p style="text-align: center;">— OF THE —</p> <h2>Imperial German and U. S. Mail Twin Screw Steamship</h2> <h3 style="text-align: center;">* * Grosser Kurfürst, * *</h3> <p style="text-align: center;">W. REIMKASTEN, Commander.</p> <p style="text-align: center;"><i>Sailing from New York for Bremen via Plymouth and Cherbourg,</i></p> <p style="text-align: center;">* THURSDAY, MARCH 26th, 1903. *</p> <hr/> <h3 style="text-align: center;">FIRST CABIN.</h3>	
<p>Mr. Arthur Abraham.</p> <p>Miss Bond.</p> <p>Mrs. Fr. Behrend.</p> <p>Master Walter Behrend.</p> <p>Master William Behrend.</p> <p>Master Fred'k Behrend.</p> <p>Mr. Hermann Bürgi.</p> <p>Mrs. Berthelson.</p> <p>Mrs. Adelheid Berthold.</p> <p>Mr. Edward Bright.</p> <p>Mrs. Edward Bright and infant.</p> <p>Master Edward Bright.</p>	<p>Mr. Gustav Erbe.</p> <p>Mrs. Gustav Erbe</p> <p>Dr. A. G. Elliot.</p> <p>Mrs. A. G. Elliot.</p> <p>Miss Emma Finck.</p> <p>Miss Dora Finck.</p> <p>Miss Amelia Fink.</p> <p>Mrs. E. E. Froman.</p> <p>Mr. R. Barrett Filhian.</p> <p>Mr. Chas. Feltman.</p> <p>Mrs. Chas. Feltman.</p>

ten – kurz, er lässt keine Gelegenheit aus, sich alle Kenntnisse anzueignen, die für die Weiterentwicklung seiner New Yorker Gaswerke nützlich sein könnten.

Der Besuch bei den Eltern in Wangen endet wegen einer lange zurückliegenden Angelegenheit auf unerwartete Weise. Ein Jahr nachdem er im Sommer 1885 die Rekrutenschule bestanden hatte, war Hermann Bürgi nach den USA ausgewandert. Sein Vater hatte die Militärsatzsteuer für ihn bezahlt, bis Hermann 1892 das amerikanische Bürgerrecht



Hermann Bürgi mit seiner Mutter, 1903 anlässlich des Besuchs in Wangen an der Aare

erworben hatte, dann unterblieben weitere Zahlungen. Damit aber verstieß der immer noch dienstpflichtige Doppelbürger unwissentlich und sicher ungewollt gegen gesetzliche Vorschriften.

Sobald nun Bürgis Anwesenheit in Wangen ruchbar wird, setzt sich der Amtsschimmel in Trab: Es wird ein Haftbefehl gegen den Sünder erlassen, und Bürgi, der nicht riskieren will, von einem Polizisten abgeholt und arretiert zu werden, setzt sich nach Mailand ab.

Die teils bemühende, teils lächerliche Angelegenheit wird nach Bürgis Abreise von seinen Brüdern weiterverfolgt und endet erst im Herbst 1906 in der Weise, dass der Steuersünder 648 Franken Militärsteuer für die Jahre 1894 bis 1906 entrichtet, worauf die kantonale Militärdirektion Bern die Ausschreibung im Fahndungsblatt aufhebt.

Bürgi setzt nach der Flucht vor den bernischen Militärsteuerschergen seine Inspektions- und Informationsreise fort und besucht über ein Dutzend Gaswerke in den grössten europäischen Städten.

### *Wieder in den USA*

Im Sommer 1903 trifft Bürgi wieder in New York ein und stürzt sich sogleich in die Arbeit. Da alle Gasgesellschaften unter der gleichen Leitung stehen, muss der technische Direktor bei auftretenden Schwierigkeiten bis hin nach Boston zum Rechten sehen. Anlässlich einer Konferenz mit den Finanzgrössen der Gasindustrie, an der Bürgi über die Pariser Gaswerke berichtet, macht er auch die Bekanntschaft «des berühmten John D. Rockefeller President der Standart Oil Co».

Von einem schrecklichen Ereignis berichtet Bürgi seinen Angehörigen in einem Brief vom 19. Dezember 1904: «Letzten Sommer brannte direkt bei uns ein grosser Excursionsdampfer bis auf den Wasserspiegel herunter und etwa 1000 Personen meist Frauen und Kinder kamen dabei elend um. Ich war schnellstens mit meinem grossen Boot der «Elsa» bei der Hand und es glückte mir etwa 60 Personen zu retten. Die Szenen die sich da abspielten werde ich nie mehr vergessen. Ich sah Frauen und Kinder bloss 4 Schritte von mir untergehen und ich konnte doch nicht helfen da ich meine Hände schon voll hatte. Ich war mit noch 2 Männern auf meinem Boot so dicht unter dem brennenden Dampfer dass mir die Kleider angesengt wurden und das Feuerboot Ströme von Wasser auf



gemacht wird, werden 150000 HP herauskommen. Ich habe die Oberaufsicht über die neue Anlage und werde alle 2–3 Wochen einmal hinfahren müssen. Electricität ist für mich noch etwas neu und ich muss tüchtig studieren um auf der Höhe zu bleiben. Aber ich werde es auch noch fertig bringen wie mit dem Gas.»

Damit endet der erhaltene Briefwechsel. Hermann Bürgi besucht später Europa und auch die Schweiz noch mehrmals in geschäftlicher Mission. Er stirbt 1937 in New York.

# Marie Rosa Götzold-Haudenschild 1886–1969 – eine Oberaargauerin in Sachsen

Anna Katharina Heiniger

Marie Rosa Götzold-Haudenschild stammte aus Niederbipp. 1913 verheiratete sie sich mit einem Sachsen und liess sich mit diesem in Planitz nieder. Die Schicksalsschläge und Probleme, mit denen sie dort konfrontiert war, schildert sie in Briefen an ihre ehemalige Pflegemutter, Regina Leuenberger-Sommer<sup>1</sup> in Ursenbach, und deren beiden Söhne, Jakob und Ernst. Der Schwerpunkt liegt dabei in der Zeit der sowjetischen Besetzung und den ersten Jahren der DDR, 1945–1962.



Regina Leuenberger-Sommer  
(1848–1921) aus Ursenbach,  
Pflegermutter von  
Marie Götzold-Haudenschild.  
Foto A. Wicky, Bern, um 1898

## *Kindheit in Niederbipp, Jugend in Ursenbach*

Marie Rosa Haudenschild wird am 13. September 1886 in Niederbipp als drittes von acht Kindern der Eltern Emil und Elise Haudenschild-Haudenschild geboren. Die Kindheit ist für sie nicht gerade einfach. Der Vater – von Beruf Küfer – ist Alkoholiker. Die Mutter ist häufig melancholisch und hat Kummer wegen des Geldes, zudem wird sie von ihrem Mann unterdrückt und eingeschüchtert. Eines Nachts erwacht die ungefähr achtjährige Marie, steht auf und findet ihre Mutter in der Küche, wo sie soeben im Begriff ist, Gift zu sich zu nehmen. «Kind, du hast mich vor etwas ganz Schlimmem bewahrt!», sagt die Mutter zum Mädchen, das dieses Erlebnis nie wieder vergessen kann.

Als Marie elf Jahre alt ist, stirbt ihre geliebte Mutter. Die Kinder kommen in Pflegeplätze, da der Vater nicht fähig ist, für alle acht zu sorgen. Zusammen mit ihren beiden jüngeren Brüdern Hans und Ernst kommt Marie Rosa nach Ursenbach auf den Hof von Regina Leuenberger-Sommer, der Schwiegermutter ihres Onkels Fritz Haudenschild-Leuenberger. Der Tod ihrer Mutter macht der elfjährigen Marie schwer zu schaffen. Zu



Marie Rosa Götzold-Haudenschild  
(links) und Elisabeth Schär-Friedli.  
Foto Carl Ruhé, Langenthal,  
um 1900

Beginn ist es für das Mädchen ausgesprochen schwierig, sich zurechtzufinden und das Bauernhaus als Heim, die fremden Leute als Ersatzfamilie und die strenge Frau als zweite Mutter anzunehmen.

Doch Marie – so scheint es – kann sich akklimatisieren und gewinnt ihre Lebensfreude zurück. Am 25. Juli 1899 schreibt ihre Pflegemutter an ihren Sohn Jakob in Bern: «[...] Im gleichen Augenblick kam Bertha vom Stutz und überbrachte mir ein Stückli Wabenhonig und frug, ob Marie nit nach Rütschelen könnte, zu himbeeren. Ich liess sie Mittags nach der Schule gehen und sie hatte Abends doch dann ein Milchfläschli voll zusammengebracht, was ihr nicht geringe Freude machte. Es waren 4 Pfund.<sup>2</sup> Dafür war sie aber bachnass, hatte an ihrem Schirmli den Stecken zerbrochen und verloren. Marie frug, ob ich's dann schreiben wolle, sie habe so viel beeret. Abends ging sie dann geschwind mit dem Becki zum Lisabeth go «spienzle!»<sup>3</sup> Am 31. Juli 1899 schreibt Regina Leuenberger-Sommer nach Bern: «[...] Güst hatte mir sein Ross offerirt, Hans<sup>4</sup> jedoch wollte die Kuh nehmen. Ich beharrte auf dem Ross u. denke, Hans konnte es nit einmal g'schirren, deshalb wollte er die Kuh. Heute nun führten wir mit Statth. Grau<sup>5</sup> heim, Marie machte den Fuhrmann, die fürchtet kein Tier. Gestern Sonntag wollte sie mit aller Gewalt nach Weinstegen Schnittersonntag,<sup>6</sup> ich erlaubte es nicht. Sie machte einen bösen Kopf, dafür schmierte ich ihns durch.»<sup>7</sup>

Marie selbst erinnert sich in einem Brief an Jakob Leuenberger-Schenk an die Weihnachtszeit in Ursenbach: «[...] Weihn. steht ja nun vor der Türe u. da denkt man besonders all seiner Lieben. Wie schön war es früher, wie freuten wir uns wenn Ihr alle aus Bern zur Mutter kamet. Da habe ich über'm Bach oben ein Tannenbäumchen ums andere geholt bis es endlich das richtige war. Dann wurde geputzt. Ein grosser Schinken wurde gekocht. Rippchen gebraten, auch Sauerkraut wurde nicht vergessen. Ein ganzer Wäschekorb voll «Schlüferli»<sup>8</sup> wurden gebacken, beim Bäcker die schönen grossen Zöpfe – kurz es war ein richtiges Fest. Weihnachten früh gingen Mutter und ich zum Gottesdienst. Nachm. stand ein grosser Weihnachtsbaum für uns Kinder bei Pfarrers in der Wohnstube. Auch dort fehlte ein kleines Geschenk für uns nicht. Einmal ich bekam ein paar alte Schlittschuhe auch abgelegte Schuhe von Martha<sup>9</sup> und o welche Freude, da ging's hinunter zum Bach die ersten Versuche wurden unternommen und welch ein Pech – das Meitli fiel mit dem guten Kleid zu Boden, die Absätze waren abgedreht, das schöne Kleid

ganz verschmutzt und nun war guter Rat teuer. Bärbelis Anna<sup>10</sup> war meine Rettung. Sie sagte weine nur nicht, das Kleid mache ich schnell wieder sauber, dann wird's geplättet und am Abend kannst du's dann wieder anziehen.»<sup>11</sup>

Am 23. März 1902 – dem Palmsonntag – wird Marie in der Kirche von Ursenbach konfirmiert. Die Zeit als Pflegekind ist damit zu Ende, aber der Kontakt zur Pflegemutter und deren Kinder bleibt noch über Jahre hinaus bestehen.

### *Welschlandjahre, Wanderjahre, Heirat*

Am 8. Dezember 1903 tritt Marie in Vevey eine Stelle als Dienstmädchen an. Dort erlernt sie nicht bloss die Führung eines Haushaltes, sondern auch die französische Sprache. Am 4. April 1907 löst sie ihre Papiere in Vevey heraus und kehrt nach Bern zurück. Mit ihrer Schwester Liseli zusammen reist sie wahrscheinlich noch im selben Jahr nach England, um zuerst in einem Schweizer Pensionat die Sprache zu lernen. Danach findet Marie eine Anstellung bei der jüdischen Familie Nestlé und unterrichtet deren Kinder in Deutsch und Französisch. Nach England nehmen die beiden jungen Frauen Stellen in Berlin und Leipzig an. Marie arbeitet als Kindermädchen bei einer wohlhabenden Familie in Berlin. Liseli lernt in Leipzig den Oberkellner Franz Robert Herzog kennen, der sich bald einmal den Baptisten anschliesst und – aus religiösen Gründen – seinen Beruf wechselt. Liseli und Robert heiraten am 16. Juni 1908. Wahrscheinlich um 1909 kommt das erste Kind, Fritz, zur Welt.

Liseli fordert Marie auf, nach Leipzig zu kommen, ihr beizustehen und Patin des ersten Sohnes zu werden. Diese kündigt ihre Stelle und eilt zu ihrer Schwester. Bei den Baptisten lernt sie den um vier Jahre jüngeren und noch nicht volljährigen Johannes Martin Götzold kennen, der sie jeweils zur Jugendstunde der evangelischen-freikirchlichen Gemeinde abholt. Es kommt, wie es kommen muss: Marie und Martin verlieben sich ineinander. Bevor die beiden jedoch heiraten, stellen sie ihre Liebe auf die Probe und trennen sich für ein Jahr. Martin arbeitet in jener Zeit in Westfalen; Marie bleibt in Leipzig. Am 13. März 1913 geben sich die Obergeraauerin und der Sachse das Jawort. Nach der Heirat zieht das

Marie Rosa und Johannes  
Martin Götzold-Haudenschild  
als Brautpaar. Foto um 1913



Paar nach Planitz in eine Wohnung im Sechsfamilienhaus, das dem verwitweten Vater Götzold gehört. Dort erblickt am 13. November 1913 der erste Sohn, Georg, das Licht der Welt.

#### *Der Erste Weltkrieg und die Krisenjahre der Zwischenkriegszeit*

Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und der darauf folgenden Krisenzeit liegen über die Familie Götzold nur sehr wenige Angaben vor. In einem Brief an ihren Sohn Jakob in Bern erwähnt Regina Leuenberger-Sommer die Karte, die Martin Götzold ihr aus dem Krieg geschickt hat: « [...] Von Maries Maneli in H. Planitz erhielt eine Karte. Er meint, die Russen sollen sich die Köpfe blutig rennen, die Deutschen gäben nit nah! Es gehe ihnen, weil in fester Stellung, nicht so übel, doch sehne er sich nach seinem trauten Heim!»<sup>12</sup> Der Grund, weshalb sich der Soldat nach Hause sehnt, ist klar: Am 15. August 1915 ist Martin, sein zweiter Sohn, geboren worden. Vier Jahre nach Kriegsende kommt am 4. Juli 1922 der dritte Sohn, Berthold, zur Welt. Ein Jahr später, am 13. Oktober 1923,

Familienbild, aufgenommen während des Ersten Weltkrieges in Zwickau. Von links: Johannes Martin Götzold-Haudenschild, Sohn Martin, Marie Rosa Götzold-Haudenschild, Sohn Georg und Grossvater Ehregott Götzold. Foto E. Scheithauer, Hoffotograf, Zwickau i./S., um 1917



wird das vierte Kind, die Tochter Irmgart Regina, geboren. Der in der Zwischenzeit bettlägerig gewordene Schwiegervater, Ehregott Götzold, stirbt 1925.

Im Juli 1929 reisen Marie, Martin, Berthold und Irmgart in die Schweiz. Es wird das letzte Mal sein, dass Marie in der Heimat weilt. Aus Niederbipp schreibt Martin nach Ursenbach: «[...] Nun sind wir glücklich da in der schönen Schweiz und haben auch schönes Wetter mitgebracht. Wir dachten nun, vielleicht am nächsten Dienstag einmal nach Ursenbach zu kommen, wenn es Ihnen so recht ist. Miggi freut sich sehr darauf.»<sup>13</sup> Nur die beiden jüngeren Kinder lernen die Schweiz kennen. Georg und Martin, die älteren Buben, haben ihre Berufslehren begonnen, der eine als Holzkaufmann, der andere als Tischler.

Während der Krisenjahre ist Johannes Martin Götzold arbeitslos. Kurze Zeit arbeitet er als Wegknecht. Um ein wenig mitzuverdienen, gibt Marie privaten Sprachunterricht in Französisch und Englisch. Ihr Mann, der sich bei den Baptisten als Laienprediger engagiert, findet wieder eine Stelle in seinem erlernten Beruf und arbeitet nun als Buchhalter im Büro eines Steinkohle-Bergwerkes. Am Ende der Krisenjahre gelangt der Direktor an

Familie Götzold-Haudenschild  
in Planitz. Von links: Georg,  
Marie Rosa, Berthold, Johannes  
Martin mit Irmgart und Martin.  
Foto um 1929



ihn und stellt ihm eine Beförderung in Aussicht, wenn er der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) beitrifft. Die übrigen sieben Bürokollegen sind alle bei der Partei. Martin weigert sich. Er wird nicht befördert, aber die befürchtete Kündigung bleibt aus. Der Direktor lässt ihn weiterarbeiten.

Sohn Georg Götzold absolviert nach der Lehre als Holzkaufmann eine vierjährige Ausbildung als Pastor. Er heiratet 1939, wird als Seelsorger nach Friesland gewählt und zieht mit seiner Frau, Dora Ludwig (geb. 1915), nach Norddeutschland. Im August 1940 kommt bei ihnen die Tochter Gudrun zur Welt, 1943 der Sohn Rainer. Martin, der Zweitälteste, verpflichtet sich nach seiner Ausbildung als Tischler für zwölf Jahre als Berufssoldat. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges verheiratet er sich mit Ruth Schumann (1918–2001) und wird 1940 Vater von Joachim.

## *Der Zweite Weltkrieg*

Als am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbricht, heisst es für Marie, von Georg und Martin Abschied zu nehmen. Beide Söhne kommen an die Front. Bei der Hitlerjugend lernt der dritte Sohn, Berthold, Segelfliegen und wird ein begeisterter Flieger. Noch kurz vor Kriegsausbruch beginnt er mit dem Ingenieurstudium. Mit 18 Jahren endet seine Ausbildung abrupt. Er erhält das Kriegsaufgebot, wird in die Fliegerabteilung eingeteilt und muss oft reparaturbedürftige Maschinen fliegen. Dieser Umstand bringt es mit sich, dass er zweimal abstürzt, gibt ihm aber die Möglichkeit, ab und zu auf dem Planitzer Flugfeld zu landen und seine Eltern zu besuchen. Kurz bevor der Krieg ausbricht, beginnt Tochter Irmgart eine kaufmännische Ausbildung. Sie arbeitet bis zu ihrer Heirat 1946 in der Buchhaltung einer Zigarrenfabrik. Ihr Verlobter, Johannes Weller (1920–2001), wird eingezogen und gerät auf dem Afrikafeldzug in Tunis in amerikanische Gefangenschaft. Er kehrt im Sommer 1946 wieder nach Deutschland zurück.

Marie ist in dieser Zeit die Verbindungsstelle der Familie. Bei ihr kommen alle Nachrichten über die Söhne und deren Familien zusammen. Eine schwierige Zeit! Die Angst um die drei Männer, die im Krieg sind, ist enorm. Irgendwann im Frühsommer 1944 trifft in Planitz die schreckliche Nachricht ein, dass die beiden Söhne Georg und Martin an der Front in Polen gefallen sind. Die Zeit scheint für einen Moment stillzustehen. In der Erinnerung von Dora Götzold-Ludwig nimmt Marie die Mitteilung über den Tod ihrer Söhne «mit einer tiefen Stärke und Ruhe auf, die nur Gott geben kann».<sup>14</sup>

## *Unter der sowjetischen Besatzung (1945–1955)*

Im Mai 1945 endet der Zweite Weltkrieg. Deutschland wird unter den Besatzungsmächten aufgeteilt. Planitz fällt in die russische Zone. Den sowjetischen Machthabern gelingt es, die ihnen unterworfenen Bevölkerung vollständig gegen den Westen zu isolieren und sie leiden zu lassen. Eine ganz schwere Zeit nimmt ihren Anfang. Nach langem Unterbruch trifft im September 1945 endlich ein Brief von Marie Götzold-Haudenschild in Bern bei Jakob Leuenberger-Schenk ein. Der Brief wird nicht

durch die Post spedierte, sondern von einem Schweizer mit in die Schweiz gebracht. Marie gibt Nachricht von dem schweren Schicksalsschlag: «[...] Wir müssen Euch leider die furchtbare Nachricht geben, dass Georg und Martin im Osten gefallen sind. Wie bitter es für uns Eltern besonders ist, könnt Ihr Euch denken. [...] Von Schorschis Frau haben wir seit April keinerlei Nachricht. [...] Martins Frau kann uns oft besuchen. Einkommen haben beide nicht; sie werden gezwungen sein, auf Arbeit zu gehen, da von Schorschi zwei Kinder und von Martin ein Kind da ist. Von Berthold haben wir vorige Woche Nachricht bekommen, er arbeitet in Bayern auf einem Rittergut. Sobald die Grenzen geöffnet werden, kann er nach Hause kommen. Irmgart ist gegenwärtig zu Hause, da mein Gesundheitszustand zu wünschen übrig lässt. Ihr Bräutigam ist noch in amerikanischer Gefangenschaft. Papa hat noch seine Arbeit. Auch sonst sind wir verschont geblieben, da keins von uns in der Partei war. [...] Wie es mit der Ernährung bei uns steht, wird Euch ja aus den Zeitungen bekannt sein.»<sup>15</sup>

Nach dem Krieg erlernt Berthold, der überlebende Sohn, den Beruf des Optikers, schliesst seine Ausbildung mit einer höheren Fachprüfung ab und heiratet im Sommer 1948 Annemarie Beyer (geb. 1923), die Adoptivtochter seines Arbeitgebers. Später wird er dessen florierendes Optikergeschäft in Zwickau übernehmen.

1947 überzieht eine Dürre ohnegleichen ganz Europa. Auch in Sachsen ist die Hungersnot riesig.<sup>16</sup> Diese Situation und die ohnehin prekäre Ernährungslage sollen die beiden Briefausschnitte von Marie Götzold-Haudenschild verdeutlichen:

*«Planitz, den 30. Juni 1947.*

[...] Dass das Paket vom Januar gut in unsere Hände gelangte, – leider ohne die Schokolade und den Honig, teilte ich schon mit. Ebenso das Paket mit Dörrobst und Schuhen von Ernst und Pauline. Auch das bestätigte ich. Wie es uns geht, werdet Ihr ja auch in den Zeitungen lesen. Wir essen schon viele Wochen täglich Gras, Blätter vom Garten, die leider nun aufgebraucht sind. Kraut und Kohlrabi können nicht wachsen, weil die Blätter alle bald weg sind. Doch es ist unsere einzige Rettung. Mehr darf ich nicht schreiben. Liseli schickt hie und da ein 10-Pfund Paket. Das ist unsere grosse Hilfe, sonst wo wären wir? – Wir haben schon bald  $\frac{1}{4}$  Jahr keine Kartoffeln mehr. Die Not ist riesengross.

Ich wollte es nicht schreiben, doch jetzt bin ich gezwungen, Euch zu bitten, *schickt uns Lebensmittel, wenn nur irgend möglich*. Wie gerne möchten wir Euch Geld dafür einsenden, wenn es nur ginge! Verzeiht bitte meine schlechte Schrift; ich bin nicht fähig zum Schreiben.»<sup>17</sup>

«Planitz, den 12.8.1947.

[...] Ihr hört bestimmt hie u. da, wie bitter die grosse Not hier bei uns ist, doch drotzalledem, ermessen u. in unsere Lage hineinversetzen könnt Ihr Euch nicht. Man muss es mit eigenen Augen sehen u. miterleben, sonst *kann* man es nicht glauben. Für jede Hilfe, wenn sie auch noch so klein ist, sind wir Euch dankbar.

Nun hoffen wir auf nächste Woche dass es Kartoffeln geben soll. Irmely mit ihrem Mann waren vor 14 Tagen Aehren auflesen. Da sind sie 4 Std. mit den Rädern gefahren denn in der hiesigen Gegend ist es Lebensgefährlich, die Leute sind wie die Wilden um etwas zu erhaschen. Da brachten sie 8 Pfund Weizen u. 5 Pfund Hafer. Nun können wir uns doch wieder etwas helfen. Es gibt tägl. 3 x Körnersuppe. Von Liseli erwarten wir auch wieder was. Durch den Schiffsstreick kam alles ins Hintertreffen. Die Pakete sind schon im Mai-Juni abgeschickt u. immer noch nicht da. Hoffentlich sind sie nicht in Diebeshände geraten was leider schon so oft von drüben der Fall war. Erst gestern hörte ich wieder, dass im Bremer Hafen sehr viel gestohlen wird u. dann auf dem schwarzen Markt verkauft wird. Unsere Lieben drüben haben schon sehr viel an uns getan, sonst – wo wären wir. – Ohne Hilfe vom Ausland kann man nicht weiter leben. Wir haben schon bald  $\frac{1}{2}$  J keinen einzigen Kartoffel mehr. In unserem kleinen Hausgarten ist alles verdorrt. Es regnete schon wochenlang nicht bei uns. Die Hitze ist oft 30–38°. Waschen, giessen ist auch schon wochenlang verboten wegen Wassermangel. Wir dürfen jetzt nur noch Koch u. Trinkwasser zu gewissen Zeiten entnehmen, sonst ist es bei 500 Mk Strafe verboten wer das Wasser anders wie gebraucht. Wir hätten reichlich Bohnen, Kohlrabi u. Tomaten bekommen. Sogar etwas Kartoffel Keime pflanzten wir die ganz gut aufgingen. Aber – es ist alles verdorrt. Das sind Trübsalszeiten die der Herr auch über uns ergehen lässt. Der Gerechte muss leiden mit dem Ungerechten. Aber, wir werfen unser Vertrauen auf Gottes Hilfe nicht weg, Er hält uns doch an Seiner treuen Hand. Wir haben schon so oft Seine wunderbare Hilfe erlebt, u.

wenn's oft nur einige Rübenblätter waren wo sich die Leute oft Stundenlang hinstellten dafür.»<sup>18</sup>

Marie hat die wunderbare Gabe, sich auch an kleinen Dingen zu freuen. Im Brief vom November 1947 berichtet sie Ernst und Pauline: «[...] Das ist das einzige was noch Freude macht, wenn sie Abend spielen – Klavier, Geige, Harmonium, Flöte, Laute – ein ganzes Orchester.»<sup>19</sup> Die mangelhafte und schlechte Ernährung raubt den Menschen die Kräfte. Durch das ständige Hungern werden sie einerseits gereizt,<sup>20</sup> andererseits abgestumpft und müde. Im Februar 1948 schreibt Marie zu dieser Situation nach Ursenbach: «[...] Es ist ja auch kein Wunder, die Kräfte nehmen immer mehr ab. Unser lieber Papa ist auch seit vorgestern zu Hause. Es stellen sich so allerhand Unannehmlichkeiten ein, besonders bei uns alten Leuten. Das halten wir nicht aus solche Entbehungen auf die Dauer. [...] und sind Euch Allen so sehr dankbar für alles. Doch es reicht bei weitem nicht aus. Die Kräfte nehmen von Tag zu Tag mehr ab. Ihr würdet staunen, könnte ich Euch schreiben wie wir leben.»<sup>21</sup>

1948 erwartet Irmgart ihr erstes Kind. Als Schwangere erhält sie eine Sonderration an Lebensmitteln: einen halben Liter Milch pro Tag, je 300 Gramm Butter und Zucker und 1 Kilo Mehl pro Monat. In Ursenbach sorgt man sich um Irmgart und ihr Kind. Zu den bereits üblichen Sendungen von Kaffee, Kakao, Schokolade, Fett, Ovomaltine, Nüssen und Käse werden zusätzlich Kinderkleider, Wolle und Stoff geschickt, Dinge, die unter der russischen Besatzung nicht erhältlich sind. Im November 1948 kommt das Kind zur Welt. Es ist ein Mädchen, Johanna. Trotz aller Widerwärtigkeiten ist die Freude gross. 1949 hat Marie den Eindruck einer guten Ernte und fragt sich oft, weshalb das Volk davon nichts sieht: «[...] Die Bauern fahren volle Wagen Korn heim. Die Leute treten sich bald die Füsse ab beim Aerenlesen. Die Felder sehen aus wie ein grosser Bienenschwarm wenn sie abgeerntet sind. Jeder will noch ein paar Aehren erwischen um zusätzlich noch ein Brot zusammen zu bringen.»<sup>22</sup>

Im Oktober 1949 stellt sich bei Berthold und Annemarie in Zwickau ein freudiges Ereignis ein: Das erste Kind, Annette, erblickt das Licht der Welt. Maries Gesundheitszustand ist wieder besorgniserregend. All die Sorgen und vielen Entbehungen tragen das Ihre dazu bei. Im Dezember 1949 berichtet sie nach Ursenbach: «[...] Mir geht es wie Dir lieber Ernst, ich habe furchtbaren Blutandrang nach dem Kopf. Das Ohrensausen,

Blutauschen im rechten Ohr habe ich kaum ohne Unterbrechung. Das ist was Unheimliches. Hast Du das auch? Ich habe zudem 2 Herzklappen Fehler, Herz Erweiterung u. Leberschwellung. Zudem sind Beine u. Füsse Abends immer recht geschwollen. Ich hatte jetzt schon 3 x Trompose, das langt zu. Der Arzt mahnt zu grösster Vorsicht. Doch es gibt ja auch immer Arbeit. Irmely ist oft halbe Tage aussen zum Einkaufen u. wenn sie heimkommt wars oft umsonst.»<sup>23</sup>

Maries unbeirrbarer Glaube an Gott hilft ihr über all die Schrecken, durch das grosse Leid und die vielen Kümernisse, begleitet sie durch die Krankheiten und lässt sie die riesige Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimat ertragen. Davon erfahren wir im Brief an Jakob Leuenberger: «[...] Nun sind wir in Ihm [Gott] geborgen u. wenn auch die Welt schon wieder zum neuen Kriege rüsten will so wissen wir doch unser Gott hält das Zepter fest in Seiner Hand u. es kann uns nur das geschehen was Er zulässt. Die letzten Jahre haben uns reifer gemacht für die Ewigkeit, wenn auch der Körper dadurch alt geworden ist u. man so oft traurig war über den grossen Verlust der uns traf, dass unsere guten Buben fallen mussten.»<sup>24</sup>

Aus Anlass des sechzigsten Geburtstages ihres Ehemannes denkt Marie in einem Brief nach Bern über die langjährige Beziehung zu Martin nach: «[...] Ja ich glaube es oft selber nicht, dass ich im September schon 64 Jahre alt werde. Martin wird im August 60 Jahre alt, doch wir verstanden uns drotzdem er fast 4 Jahre jünger ist. Mit etwas Stolz darf ich das zu Papier bringen, wir haben uns noch *nie* gezankt. Alles schwere brachten wir gemeinsam unter das Kreuz von Golgatha.»<sup>25</sup> Auch 1950 bestehen immer noch Ernährungsengpässe, zudem sind die Grundnahrungsmittel beinahe unerschwinglich teuer. Marie schreibt im Mai Folgendes an Ernst und Pauline: «[...] Wir haben bis jetzt davon [Lebensmittelpaket] gezehrt. Wenn man schon sich vornimmt etwas länger aufzuheben es ist einfach nicht möglich. Wir sind sogar schon dazu übergegangen u. verkauften unser Nachtschränkchen um Markenfreies kaufen zu können. 1 Ei kostet 1 DM, 1 Pfund Butter 24 DM., 1 Pfund Zucker 6 DM. usw.»<sup>26</sup>

Die Bedrohung, die von den sowjetischen Besatzern ausgeht, spürt man oft nur zwischen den Zeilen. Marie darf nur möglichst Unverfängliches schreiben, damit die Briefe durch die Zensur gehen. Und doch glaubt man zu verstehen, wenn man liest: «[...] Dass Irmgartel Ende nächsten

Marie Rosa und Johannes Martin  
Götzold-Haudenschild, um 1950



Monats ein Kindchen erwartet, schrieb ich wohl schon. Besser wäre es, wenn's anders wäre jetzt zu diesen Zeiten. Doch Johanna freut sich auf ein Brüderchen. [...] Joachim lernt gut u. muss nun auch Russisch lernen. Das ist vom 5. Schuljahr an Pflichtfach. – Wie es uns sonst ergeht, hört Ihr doch durchs Radio. *Da schreibe ich nichts weiter.* – Man wünscht sich sehnlichst, dass die Friedensverträge bald zustande kommen möchten, nach bald 7 Jahren Kriegsende, damit der Handel mit dem Ausland sich ausbreiten kann. *Einen neuen Krieg möge der Herr von uns fernhalten.* Wir können unsere Enkelkinder schon die vielen Jahre nicht haben aus Ostfriesland und müssen froh sein, wenn wir mal ein Bildchen von ihnen bekommen. Die Zustände möchten doch beseitigt werden, wenn die Grenzen geöffnet werden.»<sup>27</sup>

1952 werden Marie und Martin gleich zweimal Grosseltern. Im Januar kommt in Planitz Evelin Weller, die zweite Tochter von Irmgart und Johannes, zur Welt. Im August 1952 werden Berthold und Annemarie Götzold zum zweiten Mal Eltern einer Tochter, Sabine.

Im Februar 1953 stirbt Ernst Leuenberger-Zürcher in Ursenbach unerwartet an einem Hirnschlag. Sein Tod ist nicht nur ein schwerer Schicksalsschlag für die Familie, auch Marie schreibt der Witwe: «[...] Du liebe

Familienbild in Planitz. Von links:  
Irmgart Weller-Götzold,  
Berthold Götzold, Marie Rosa  
Götzold-Haudenschild, Johannes  
Weller mit Töchterchen Johanna,  
Johannes Martin Götzold-  
Haudenschild. Foto 1950



Pauline hast viel verloren, so auch die Kinder. Euer lieber Vater hat viel gearbeitet. Er war ein aufrichtiger Mensch, ohne Falsch. [...] Bei mir ist es so, als wenn ich einen Bruder verloren hätte. Doch bald werde auch ich ihm folgen.»<sup>28</sup> Der Kontakt zwischen den beiden Frauen, die sich nur einmal im Leben gesehen haben, bleibt bestehen.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges leidet Marie darunter, dass – abgesehen von Liseli, die in den Krisenjahren mit ihrer Familie nach Amerika ausgewandert ist – zu ihren Geschwistern ein schlechter oder gar kein Kontakt besteht. Sie fühlt sich von ihrer ursprünglichen Familie verlassen. Doch zu Liseli und ihrem Ehemann Robert Herzog bleibt die Beziehung innig. Aus den USA kommen regelmässig Hilfspakete nach Sachsen.

Ende 1948 hat Dora, die Witwe des im Krieg umgekommenen Sohnes Georg, sich wieder verheiratet. 1954 entschliesst sich das Paar, zusammen mit Doras Kindern aus erster Ehe, nach Kanada auszuwandern. Marie ist einerseits traurig über diese grosse Trennung, andererseits ist ihr klar, dass die junge Familie dort bessere Zukunftsaussichten hat. Obwohl die Zeit der Besatzung langsam dem Ende zugeht und sich die Situation ein wenig entspannt, ist die Familie nach wie vor darauf angewiesen, aus dem Ausland Hilfspakete zu erhalten.

### *Die DDR*

Am 20. September 1955 bestätigt die Sowjetunion in einem Staatsvertrag die lang ersehnte Souveränität des Staates DDR. Mit diesem Tag wird die Hohe Kommission der UdSSR in der DDR aufgelöst. Wird nun das Leben besser im neuen Staat? Der folgende Briefausschnitt lässt einen zweifeln:

*«Planitz, den 16. Christmonat. 1957.*

[...] Man fragt sich, was wird uns das neue Jahr alles bringen? Es sieht böse aus in der Welt. Um uns ist alles dunkel. Doch der grosse Herr lebt noch und nicht[s] geschieht ohne dass Er es zulässt. Die Weltgeschichte rollt sich ab so wie alles in Gotteswort uns angekündigt ist. Das Kommen des Herrn ist nahe wie noch nie so spürbar. Möge Er es verhüten dass der schreckliche Krieg noch über uns hereinbricht. Möchten doch die Völker sich einigen, das ist unser tägl. Gebet. Ihr werdet es nicht so sehr empfinden wie wir wo sogar im eigenen Staat die Trennung ist. Wann wird wieder ein einheitliches Deutschland werden? – Wie schön wäre das. Mann kommt sich vor wie im Ausland. Und doch wird so viel von Frieden gesprochen und für den Frieden gebetet.»<sup>29</sup>

Ende 1957 stimmt Schwiegersohn Johannes Weller bei einer Betriebsversammlung irrtümlicherweise die alte deutsche Hymne<sup>30</sup> an. Er hat Angst, dass jemand sein Missgeschick gehört hat, ihn als Nazi anschwärzen und er in eine Umerziehungsanstalt gesteckt werden könnte. Auf dem schnellsten Weg eilt er nach Hause, verbrennt alle verfänglichen Briefe und Bücher und flieht alleine in den Westen.

Die Flucht ihres Schwiegersohnes darf Marie nur andeuten: «[...] Bei uns ist noch alles im Alten. Johannes hat noch keine Wohnung in Frankfurth. Es ist für die Familie recht traurig solange getrennt zu sein und das im Land wo Ost u. West kaum zu erreichen ist. Irmgart kann zur Zeit nicht hin. Wir wollen hoffen, dass die Grenzen bald verschwinden und es dann wieder *ein* Deutschland gibt.»<sup>31</sup> In Planitz wird die Familie nun täglich überwacht. Eines Tages sagt ein Polizist, der es offenbar gut mit Irmgart meint: «Frau Weller, die Grenze ist noch offen!»<sup>32</sup> Irmgart versteht diese Aussage, packt einen Koffer und verlässt im Sommer 1958 mit ihren beiden Mädchen auf abenteuerliche Weise die DDR. In Berlin stellen sie sich der Polizei und werden zuerst in Berlin, später in Hannover in Auffanglagern interniert.

Was die Eltern Götzold in diesen Wochen und Monaten durchzustehen haben, ist nur schwer vorstellbar. Nachdem Marie erfahren hat, dass die Flucht ihrer einzigen Tochter geglückt ist, schreibt sie nach Bern: «[...] Irmely ist z.Z. mit den Kindern noch in der Pfalz u. wir wissen noch nicht wo es sie hintreiben wird. Johannes hat dort eine andere Stelle in Aussicht. [...] Wir haben hier auch sehr viel Schwierigkeiten doch dieserhalb später. Die ganze Wohn. können wir nicht behalten, was wird mit den Möbeln!? Irmely wollte sie so gerne erhalten. Bitte gedenkt auch unser im Gebet.»<sup>33</sup> Und einen Monat später: «[...] Sie wohnen in Allendorf, Krs. Marburg in einer ganz neuen Siedlung. [...] Es ist dort ein ganz neues amerik. Viertel und wohnen meist Leute v. Osten. [...] Die Miete ist 78 Mk. Doch Irmely ist ja sehr sparsam u. Joh. wird als Billanz-Buchhalter nicht zuwenig verdienen.»<sup>34</sup>

Langsam wird es Winter, und Marie empfindet die Trennung von ihren Lieben noch stärker als sonst. So berichtet sie am 13. November 1958 ziemlich verzweifelt nach Bern: «[...] Nur diese Verbindung [das Gebet] ist uns noch geblieben. Leider auch mit unsern lieben Kindern. O wie sie uns fehlen. [...] Uns ging es in letzter Zeit nicht besonders. Ich hatte vor ungefähr 4 Wochen einen Ohnmachtsanfall u. lag ungefähr ½ Std. auf

d. kalten Boden. Vorgestern ging es Martin so.»<sup>35</sup> – Von der ursprünglichen 5-Zimmer-Wohnung bleiben ihnen im März 1959 nur noch zwei Zimmer; auch mit der Gesundheit steht es nicht zum Besten. Marie und Martin benötigen immer mehr Bertholds Hilfe: «[...] Wir haben jetzt unsere Ekstube an unsere Nebenmieter vermietet so brauchen wir niemand herzunehmen und haben noch Küche, Wohnstube u. Schlafstube. Das hat viel Kampf gekostet bis alles geregelt war. [...] Ebend ist Berthold wieder weg nachdem er seinen gewohnten Dienst als Kohlenholer aus dem Keller getan hat.»<sup>36</sup>

«Tatsache ist, dass an den weitaus meisten Altbauten in der DDR zum letzten Mal in den 30er Jahren etwas getan worden ist», heisst es in einem Aufsatz zur deutschen Geschichte.<sup>37</sup> Das folgende Zitat verdeutlicht dies: «[...] Denke blos, wir hatten in kurzer Zeit 5 Rohrbrüche, 1 mal im Keller, im Waschhaus, in unserem Vorsaal [Entree] und 2 mal in der Küche. Das hat gereicht. Unsere Kraft war völlig zu Ende. Doch mussten wir froh sein, dass wir noch etwas Bleirohr bekamen.»<sup>38</sup> Marie und Martin versuchen zwar, ihr Haus instand zu halten, was aber nicht immer einfach ist: «[...] Unseres steht nun schon seit 1897. Wir mussten auch jedes Jahr viel anwenden. Die Mieten sind hier viel zu billig. Eine Wohnung mit Stube, Schlafstube u. Küche nur 15 DM. Man darf nicht aufschlagen. Wir haben 6 Wohnungen im Haus. Die Neuanschaffungen u. Reparaturen sind sehr teuer u. man muss froh sein wenn man Handwerker bekommt.»<sup>39</sup>

Irmgart ist wieder schwanger. Dazu schreibt Marie in einem Brief an Jakob Leuenberger-Schenk: «[...] Jetzt muss ich Dir was verraten. Bei Wellers in Allendorf ist ein Kindchen unterwegs. [...] Ich kann nicht sagen dass ich mich darüber freue, doch nun geht es nicht anders, wenn ich mit um die Gesundheit v. Mutter u. Kind beten, dass[?] muss ich mich mit freuen. Wenn nur die Zeiten anders wären. Sie müssen sich ja noch soviel anschaffen. [...] Sie hätten so gerne, dass wir rüber kämen. Johannes denkt sich das so leicht. Wir kriegen keine Ausreisegenehmigung und dann ist das mit ungefähr 1000 DM verbunden. Wo sollen wir das Geld hernehmen. – Helfen kann ich ihnen ja auch nichts mehr. O, wenn nur die elenden Grenzen fallen würden, dass man hin u. her könnte. Was beten wir darum.»<sup>40</sup> Im Januar 1960 kommt Angelika, die dritte Tochter von Johannes und Irmgart, zur Welt.

*Der Besuch in Allendorf*

Nach der Flucht von Irmgard und ihrer Familie – 1957 und 1958 – wächst die Sehnsucht der Eltern nach einem Wiedersehen. Marie und Martin beantragen Pässe und Papiere, um ihre Lieben in Allendorf – im Kreis Marburg – besuchen zu können: «[...] Unsere Irmely fehlt uns ja immer. Sie ging mit schwerem Herzen von uns. Ja, wenn wir uns nur auch besuchen könnten. – Wir planen, so der Herr Gnade schenkt, im Frühjahr oder Sommer sie zu besuchen – wenn wir einen Pass bekommen. Die Kinder hier glauben aber nicht, dass es für mich noch möglich sein wird. Menschlich genommen haben sie recht, aber wir beten viel darum. *Er* kann auch die Herzen willig machen, dass wir einen Pass bekommen. Unsere Leute drüben möchten uns ja ganz rüberhaben, doch ein alter Baum ist schlecht zu verpflanzen.»<sup>41</sup> Im Dezember 1960 kommt die Ernüchterung: «[...] Freilich es war ja eine grosse Enttäuschung dass wir nicht zu unsern Kindern können, doch wollen wir es nochmal versuchen, warum sollen sie uns nicht fahren lassen. – Wir können doch nichts dafür, dass sie illegal die DDR. verlassen haben.»<sup>42</sup> Ganz kurz vor Weihnachten trifft in Bern eine Ansichtskarte mit einer kurzen Mitteilung ein: «[...] Was denkst Du Guter, wir können reisen. Die Freude ist gross. Von Allendorf dann mehr.»<sup>43</sup> Beglückt schreibt Marie zwei Monate später an Jakob: «[...] Die Reise war doch zu anstrengend für uns Beide. Doch es war ja zu schön. Sie wollten unbedingt wir sollten dort bleiben. Aber so ohne weiteres geht das ja nicht. [...] Dann haben wir hier unser Haus, Berthold mit den Kindern und Ruth und Joachim. Wie es noch wird, wenn eins oder das andere von uns krank würde, wir uns nicht mehr gegenseitig versorgen könnten dann wäre es was anderes. Das steht alles in des Herrn Hand.»<sup>44</sup>

Am 13. August 1961 wird in Berlin mit dem Bau der Mauer und der Sperrung der Grenzen der DDR zur Bundesrepublik begonnen. Davon berichtet Marie nur in einer kurzen Bemerkung: «[...] Wie gut, dass wir noch einmal bei den Kindern in Allendorf waren – heute wäre es nicht mehr möglich und wir sind ja isoliert.»<sup>45</sup> Maries Sehnsucht, zu ihrer Tochter zu ziehen, wächst von Tag zu Tag. Einer ihrer letzten Briefe an Jakob gibt Kunde davon: «[...] Doch beschleicht uns ein leises Wehgefühl dass wir so getrennt sind von unsern Kindern. Voriges Jahr waren wir ja drüben, o war das schön.»<sup>46</sup>

Im Frühjahr 1962 stirbt Jakob Leuenberger-Schenk, damit reisst der Briefkontakt mit der geliebten Schweiz endgültig ab.

### *Im Westen*

Als Martin 1963 nach einem Schlaganfall pflegebedürftig wird, also dem Staat nur noch Kosten verursacht, erhalten Marie und Martin die Ausreisegenehmigung und dürfen zu Irmgart und ihrer Familie nach Westdeutschland ausreisen. «Es ist eine Reise ohne Wiederkehr.»<sup>47</sup> Marie und Martin müssen für immer Abschied nehmen von ihrem Sohn Berthold, dessen Frau Annemarie, den beiden Enkelinnen Annette und Sabine, der Schwiegertochter Ruth und deren Sohn Joachim. Ein hartes Los! Marie und Martin werden mit einem Rot-Kreuz-Transport in den Westen gefahren. Sie können kaum etwas mitnehmen. Später wird ihre Wohnung geräumt; das Unwichtige und Wertlose wird ihnen nach Allendorf nachgeschickt. Alles Wertvolle wird von der DDR zurückbehalten.

In der ersten Zeit müssen Irmgart und Johannes ganz für die beiden aufkommen. Nach ungefähr einem Jahr wird ihnen rückwirkend die kleine Pension ausbezahlt. Mit diesem Geld finanziert Marie Irmgart Fahrstunden und ein Auto. Für Marie ist dieser Wagen von grosser Wichtigkeit, da sie nicht mehr gut gehen kann. Sie schätzt es, zum Arzt und zur Kirche gefahren zu werden oder ab und zu einen kleinen Ausflug zu unternehmen.

Marie beschäftigt sich viel mit ihrem jüngsten Grosskind Angelika und erzählt ihm Geschichten.

Seit dem Schlaganfall ist Martin oft verwirrt und pflegebedürftig. Marie ist auf die Hilfe von Irmgart und ihrer Familie sehr stark angewiesen. 1966 – drei Jahre nach dem Umzug in den Westen – stirbt Johannes Martin Götzold. Im April 1969 erkrankt Marie an einer Lungenentzündung und stirbt am 23. April 1969 im Spital in Wehrda an einem Herzversagen.

Die Autorin dieses Beitrages ist die Ururenkelin von Regina Leuenberger-Sommer. Der Text ist eine Zusammenfassung ihrer Maturarbeit von 2003 mit dem Titel «Marie Rosa Götzold-Haudenschild. Ein bewegtes Leben. Ein Stück Weltgeschichte».

## Anmerkungen

- 1 Siehe Jahrbuch des Obergeraargaus 1998: Regina Leuenberger-Sommer, Ein Leben in Briefen aus Ursenbach, und «Meine Vielgeliebten». Briefe der Regina Leuenberger-Sommer (1848–1921) an ihre Kinder. Zürich 1999
- 2 In allen Originaldokumenten wird Pfund mit einem Pfundzeichen geschrieben
- 3 Aus «Meine Vielgeliebten» (wie Anm. 1), Brief Nr. 44 vom 25. Juli 1899, Seite 53
- 4 Hans Haudenschild-Jenzer (1890–1954), Bruder von Marie Götzold-Haudenschild
- 5 Statthalters Pferd, namens Grau
- 6 Tanzsonntag vor der Ernte (Mitte bis Ende Juli), an welchem junge Leute zum Helfen bei der Ernte angeworben wurden.
- 7 Aus «Meine Vielgeliebten» (wie Anm. 1), Brief Nr. 45 vom 31. Juli 1899, Seite 55
- 8 Fettgebackene Küchlein, bei denen das eine Ende durch einen Schlitz in der Mitte geschlungen wird
- 9 Martha Leuenberger (1869–1939), Tochter von Regina Leuenberger-Sommer
- 10 Anna Morgenthaler-Ryser (1876–1963), Anverwandte von Regina Leuenberger-Sommer
- 11 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 9. Dezember 1960
- 12 Aus «Meine Vielgeliebten» (wie Anm. 1), Brief Nr. 177 vom 23. November 1915, Seite 157
- 13 Martin Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Karte vom 12. Juli 1929
- 14 Dora Walter-Götzold (geb. Ludwig) an Anna Katharina Heiniger, undatierter Brief von Ende April 2003
- 15 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 3. September 1945
- 16 «Der Bund»: Führt die Trockenheit zu Hungersnot in Deutschland?, 21. August 1947
- 17 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 30. Juni 1947
- 18 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 12. August 1947
- 19 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 20. November 1947
- 20 «Der Bund»: Im zerstörten Dresden, 20. Dezember 1945
- 21 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 29. Februar 1948
- 22 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 8. August 1949
- 23 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 27. Dezember 1949
- 24 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 26. März 1950
- 25 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 20. April 1950

- 26 Marie Götzold-Haudenschild an Ernst und Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 17. Mai 1950
- 27 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 5. November 1951
- 28 Marie Götzold-Haudenschild an Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 16. Februar 1953
- 29 Marie Götzold-Haudenschild an Pauline Leuenberger-Zürcher, Brief vom 16. Dezember 1957
- 30 «Deutschland, Deutschland über alles...», seit 1922 deutsche Nationalhymne
- 31 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 15. Februar 1958
- 32 Irmgart Weller-Götzold im Gespräch mit Anna Katharina Heiniger, am 16. April 2003
- 33 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 16. September 1958
- 34 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 13. Oktober 1958
- 35 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 13. November 1958
- 36 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 9. März 1959
- 37 Aus «Deutschland nach 1945». Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart. 2001  
Verlag C.H. Beck, München, Aufsatz: Klessmann/Wagner, «Vergleichsweise trostlos»: Die DDR-Wirtschaft, Seite 172
- 38 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 24. Juli 1959
- 39 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 22. November 1959
- 40 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 4. Oktober 1959
- 41 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 11. Februar 1960
- 42 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 9. Dezember 1960
- 43 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Karte vom 17. Dezember 1960
- 44 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 13. Februar 1961
- 45 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 5. November 1961
- 46 Marie Götzold-Haudenschild an Jakob Leuenberger-Schenk, Brief vom 17. Dezember 1961
- 47 Sabine Götzold in einem Telefongespräch mit Anna Katharina Heiniger, August 2002

# Goldener Nagel und Monsterkräne

Im Oberaargau wird die Bahn 2000 gebaut (Teil 4)

Herbert Rentsch

«Bahn 2000» – ein Wort und eine Zahl. Zusammen ein Begriff, der in der Schweiz und im Speziellen im Oberaargau zu dem geworden ist, was man «Schlagwort» oder «Reizwort» nennen könnte. Bahn 2000 – darunter kann man Verschiedenes verstehen, und nicht alle meinen damit das Gleiche. Für die unterschiedliche Wahrnehmung und sprachliche Bedeutung gibt es Gründe.

Eigentlich bezeichnet Bahn 2000 ein schweizerisches Konzept moderner Verbindungen im öffentlichen Verkehr. Geprägt wurde der Ausdruck in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Ursprünglich hiess es gar «Bahn und Bus 2000», später wurde das Wort Bus weggelassen. Der Begriff Bahn 2000 zielte bei seiner Lancierung in die Zukunft. Das Jahr 2000 galt damals noch als Sinnbild für die Moderne, es war ein Ausdruck von Science Fiction. Die Bahn 2000 sollte im Jahr 2000 realisiert sein. Die Zahl 2000 war geschickt gewählt: als ein optisches und klangliches Werbemittel.

## *Mit Bahn 2000 besser vernetzt*

Das Konzept Bahn 2000 hatte zum Ziel, die Bahn- und Busverbindungen in der Schweiz besser und effizienter zu vernetzen. Die Ausgangshypothese: Wenn die grossen benachbarten Bahnknotenpunkte gegenseitig in weniger als einer Stunde zu erreichen wären, könnten Zug- und Busanschlüsse optimal gewährleistet werden. Die Züge und Busse müssten dafür vor der vollen Stunde (oder vor der halben Stunde) ankommen und einige Minuten später wieder abfahren. So wäre ein durchgetakteter Fahrplan mit kurzen Wartezeiten beim Umsteigen möglich.

*Ein Jahrhundertbauwerk*

Die Neubaustrecke der Bahn 2000 zwischen Mattstetten und Rothrist hat bahnhistorische Bedeutung:

In der Schweiz ist seit der Pionierzeit der Eisenbahn im 19. Jahrhundert nie mehr eine solch lange Strecke gebaut worden. Das doppelspurige Trasse misst genau 45,079 Kilometer, davon knapp 15 Kilometer in Tunnels. Es sind sieben Bahnbrücken, 17 Strassenbrücken und drei Wildquerungen gebaut worden. Der Landbedarf der Neubaustrecke beträgt 283 Hektaren. Die neue Bahnlinie liegt auf dem Boden von 35 Gemeinden, betroffen sind 557 Grundeigentümer. Damit die Betriebsbewilligung erteilt wird, müssen die SBB 1507 Auflagen einhalten. Für die Erprobung der Strecke sind 3500 Testfahrten erforderlich. Ergänzt wird die Neubaustrecke durch zwei Anschlusslinien:

1. durch die Ausbaustrecke Wanzwil–Solothurn, welche weitgehend auf dem ehemaligen Trasse der 1992 stillgelegten Buchsibahn verläuft. Mit Ausnahme der Verzweigung Wanzwil (Tunnels Wolfacher Nord und Süd) verläuft die 9,031 Kilometer lange Strecke eingleisig.

2. durch die neue Verbindung Rothrist–Zofingen (841 Meter). Diese direkte Verbindung der Neubaustrecke Mattstetten–Rothrist mit der Linie Richtung Luzern wird auch «Kriegsweiche» genannt. Sie wurde im Zweiten Weltkrieg als Umfahrung des Knotenpunktes Olten gebaut, aber später nicht mehr benützt.

Etliche grosse Bahnhöfe der Schweiz sind bereits seit langem weniger als eine Bahnstunde vom Nachbarknoten entfernt. Zur Umsetzung des Konzeptes Bahn 2000 gab es bisher jedoch ein klares Manko: Für die Strecke Bern–Zürich brauchte ein Zug deutlich mehr als eine Stunde. Zwar gab es in den Siebziger- und Achtzigerjahren mehrere Tunnelneubauten, welche grössere Umwege der Bahnlinie begradigten und damit die ursprüngliche Fahrzeit von 89 Minuten auf 69 Minuten verkürzten. Die grössten neuen Tunnels waren der Grauholztunnel bei Bern und der Heitersbergtunnel auf der Strecke Lenzburg–Zürich. Dazu kam später auch der Borntunnel bei Olten. Trotz diesen Streckenverkürzungen war die Fahrzeit auch bei durchgehenden Intercityzügen noch immer deutlich zu lang.

Für die Umsetzung des Konzeptes von Bahn 2000 gab es also nur eines: eine neue Bahnstrecke, welche weniger Kurven aufweist und Geschwindigkeiten von 200 km/h und mehr zulässt. Die Planer der SBB heckten eine solche Linie aus, die so genannte «Neubaustrecke Mattstetten–Rothrist» war geboren.

Bis die Planung für diesen Streckenabschnitt abgeschlossen war und die neue Verbindung auch politisch durchgesetzt werden konnte, verstrichen rund zehn Jahre. Dabei waren viele Diskussionen und Verhandlungen nötig, und es gab verschiedenste Widerstände zu brechen. Davon handeln Beiträge in den Jahrbüchern des Oberaargaus 1996 und 1998.

In den Achtziger- und Neunzigerjahren, im Zuge der Diskussionen um die neue Strecke, kam es vor allem in den vom Neubau betroffenen Gebieten zur Vereinnahmung des Begriffs Bahn 2000 als Name für das Bauprojekt selbst – bei den SBB wurde es jeweils technischer und trockener «Neubaustrecke NBS» genannt. Der Ausdruck Bahn 2000 aber wurde bei der Bevölkerung und teils bei den Medien zum Schlagwort für das Jahrhundertbauwerk der Eisenbahn. In der Planungszeit war der Begriff bei vielen Leuten im Oberaargau negativ belegt, wurde gar zum Schimpfwort. Nicht ganz unbegründet: Zu bedrohlich schien die Aussicht auf ein Riesenprojekt, das die Landschaft zerstören und die Lebensqualität der Bewohner schmälern würde.

Im April 2004 war die Neubaustrecke vollendet, Testzüge fuhren bald danach mit Tempo 230 über die Gleise. Mit einer speziellen «Jungfernfahrt» für Medienvertreter im Juli 2004 machten die SBB den Testbetrieb auf der ganzen Neubaustrecke und auf der Ausbaustrecke Wanz-

Testfahrt bei Roggwil,  
Sicht aus dem Lokführerstand.  
Es werden Geschwindigkeiten  
bis 230 km/h gefahren.  
Foto SBB



wil–Derendingen öffentlich. Am 12. Dezember 2004 wird die neue Bahnlinie fahrplanmässig in Betrieb genommen – rund fünf Jahre später als mit dem Namen Bahn 2000 ursprünglich anvisiert worden war. In den betroffenen Gebieten sind die Unannehmlichkeiten der Bauzeit bereits am Verblässen. Das Riesenprojekt erwies sich beim Entstehen zwar als belastend, doch wuchs auch bei vielen Leuten ein Interesse an der Bautechnik, ein sich Wundern über das Fortschreiten des komplexen Werkes, sogar eine Bewunderung für das Projekt selbst, das da entstand. Dies bewiesen die vielen Besichtigungen und Führungen sowie die Tage der offenen Baustellen, aber auch einige spektakuläre Bauereignisse, die zum Teil von Hunderten von Zuschauern mitverfolgt wurden.

#### *Letzte Bauarbeiten*

Brücken, Tunnels, Einschnitte sowie das Trasse selbst waren bereits im Jahr 2003 weit gehend gebaut und mit der Bahntechnik wie Gleise, Fahrleitung, Signale, Leitungen ausgerüstet (siehe Jahrbuch 2003). Gebaut wurde nur noch im Hügel Önzberg bei Wanzwil. Der Rohbau der

Der Tag der offenen Baustelle am 25. Oktober 2003 zog viele Interessierte an (hier die Strecke vor den Tunnels im Önzberg).  
Bilder: Verfasser



Abbruch der Unterführung  
Schlossstrasse in Bützberg



drei Tunnels Önzberg, Wolfacker Nord und Wolfacker Süd neigte sich aber auch dort dem Ende zu.

Am 25. Oktober 2003 luden die SBB die Bevölkerung zum letzten Mal zur Besichtigung von Baustellen ein. Die gross angelegte Schau fand rund um den Önzberg statt. Besichtigt werden konnten drei Orte: die Baustelle zwischen dem Gishübel- und dem Önzbergtunnel (Portal Ost), diejenige ennet den Wolfachertunnels bei Inkwil sowie das Tunnelportal West des Önzbergtunnels westlich von Aeschi. An diesem letzten «Tag der offenen Baustellen» gab es einiges zu sehen. Unter dem Motto «Bahntechnik total» präsentierten und erklärten die Aussteller – beteiligte Bau- und Ausrüsterfirmen – die Projektgeschichte, den Tunnel- und den Gleisbau, den Unterhalt, die Stromversorgung und das neue Zug-sicherungssystem ETCS. Zu sehen gab es aber auch ältere und moderne Lokomotiven sowie Darstellungen zu den Aspekten des Bahnverkehrs und der Umwelt. Ein Rahmenprogramm mit Festwirtschaften, Marktständen und Wettbewerben ergänzte das Angebot.

Erstmals befuhren an diesem Tag Personenzüge die Gleise der Neubau-strecke; sie beförderten die Besucher gratis zu den drei Schauplätzen: Ab Bern pendelte ein Extrazug nach Aeschi und zurück, ab Murgenthal verkehrte eine Art Bauzug bis in den Gishübeltunnel bei Herzogenbuchsee, und von Solothurn her fuhr ein Dampfzug bis vor Inkwil. Der Zug von Murgenthal nach Buchsi wurde von einer Diesellok gezogen, weil die Fahrleitung noch nicht montiert war. Das eine Gleis der späteren Doppelspurstrecke war erst kurz zuvor gelegt worden, weshalb der Zug nur ganz langsam daherkroch. Der Anlass war ein Erfolg: Tausende schlenderten am sonnigen Spätherbsttag über die Baustellen, besichtigten die Ausstellungen und liessen sich von der Faszination Eisenbahn anstecken.

Im Dezember war der Bau aller drei Tunnels im Önzberg beendet, und mit den Bahninstallationen konnte begonnen werden. Der Bau der Bahntechnik dauerte noch bis in den Frühling 2004. Ende April wurden als letzte der Arbeiten die Weichen für die Seitenstrecke Wanzwil–Solo-thurn eingebaut. Die eine der Weichen liegt direkt im Gishübeltunnel. Es ist mit 194 Metern die längste Weiche der Schweiz, eine spezielle Anfer-tigung, muss sie doch mit über 200 Kilometern pro Stunde befahrbar sein. Die Einzelteile der Weiche waren bis zu 67 Meter lang, die schwers-ten wogen acht Tonnen. Von zwei Schienenkränen wurden die Teile der Weiche eingefahren und an ihre vorbestimmte Stelle abgesenkt und



Teil der Weiche – der längsten der Schweiz – für die Einmündung von Solothurn (Tunnel rechts) in Richtung Zürich.

montiert. Anschliessend bauten die Gleisarbeiter die Weiche bei Inkwil ein, dort wo sich die Ein- bzw. Ausfahrt von und zu den Wolfachertunnels befindet.

### *Der goldene Nagel*

Mit einem symbolischen Akt auf dem Trasse wurden die Arbeiten der Neubaustrecke am 30. April 2004 offiziell abgeschlossen – fast auf den Tag genau acht Jahre nach dem Spatenstich vom 16. April 1996. Die Feier unter dem Begriff «Goldener Nagel» fand genau auf der Kantons-grenze Bern-Solothurn zwischen Inkwil und Bolken statt. Dort wurden die letzten Meter Gleis auf die Schwellen montiert. Hatte man in der Pionierzeit der Eisenbahn bei der Beendigung einer Strecke noch einen letzten goldenen Nagel eingeschlagen, waren es nun auf der Nebenlinie Wanzwil–Solothurn sechzehn golden gefärbte Schrauben, welche angezogen werden mussten. Zuerst hoben Arbeiter unter Mithilfe von Gästen auf den beiden Gleisen je zwei noch lose Betonschwellen an und unterlegten sie mit Schottersteinen. Dann war die Reihe an den Regierungsräten und hohen SBB-Funktionären: Barbara Egger, Berner Bau-, Verkehrs- und Energiedirektorin, der Solothurner Vize-Landammann Walter Straumann, Vorsteher Bau- und Justizdepartement, SBB-Generaldirektor Benedikt Weibel, Werner Müller, Gesamtprojektleiter der Neubaustrecke, sowie Vertreter der Gleisbaufirma Tschokke-Locher drehten die Schrauben mit grossen Schlüsseln fest und fixierten damit die Eisenklammern am Gleisfuss.

In den Ansprachen vor den rund 80 Gästen fehlten die besinnlichen Worte nicht. Barbara Egger zum Beispiel verteilte den SBB rhetorisch eine Goldmedaille, weil diese auf die kantonalen Forderungen nach einer umweltschonenden Linienführung eingegangen seien. Diese Bemerkung stimmte allerdings nur zum Teil, hatte der Kanton Bern seinerzeit doch eine bedeutend schonendere Linienvariante mit den Tunnels Oesch-Oenz und Muniberg gefordert. Walter Straumann erinnerte an den «Leidensweg», den das Wasseramt während der Planung und Projektierung der Neubaustrecke gegangen war. «Die Wunden, die damals aufgerissen wurden, sind heute weit gehend verheilt, bei den Menschen und in der Landschaft», stellte er fest.



△ Die letzten losen Schrauben an den Schienen der neuen Strecke werden am Fest des Goldenen Nagels fixiert (30. April 2004).

▷△ Sie ziehen zwei der letzten Schrauben an: die Berner Regierungsrätin Barbara Egger und der Solothurner Vize-Landammann Walter Straumann.



Benedikt Weibel nannte den Abschluss der Bauarbeiten einen «emotionalen Moment». Weibel, der acht Jahre zuvor am Spatenstich noch mit Protestaktionen konfrontiert worden war, sprach ebenfalls über den «Riesenwiderstand», den das Projekt in der Planung heraufbeschworen habe. «Das Wort Schnellbahn, wie man zu dieser Zeit noch sagte, war bei den Gegnern eines der grössten Schimpfwörter», erinnerte er sich. In der Bauzeit, so Weibel, habe sich die Stimmung aber gewandelt. Die SBB hätten sich bemüht, die Kommunikation zu verbessern. «Etwas vom Entscheidenden war die Idee von Projektleiter Werner Müller, die Bauleitung nach Langenthal zu verlegen.» Dies habe viel zur Entspannung beigetragen. «Es war die unglaublichste Wende, die passiert ist», sagte Weibel zum Umschwung von der Kritik zur Akzeptanz des Bauprojekts.

### *Bützberg: Spektakulärer Rückbau*

Dass eine Gemeinde Land geschenkt erhält, ist nicht alltäglich. Thunstetten ist zu dieser Gunst gekommen – dank der Bahn 2000. In Bützberg, dem zu Thunstetten gehörenden Dorf, hoben die SBB im Herbst

2002 die Eisenbahnlinie der Strecke Olten–Bern auf. Die Züge umfahren seither das Dorf auf dem Trasse parallel zur Neubaustrecke und dort zum grössten Teil im Tunnel Thunstetten (Jahrbuch 2003). Das Trasse, auf dem die Eisenbahn 150 Jahre lang gefahren war, konnte abgebaut und rekultiviert werden. Die Gemeinde Thunstetten und die SBB hatten lange um die Rückgabe des Landes verhandelt. Immerhin ging es um 51 600 Quadratmeter Boden, was etwa der Fläche von acht Fussballfeldern entspricht. Die Gemeinde wollte das Trasse nur übernehmen, wenn sie es nicht kaufen musste. Schliesslich gingen die SBB auf die Forderung ein: Thunstetten erhält das Land nach Abschluss der Rückbauarbeiten kostenlos. Im Gegenzug rekultivieren die SBB das Trasse nur teilweise, und wenn die Gemeinde später geschenktes Land verkauft, sind die SBB am Gewinn beteiligt. Der Vertrag wurde am 22. April 2002 im Eisenbahn-Beizli «Gastro-Rail» in Wanzwil unterzeichnet, von Gemeindepräsidentin Christine Röthlisberger und Gesamtprojektleiter Werner Müller. Die Kosten für den Abbruch aller Bahnanlagen inklusive Rekultivierung wurden damals mit rund 4 Millionen budgetiert.

Der Rückbau der stillgelegten Strecke durch Bützberg begann am 16. Juni 2003 mit dem Abbruch des über 100-jährigen Bahnhofs. Das alte Bahnhofgebäude war bereits einige Tage später zu Boden gerissen. Im Herbst folgte auch der Abbau der Anfang der Siebzigerjahre erstellten Betonteile wie Anbau, Perrondächer, Unterführung sowie der Perrons, Masten und Schienen. Im Dezember ging es der Wyssenried-Überführung an den Kragen. Die Strassenbrücke übers frühere Trasse wurde zersägt und mit einem Kran abgehoben. Denn die Betonbrücke sollte auf allfällige Beschädigungen untersucht werden, die möglicherweise durch Streuströme der Stromleitung an den Eisenarmierungen entstanden sein konnten. Ähnliche Untersuchungen waren bei der Eisenbahnbrücke über die Bern–Zürich-Strasse am südwestlichen Dorfrand geplant. Es sollte sich zeigen, ob die Brücke durch die Belastung der darüber fahrenden Züge und durch Streuströme in all den Jahren geschwächt worden war. Deshalb war vorgesehen, auch diese Brücke zu zerschneiden und die beiden parallelen Träger, aus denen sie bestand, je am Stück mit Kränen abzuheben. Denn die Bützberger Brücke, Baujahr 1970/71, war eine der ersten Spannbetonbrücken – wenn nicht gar die erste –, welche die SBB bauen liessen. Die im Innern der Betonträger verlaufenden Stahlseile wurden nach dem Bau der Träger gespannt, womit diese die

In zwei Nächten zwischen 19. und 21. April 2004 werden die Betonträger der Eisenbahnbrücke über die Hauptstrasse bei Bützberg demontiert.



32 Meter lang, 310 Tonnen Gewicht: Der erste Brückenträger wird kurz nach Mitternacht auf den Boden gesetzt.



nötige Festigkeit erhielten und freitragend die Strasse auf einer Breite von 32 Metern überqueren konnten. Die Untersuchung der Brücken findet im Rahmen des Forschungsprojektes ZEBRA (Zustandserfassung von Brücken bei deren Abbruch) statt, das unter der Führung der ETH Zürich steht.

Vor dem Abbau der Strassenunterführung wurden aber im März die kleineren Bahnüberführungen über die Byfangstrasse und die Schlossstrasse abgebrochen. Bei der grossen Brücke über die vertiefte Hauptstrasse musste der Verkehr zeitweise wegen Vorbereitungsarbeiten über eine kurze Umfahrung umgeleitet werden, welche teilweise auf der früheren Strasse verlief, wie sie vor dem Bau der Bahnbrücke bestanden hatte. Die spektakuläre Aktion bei der Unterführung Bern–Zürich-Strasse ging schliesslich in den Nächten zwischen dem 19. und 21. April über die Bühne. Tatsächlich wurde das Gelände in der Umgebung zur Bühne, verfolgten doch Hunderte von Zuschauern die je rund zweistündige Präzisionsarbeit, bei der die Brückenträger mit zwei riesigen Hebekränen abgehoben und wenig daneben abgesetzt wurden. Die Stimmung während der ersten Nachtaktion sei hier mit der folgenden Zeitungsreportage wiedergegeben, die zwei Tage darauf erschien.

*«Das mues me doch gseh ha»*

In Bützberg ist die Nacht hell erleuchtet. Bei der Unterführung der Kantonsstrasse ragen die v-förmigen Arme der zwei Schwergewichtskräne in den klaren Sternenhimmel. Spannung liegt in der Luft. Das Gelände rund um die Baustelle hat sich bevölkert: Über 500 Personen sind gekommen, um Zeugen zu sein, wenn es der 33-jährigen Brücke an den Kragen geht. «Das mues me doch gseh ha», meint Paul Anliker aus Bützberg. Er erinnert sich an die Zeit, als man noch vor dem Bahnübergang warten musste. 1971 war es damit vorbei: Die Unterführung wurde eingeweiht. 33 Jahre später ist das Schicksal der Eisenbahnbrücke besiegelt. Seit die Gleise aufs Trasse der Neubaustrecke verlegt wurden, fährt hier kein Zug mehr vorbei. «Jetzt kommt die Brücke weg, das geht mir schon etwas nahe», gesteht Ivan Bärtschi, «ich bin nämlich auch 33-jährig.» 22 Uhr. Noch bewegt sich die Brücke nicht. Zwischen den Kränen leuchten die orangen Helme der Bauarbeiter, die eifrig hin- und herwieseln.

Luftbild des Abschnitts Önzberg.  
Die Hauptstrecke mit dem  
Önzbergtunnel (Mitte)  
sowie den Abzweiger- und  
Einmündertunneln Wolfacher (links  
und rechts)  
sind gut erkennbar. Foto SBB



Die drei Tunnel im Hügel  
Önzberg: Wolfacher Süd (links),  
Önzberg (Mitte) und Wolfacher  
Nord. Ein Zug steht auf dem  
Abzweiger von Zürich nach  
Solothurn.



Die Zuschauer sind ruhig, hie und da ein leises Gespräch. Dann sirrt es leise. Die Kräne beginnen zu ziehen. Ein metallisches Knirschen, als Reste des Verbindungsblechs zwischen den zwei Brückenträgern reissen. Ganz sachte hebt sich der eine Träger unter dem Zug der Stahltrossen – und die Brückenhälfte schwebt langsam in die Höhe. Millimetergenau muss es zugehen, wenn der 310 Tonnen schwere Betonkoloss gehoben wird. «Der Träger muss von beiden Kränen gleichmässig angehoben werden, damit keine Spannung entsteht», sagt Martin Singenberger. Der Ingenieur vom Berner Büro Emch & Berger hat die Aktion geplant. Singenberger ist froh, dass sich die Brückenhälfte gut gelöst und sich nicht verkantet hat.

Präzisionsarbeit ist gefragt. Daniel Fanger von der Kranfirma Fanger AG, Sachseln, dirigiert die Kranführer per Funk. Der eine Kran fährt zurück. Die riesigen Raupen bewegen sich im Schneckentempo über die Holzstämmen, welche den Druck verteilen. Der grosse Kran – mit einem Gesamtgewicht von 650 Tonnen der stärkste der Schweiz – zieht seinen Arm steiler auf. Darauf schwenken beide einwärts: Die Brücke schwebt nun – fürs Auge erst nach einiger Zeit sichtbar – zwischen den Kränen hindurch Richtung Ablageplatz. «Die Technik fasziniert uns, die Grösse der Kräne, die Kraft.» Claudia und Niklaus Hunziker sind eigens von Oberbipp hergekommen, um das Spektakel in Bützberg mitzuerfolgen. «Das hier ist nichts Alltägliches», schwärmt Claudia Hunziker. «Es interessiert uns auch, weil wir beide in einem technischen Beruf arbeiten.» Die Demontage dauert doch etwas länger, als einige meinten. Darüber freut sich Dorfmetzger Christoph Ambühl. Er hat einen Verpflegungsstand aufgestellt, und seine Würste und Getränke sind gefragter denn je. «Ja, ich bin froh, dass es nicht zu schnell geht», sagt Ambühl. Am Schluss hat er gegen 300 Würste verkauft. «Der Stand wurde geschätzt, viele haben die Idee gelobt», so der Metzger.

Wenige Zentimeter nur ist der 32 Meter lange Träger am grösseren Kran vorbeigezogen worden. Um 23.35 Uhr liegt er am vorbestimmten Platz. Erst jetzt merkt man, wie gross der Betonblock eigentlich ist. Martin Singenberger ist froh, dass es keine Panne gab: «Es ging sehr ruhig zu, bei den am Rückbau Beteiligten wie auch bei den Zuschauern. Das ist nicht selbstverständlich.» Er dreht sich um und geht noch einmal auf die Baustelle. Nach letzten Kontroll- und Aufräumarbeiten ist die Nacht auch für ihn und die Arbeiter gelaufen. Bis am nächsten Abend.

### *Eine Bahnlinie verschwindet*

Die Brückenträger waren in den beiden Nächten entfernt, gelagert und später abtransportiert worden. Sofort begannen die Arbeiter dann, die seitlichen Mauern der Unterführung abzurechen. Nochmals kam viel Abbruchmaterial zusammen, das auf dem Platz gelagert wurde, wo früher das Häuschen des Barrierenwärters gestanden hatte. Kaum zwei Wochen nach der Brückendemontage war von der Unterführung nichts mehr zu sehen. Schon im Juni spross das Gras aus den Strohmatten, mit denen die neu abgeschrägten Seitenborde bedeckt waren. Vom Betonbauwerk war einzig das kleine Trafogebäude neben der Fahrbahn geblieben. Sonst sah es gerade so aus, als würde die Strasse sich durch eine leichte Senke schlängeln.

Rekultiviert waren auch andere frühere Trasseeteile, zum Beispiel im Wyssenried und hinter der Firma Girsberger Sitzmöbel. Niemand konnte im Sommer 2004 überhaupt noch erahnen, dass dort vor zwei Jahren noch alle paar Minuten Züge vorbeigebraust waren.

Die Teile 1, 2 und 3 dieses Beitrages sind in den Jahrbüchern 2001, 2002 und 2003 erschienen.

### *Quellen*

Archiv Berner Zeitung BZ; diverse Artikel in der BZ-Ausgabe Oberaargau (u.a. 23.4.2002, 6.6.2003, 27.10. 2003, 20.4.2004, 21.4. 2004, 1.5.2004) sowie im Langenthaler Tagblatt (2.4.2004)

## Neuerscheinungen



*Archäologie im Kanton Bern. Fundberichte und Aufsätze, Band 5. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, 2004. ISBN 3-907663-00-4. 770 Seiten*

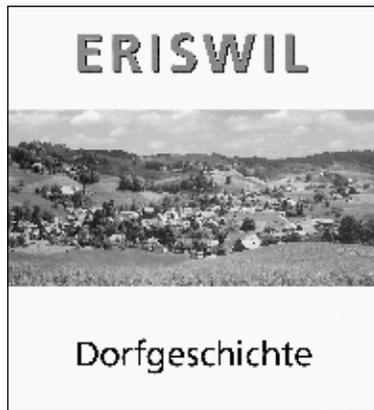
In den zwei gewichtigen Halbbänden legt der Archäologische Dienst des Kantons Bern die Ergebnisse seiner Tätigkeit aus den Jahren 1992 und 1993 zum Mittelalter und der frühen Neuzeit vor – darunter auch verschiedene aus dem Oberaargau. Ein eigener Aufsatz ist den baugeschichtlichen Untersuchungen in der Kirche Bannwil während der Gesamtrestaurierung von 1993 gewidmet. Untersucht wurden die vom Verputz befreiten Innen- und Aussenwände, der Dachstuhl und die Fundamentbereiche; hingegen wurde auf eine Ausgrabung im Innern verzichtet. Nachgewiesen werden konnten so zwei Vorgängerbauten des heutigen Predigtsaales von 1679: ein karolingischer oder frühromanischer sowie ein spätgotischer Umbau.

Ein zweiter Aufsatz fasst die Ergebnisse von vier Untersuchungen im Städtchen von Wangen zusammen, darunter derjenigen während der Werkleitungssanierung im Hinterstädtli (vgl. Jahrbuch des Oberaargaus 2000). Dazu wird der umfangreiche Fundkatalog mit gegen 300 Objekten und Münzen publiziert. Im Städtchen Huttwil untersuchten die Archäologen nach dem Abbruch des Hauses Brunnenplatz 6 den dortigen Verlauf des ehemaligen Stadtgrabens. Aus den 78 Nummern des Fundkataloges wird ein Knabenschuh aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgehoben.

In Niederbipp konnten an der Kirchgasse 8 die Reste eines Hochstudhauses aus der Zeit der Burgunderkriege dokumentiert und in ein Neubauprojekt integriert werden. Präsentiert werden ebenfalls die Ergeb-

nisse der Rettungsgrabungen in der Kirche Ursenbach (vgl. Jahrbuch des Oberaargaus 1994). Kürzere Abschnitte sind der alten Mühle Langenthal, der Ruine Grünenberg in Melchnau, dem Weiler Chlyrot in Untersteckholz sowie dem Städtliturm in Wiedlisbach gewidmet.

Jürg Rettenmund



*Eriswil, Dorfgeschichte. Gemeindeverwaltung Eriswil, 2003. 202 Seiten*

Die Geburtsstunde der Eriswiler Dorfgeschichte schlug im Prinzip anlässlich einer Hobby- und Fotoausstellung im Jahr 2001. Zahlreich waren Eriswilerinnen und Eriswiler dem Aufruf der Veranstalter gefolgt und hatten alte Fotos zur Verfügung gestellt. So entstand die Idee, die Bilder und vor allem die Geschichten, die dahinter steckten, zu dokumentieren und diese in einem Buch zu vereinigen. Eine fünfköpfige Arbeitsgruppe sammelte Schriften und weitere Bilder, befragte Mitbürgerinnen und Mitbürger, ordnete das Zusammengetragene ein und gewichtete es. Entstanden ist so ein Buch, das die Gemeinde in ihren verschiedenen Facetten dokumentiert. Das gewählte Vorgehen bringt es mit sich, dass das Schwergewicht dabei auf dem vergangenen Jahrhundert und der Gegenwart liegt, aus denen die Verfasser und ihre Zeitzeugen aus eigenem Erleben und der Überlieferung ihrer Eltern und Grosseltern schöpfen konnten. Nur vereinzelt wird vorhandene Literatur ausgewertet, um den Blick etwas weiter in die Vergangenheit zu richten – zum Beispiel im Kapitel über die für die Gemeinde lange Jahrzehnte bedeutende Textilindustrie. Die Stärke der Chronik liegt jedoch eindeutig darin, dass sie das in der heutigen Bevölkerung vorhandene, nur sehr zerstreut oder überhaupt nicht schriftlich festgehaltene Wissen zusammenträgt und greifbar macht. Es ist in Eriswil das erste Mal überhaupt, dass dies in dieser abgerundeten Form geschieht.

Neben dem Blick in die Vergangenheit und der Darstellung der Gegenwart stellt das Buch aber auch die Frage nach der Zukunft der Dorfgemeinschaft. Etwa, wenn zum Abschluss des Kapitels «Gesundheitswesen» die Neugeborenen des ersten Halbjahres 2003 abgebildet werden, oder wenn im Schlusskapitel die Lehrstellen und weiterführenden Schulen der austretenden Schülerinnen und Schüler festgehalten sind.

Jürg Rettenmund



*Langenthal – Eine Heimat im Wandel, Verlag Merkur Druck  
Langenthal, 2003. ISBN 3-9070-1263-1. 128 Seiten*

«Langenthal – Eine Heimat im Wandel» ist ein Buch, das die Stadt nicht an ihren historischen Wurzeln und den hohen Trottoirs packt, sondern sich dem Leben im Hier und Jetzt widmet. Es ist geprägt durch die eigenwilligen Schwarzweissbilder von Rudolf Steiner. Sie zeigen die Stadt aus oft überraschenden Blickwinkeln. Überraschend wirken auch einige der Textbeiträge. So räumt Christian Röthlisberger mit der Legende auf, wonach Langenthal die durchschnittlichste Stadt der Schweiz sei. Das Buch wartet weiter auf mit einer «Kultour durch Langenthal» – einer Bestandesaufnahme, Stand Sommer 2003. Und es bringt Kurzporträts der wichtigsten Firmen.

Das Herzstück des Buches sind die dreizehn Porträts von ehemaligen Langenthalerinnen und Langenthalern. Unter anderen kommt die Schriftstellerin Helen Stark-Towlson zu Wort oder der Fotograf Christoph Schütz. Jackie Jones-Cronimund-Mohrman, Autorin, Designerin und Model, lebt zwar in Berlin, «doch nirgends», schreibt sie, «gibts dort ein Chrämerhuus, wo du nach dem Einkaufen zum Apéro gehst, wo du jeden kennst und weisst, wer zu welcher Zeit eintrifft».

Die Wahlberlinerin trifft damit die Grundstimmung des Bandes: Es ist das Buch der Generation Chrämerhuus: weltoffen und doch der Heimat verbunden. Herausgeber ist Daniel Gaberell (34), der Langenthal vor 14 Jahren Richtung Bern verlassen hat.

Ruedi Bärtschi



*Von der Handwerkerschule zur Gewerblich-Industriellen Berufsschule – 150 Jahre Gewerbeschule Langenthal; Sonderband der Langenthaler Heimatblätter 2003, Forschungstiftung Langenthal. 239 Seiten*

Zum 150-Jahr-Jubiläum der Gewerbeschule Langenthal (heute Gewerblich-Industrielle Berufsschule GIB Langenthal) im Jahr 2003 ist ein Buch erschienen, das die Geschichte, den Wandel und die heutige Situation der Schule festhält. Erzählt wird von den ersten Kursen im Winter 1853/54, vom Unterricht im Schulhaus bei der Kirche (heute Überbauung Affenplatz) und im Choufhusi. Später zog die Schule in den

Neubau im Kreuzfeld (heute Regionalbibliothek/Musikschule). Die stetig wachsende Schülerzahl sowie neue Berufsausbildungen machten den Neubau im Hard notwendig, der 1978 bezogen wurde.

Die Entwicklung der Gewerbeschule wird im Jubiläumsbuch eingebettet in die wirtschaftliche Situation, welche in den entsprechenden Epochen in Langenthal und im Oberaargau herrschte. Dargestellt sind auch der stetige Wandel der Berufsbilder, die Entstehung neuer Berufe und die technische und elektronische Entwicklung in Wirtschaft, Gesellschaft und Ausbildungsstätten. Dies wird ergänzt durch Beiträge über die Entwicklung der Weiterbildungsklassen (heute Berufsvorbereitendes Schuljahr BVS) und über die Integration der GIB ins Bildungszentrum Langenthal. Das Buch enthält Beiträge verschiedenster Autoren, darunter mehrerer Lehrer der GIB Langenthal sowie des Rektors Hansrudolf Wyss. Den geschichtlichen Teil von 1853 bis 1975 verfasste Simon Kuert, der auch die Redaktion des Buches besorgte.

Herbert Rentsch



*Neujahrsblatt 2004, Wangen an der Aare. Herausgeber:  
Museumsverein Wangen. 52 Seiten*

Das Neujahrsblatt von Wangen für 2004 blickt in seinem Hauptbeitrag über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus: Im Abdruck des Vortrages, den der Langenthaler Pfarrer Simon Kuert am 22. Oktober 2003 vor dem Verein gehalten hat, bewegt sich dieser auf den Spuren der Hexenverfolgung im Oberaargau. In einem ersten Teil stellt er die Fakten über die vor allem aus den Rechnungen der Landvögte von Aarwangen und Wangen überlieferten Prozesse und Hinrichtungen vor. In einem zweiten Teil versucht er eine Deutung dieses «dunklen, belastenden Kapitels» der Geschichte, wobei er diese ausdrücklich erst als «Fragment» bezeichnet. Drei Ursachen hält er dabei auseinander: 1. Der Aberglaube und das Schaudern vor den Rätseln des Lebens; 2. Das christliche Regiment der Berner Obrigkeit; und 3. Das Eingreifen des Genfer Reformators Johannes Calvin in die Hexenprozesse und sein Einfluss auf den bernischen Pfarrerstand.

In einem weiteren grösseren Beitrag porträtiert Rudolf Schweizer einen seiner Vorfahren, den Wangener Amtsschreiber Johann Mathys (1797–

1866), und dessen Kinder. Mit einem kurzen Überblick über 125 Jahre Sekundarschule (Christoph Kiefer) und einer kurzen Reminiszenz an die Einweihung des neuen Schulhauses 1903 bildet das Schulwesen einen dritten Schwerpunkt des Neujahrsblattes 2004.

Wangen ist im Alphabet ziemlich weit hinten angesiedelt. Es dauert deshalb noch einige Jahre, bis es im neuen Historischen Lexikon der Schweiz auftaucht. Der 2003 erschienene zweite Band erreicht erst den Buchstaben B. Umso mehr schätzt man den Vorabdruck des Textes über Wangen aus der Feder von Anne-Marie Dubler. Abgerundet wird das Neujahrsblatt 2004 durch einen fotografischen Rundgang von Hans Jost zu den historischen Brunnen des Städtchens, die Jahreschronik sowie eine Liste der Verstorbenen.

Jürg Rettenmund



*Lukas Gloor, Peter Killer: Max Hari. Die Überarbeitungen und Werke 1994–2003. Stämpfli Verlag AG, Bern 2003. ISBN: 3-7272-1096-6. 94 Seiten*

Rund 100 Werke von Max Hari zeigt der sorgfältig bebilderte und grossformatige Band. Das alleine ist schon Grund genug, sich mit der Monografie zu befassen. Das Buch bietet aber noch viel mehr: Der Konservator Lukas Gloor führt ein in die «Überarbeitungen», in denen sich Max Hari mit Darstellungen von bekannten Künstlerkollegen wie Van Gogh, Hodler oder Cézanne auseinandersetzt. Gloor würdigt die Arbeiten Haris in einem grossen kunsthistorischen Bogen. Zwischen gut ausgewählten und repräsentativen Werken der letzten zehn Jahre findet sich ein sehr persönliches Gespräch, das der Kunstkritiker Peter Killer mit seinem Freund Hari führte. Zusammen mit Texteingängen Killers ergibt sich so ein packender und neuer Zugang in die Denk- und Arbeitswelt Haris. Der Langenthaler Max Hari ist 54-jährig, Künstler und Gymnasiallehrer. Wer sich auf seine Malerei einlässt, muss sich auf einiges gefasst machen; der Zugang zu seinen Werken gelingt nicht immer unmittelbar, die geheimnisvolle Anziehung seiner Bilder gründet in der spürbaren und intensiven Auseinandersetzung, der theoretischen Reflexion des Malers und dem praktischen Ringen um die Richtigkeit der Aussage. Der Betrachter ahnt, dass es sich Hari nie einfach macht und er die Interessierten, die sich mit seinen Bildern befassen, über Stolpersteine und Un-

gleichgewichte nachdenken lassen will. Seine Bilder regen an, über das Sein, den Sinn des Lebens nachzudenken und in eine eigene Erfahrungswelt einzutauchen.

Konrad Tobler schreibt in seiner Pressekritik: «Hier liegt ein Werk vor, welches das Erbe des Expressiven und letztlich Existenziellen nie verleugnet, umgekehrt aber immer auch von einer intensiven theoretischen Reflexion begleitet ist: Mit Max Hari über seine Bilder und über die Geschichte der Kunst zu sprechen ist in besonderem Ausmass fruchtbar.» Ein schönes, mit Kenntnis und Liebe gestaltetes Buch.

Martin Fischer



*André Holenstein: Der Bauernkrieg 1653 – Ursachen, Verlauf und Folgen einer gescheiterten Revolution. Mit kommentierter Transkription des Bundesbriefes. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Jg. 66, Bern 2004, Heft 1. 43 Seiten*

Des Gedenkjahrs des Schweizerischen Bauernkrieges von 1653 nahm sich auch das Jahrbuch des Oberaargaus in seiner letzten Ausgabe an: Hans Balsiger trug aus der vorhandenen Literatur die wesentlichsten Ereignisse und Schauplätze aus unserem Landesteil im Verlauf dieses Konfliktes zusammen und stellte sie dar.

Einen anderen, für den Oberaargau nicht weniger faszinierenden Zugang hat André Holenstein, Professor für Schweizergeschichte an der Universität Bern, in seinem Vortrag vor dem Historischen Verein des Kantons Bern gewählt, der in einer erweiterten Fassung in der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde veröffentlicht worden ist: Er stellt den Bundesbrief der Aufständischen ins Zentrum seines Überblickes. Dieser war in Sumiswald und Huttwil aufgezeichnet und am zweiten Ort am 14. Mai 1653 feierlich beschworen worden. Dieses Dokument vermittelt, wie Holenstein schreibt, «einen Überblick, und es legt gleichzeitig die Emotionen und Visionen der Zeitgenossen offen». An ihm lässt sich zeigen, wo die Ursachen des Konfliktes lagen, wie dieser eskalierte, wer die Parteien waren, wie aktuell der Mythos des eidgenössischen Bundesgedankens bei den Aufständischen war und welches schliesslich die Ziele des Bauernbundes waren. Holenstein ergänzt diese Kapitel mit einer Zusammenfassung der zu Ungunsten der Bauern aus-

gefallenen Entscheidung, geht auf die Bedeutung des Bauernkrieges in der Geschichte der alten Eidgenossenschaft ein und zeigt schliesslich, wie der Krieg im 19. und 20. Jahrhundert dargestellt und gedeutet worden ist.

In einem zweiten Teil des Heftes liefert der Autor zudem einen Nachweis der erhaltenen Originale, zeitgenössischen Abschriften und Drucke sowie eine ausführlich kommentierte Transkription.

Jürg Rettenmund



*Walter Schneeberger, Hans Leuenberger, Hans Kurth-Hofstetter:  
Rütschelen 1273. Ein Dorf und seine Geschichten. Eigenverlag  
Rütschelen 2004, 125 Seiten*

«Ein Dorf und seine Geschichten» ist die sechste Broschüre, welche der Dorfverein Rütschelen im Rahmen der Reihe «Rütschelen vor Jahr und Tag» herausgibt. Erneut haben Hans Leuenberger, Hans Kurth-Hofstetter und Redaktor Walter Schneeberger Bekanntes und Unbekanntes über das Oberaargauer Dorf in der weitläufigen Kirchgemeinde Lotzwil zusammengetragen. Die aktive Chronistengruppe stützt ihr Wissen auf Urkunden aus allen zugänglichen Archiven und weiter auf Chroniken und Publikationen, in denen Rütschelen erwähnt wird.

Die Broschüre beschäftigt sich zunächst mit dem Namen Rütschelen, welcher 1273 erstmals in einer Urkunde des Klosters St. Urban als Ruschole erscheint. In dieser Urkunde bestätigt Hugo von Ensisheim den Verzicht auf seine Güter in Ruschole zugunsten des Klosters. Dann wird das Dorf geographisch abgescritten und das Gemeinwesen mit seinen heutigen Dienstleistungen und Aufgaben (wie Feuerwehr, Schule, Wasserversorgung etc.) beschrieben.

Dann folgt ein Abschnitt über die Rüttschleler Geschichte «Mutmassungen seit der ersten Erwähnung bis heute», mit Episoden, die vor allem aus den Chorgerichtsmanualen der Kirchgemeinde Lotzwil stammen. Eine aufschlussreiche Dorfchronologie schliesst den Band ab. Hier vernimmt man von einer Verkaufsurkunde eines Rudolf von Rütschelen aus dem Jahre 1346, die noch mit dem Siegel des begüterten Bauern versehen ist. In diesem Siegel taucht erstmals ein aufrechter Bär auf, so wie er heute noch das Dorfwappen von Rütschelen ziert.

Die Broschüre ist erneut ein Zeugnis für die Liebe dieser drei Dorfchronisten zu ihrem Dorf und ihrer Heimat. Es ist schon erstaunlich, wie viel in diesem kleinen Dorf für die Dorfkultur getan wird. Dafür verdienen die Rütsheler unsere Hochachtung.

Simon Kuert

# Organisation der Jahrbuchvereinigung

## Vorstand und Redaktion

---

Fischer Martin, Herzogenbuchsee, Präsident\*  
Anderegg Minna, Wangen a. A., Geschäftsstelle  
Binggeli Valentin, Bleienbach, Bildredaktion\*  
Gfeller Walter, Herzogenbuchsee  
Hänni Margreth, Langenthal, Sekretariat Vorstand  
Ischi Markus, Langenthal  
Jenzer Kathrin, Niederönz  
Kuert Simon, Langenthal\*  
Lerch Martin, Langenthal  
Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee, Geschäftsstelle\*  
Rentsch Herbert, Herzogenbuchsee\*  
Rettenmund Jürg, Huttwil, Präsident Redaktion\*  
Salvisberg Fredi, Wiedlisbach, Kassier\*  
Schärer Daniel, Schwarzenbach, Bildredaktion\*  
Wüthrich Renate, Langenthal, Sekretariat Redaktion\*

Die mit \* bezeichneten Vorstandsmitglieder gehören der Redaktion an

## Ehrenmitglieder

---

Binggeli Valentin, Bleienbach; Jufer Max, Langenthal; Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee;  
Meier Gerhard, Niederbipp; Moser Hans, Bützberg; Rettenmund Jürg, Huttwil; Salvis-  
berg Fredi, Wiedlisbach

## Einzelmitglieder

---

Aeberhard-Jordi Hansruedy und Marlies, Langenthal; Aebersold Walter, Thörigen;  
Aebersold Alfred, Lotzwil; Aeschlimann Fredy, Wiedlisbach; Affolter Lorenz, Roggwil;  
Akermann-Bratschi Annemarie, Herzogenbuchsee; Allemann Werner, Wiedlisbach;  
Amsler Hedi, Tenniken; Anliker Ueli, Langenthal; Aschwanden Rolf, Oberbipp; Augst-  
burger Christine, Sumiswald  
Baer Ernst, Langenthal; Balsiger Therese, Kleindietwil; Balsiger Hans, Herzogen-  
buchsee; Baumann Jörg, Langenthal; Baumann Rudolf, Roggwil; Baumberger Hans,  
Langenthal; Berger Walter und Ka, Bleienbach; Bernasconi August, Wylsachen; Bienz

Willi, Langenthal; Birkner Christhard, Niederbipp; Bohner-Ammann Ernst, Wiedlisbach; Böni Ruedi, Madiswil; Born-Greub Max, Lotzwil; Bracher Bernhard, Huttwil; Braun Dieter, Kleindietwil; Brotschi Peter, Niederbipp; Brunner Hans, Oberbipp; Bürgi-Adam Andreas, Wangen a. A.; Burkhard-Schaad Beatrice, Langenthal; Burkhardt Rosmarie, Huttwil; Bürki Fritz, Langenthal; Burri Erich, Langenthal; Buser-Betschart Selina, Langenthal; Bütschi Ernst, Niederbipp  
Cartier Stefan, Niederönz; Cavin Marcel, Aarwangen; Christen Charles, Engelberg; Christen Paul, Langenthal  
Dinkelmann Max, Kriens; Düby Theo, Langenthal; Duppenhaler Ernst, Melchnau  
Eberhard Hans, Welschenrohr; Egger-Studer Rosa, Langenthal; Ehinger Peter und Sabine, Melchnau; Emmenegger André, Wiedlisbach  
Fankhauser P. und A., Oschwand; Fankhauser-Trösch Rosmarie, Leimiswil; Felber Erika, Attiswil; Felber Vreni, Rumisberg; Fiechter Margrit, Huttwil; Flück Urs, Langenthal; Flury Walther, Langenthal; Furrer Martin, Wangen a. A.  
Gasser Bruno, Attiswil; Geiser Peter, Langenthal; Geiser Peter R., Langenthal; Gerber Max, Aarwangen; Gerber Rudolf, Rumisberg; Glur Marianne, Roggwil; Graeter Paul, Seeberg; Graf Rudolf, Aarwangen; Graf Kurt, Huttwil; Gräub Niklaus, Madiswil; Greuter Fritz, Langenthal; Guthauser Hans, Bern  
Häni Suzanne, Langenthal; Harder Brigitte, Aarwangen; Hari Max, Langenthal; Haudenschild Peter, Niederbipp; Heiniger Martin, Melchnau; Herrmann Samuel, Langenthal; Herzig Rosmarie, Langenthal; Hirter Rösli, Langenthal; Hofer Hans, Langenthal; Hofmann Beat, Madiswil; Hohl Jörg, Attiswil; Holenweg Kurt, Herzogenbuchsee; Horisberger Alfred, Bützberg; Huber Hans, Bleienbach; Huber Erika, Huttwil; Hug-Born Annemarie, Lotzwil  
Indermühle Käthi, Bannwil; Ingold-Ingold Hans, Herzogenbuchsee; Ischi Walter, Oschwand  
Jaussi Margret, Wangenried; Jenzer Herbert, Bützberg; Jordi Hansruedi, Langenthal  
Jordi Thomas, Bleienbach; Jost Hans, Wangen a. A.  
Käser Hans-Jürg, Langenthal; Käser Peter, Obersteckholz; Keller Margret, Langenthal; Kernen Walter, Wiedlisbach; Killer Peter, Olten; Kohler Emil, Basel; Kopp Walter, Oberönz; Kuert Hannes, Obersteckholz; Kuert Jakob, Aarwangen; Kurt Fred, Herzogenbuchsee; Kunz Heinz, Langenthal  
Läderach Hansjörg, Aarwangen; Landolt Christoph, Langenthal; Lanz-Meyer Beat, Huttwil; Le Grand Verena, Langenthal; Lebdowicz Urs, Wangen a. A.; Leibundgut Christian, Kirchhofen; Leuenberger Hans, Pfeffingen; Leuenberger Hans-Ulrich, Wiedlisbach; Liechti-Hasler Elisabeth, Burgdorf; Lienhard Martin, Bolken; Lindegger Hans Peter, Niederönz; Löffel-Bühler Therese, Huttwil; Luder Paul, Langenthal; Luder Lilo und Samuel, Langenthal; Lustenberger Josef, Herzogenbuchsee; Lüthi Adrian, Burgdorf; Lüthi Kurt, Melchnau; Lyrenmann Max, Langenthal  
Marty Lukas, Affoltern a. A.; Mathys-Neukomm Elsa und Samuel, Huttwil; Matter Martin, Bern; Matter Käthi, Melchnau; Meyer Markus, Roggwil; Meyer-Zumstein Dora, Attiswil; Moor Rudolf, Schaffhausen; Mordasini Riccardo, Aarwangen; Morgenthaler Andreas, Melchnau; Müller Ernst, Langenthal; Multerer Thomas, Langenthal; Mumenthaler Paul, Huttwil  
Näf Stefan, Thunstetten; Nydegger Rolf, Herzogenbuchsee; Nyfeler Daniel, Langenthal

Obrecht-Dürst Erika, Wiedlisbach; Ott Daniel, Bleienbach  
Palm Alfred, Herzogenbuchsee; Pauli Heidi, Langenthal; Pfenninger Friedrich, Huttwil; Plüss Erwin, Oschwand; Probst Benedict, Langendorf; Pulfer-Kohler Hans, Herzogenbuchsee  
Riser Fritz, Langenthal; Rösch Jakob, Melchnau; Roth Alfred, Burgdorf; Rötchlisberger Christine, Bützberg; Rotschi Paul, Roggwil; Ruch Hans Ulrich, Merligen; Ruckstuhl Alfred, Langenthal; Ruckstuhl Beat, Langenthal  
Sägesser Bethli, Aarwangen; Salvisberg Hansrudolf, Bollodigen; Schaad Paul, Herzogenbuchsee; Schaffer Emil, Langenthal; Schärer Andreas, Langenthal; Schärer Simon, Seeberg; Scheidiger Hans, Langenthal; Schelbli Robert, Herzogenbuchsee; Schlup Christine, Niederbipp; Schmutz Fredy, Seeberg; Schneeberger Alice, Utzenstorf; Schneeberger Ernst, Roggwil; Schneeberger Walter, Roggwil; Schneider Hedy, Herzogenbuchsee; Schönauer Dora, Langenthal; Schüpbach Rudolf, Lotzwil; Schüpbach Christian, Alten; Schüpbach Peter, Madiswil; Schwalm-Bomio Elena, Langenthal; Siegenthaler Martin, Roggwil; Simon Senta, Herzogenbuchsee; Sinzig Ulrich, Langenthal; Sommer Werner A., Langenthal; Sommer André, Langenthal; Stalder Peter, Aarwangen; Steffen Peter, Aarwangen; Steiner Andreas, Herzogenbuchsee; Steiner-Pfister Dora, Bern; Sutter Robert, Niederbipp  
Tanner Christine, Burgdorf; Tanner Rolf, Melchnau; Tardent Emanuel, Langenthal; Trento-Matucci Bianca, Langenthal; Trösch-Mosimann Brigitta, Farnern; Tschan Richard, Wiedlisbach; Tschanz Fritz Heinz, Bern  
Urben-Staub Lotti, Inkwil  
Voellmy Werner, Langenthal; Vogt Hanspeter, Aarwangen; von Ballmoos Rita, Rohrbachgraben  
Waber Peter, Langenthal; Wächli Christine, Bleienbach; Waldmann Fritz, Thunstetten; Weber Otto, Sumiswald; Wegmüller Samuel, Mattstetten; Weibel Eva, Niederönz; Wenger Hans, Herzogenbuchsee; Wenger Lukas, Langenthal; Widmer Dieter, Wanzwil; Widmer Heinz, Schwanden; Widmer Kurt, Aarwangen; Wiesmann Josef, Wangen a. A.; Wyler Peter, Langenthal; Wyssmann Hedy, Herzogenbuchsee; Wyssmann Werner, Derendingen  
Zahnd Andreas, Erlach; Zaugg Urs, Oschwand; Zemp Robert, Aarwangen; Ziegmüller Martin und Ruth, Vinelz; Zogg Bernhard, Langenthal; Zumstein Beat, Langenthal

#### Kollektivmitglieder

---

Bader AG Büro Design, Langenthal; Berner Kantonalbank, Herzogenbuchsee; Clientis Bank Huttwil, Huttwil; Clientis Bernerland Bank, Wyssachen; Clientis Bernerland Bank, Madiswil; Holu AG, Niederönz; Kuert Druck AG, Langenthal; Merkur Druck AG, Langenthal; Naturschutzverein Wiedlisbach und Umgebung, Wiedlisbach; onyx Energie Mittelland, Langenthal; Region Oberaargau, Langenthal; Rotary Club Langenthal, Langenthal

#### Gemeinden

---

Einwohnergemeinden Aarwangen, Attiswil, Bannwil, Berken, Bettenhausen, Bleienbach, Bollodigen, Busswil, Dürrenroth, Eriswil, Farnern, Gondiswil, Graben, Heimen-

hausen, Hermiswil, Herzogenbuchsee, Huttwil, Inkwil, Kleindietwil, Leimiswil, Lotzwil, Madiswil, Melchnau, Niederbipp, Niederönz, Oberbipp, Oberönz, Obersteckholz, Oeschenbach, Reisiswil, Roggwil, Rohrbach, Rohrbachgraben, Röthenbach, Rumisberg, Rütshelen, Schwarzhäusern, Seeberg, Thörigen, Untersteckholz, Ursenbach, Walliswil-Wangen, Walliswil-Bipp, Wangenried, Wangen a. A., Wanzwil, Wiedlisbach, Wolfisberg, Wynau; Stadt Langenthal.

Kirchgemeinden Eriswil, Herzogenbuchsee, Lotzwil, Madiswil, Ursenbach.

Bürgergemeinden Bleienbach, Farnern, Huttwil, Oberönz, Ursenbach, Wynau; Dorfbürgergemeinde Madiswil.